

Archiv der Gossner Mission
im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_0949

Aktenzeichen

6/26/6

Titel

Druckaufträge

Band

Laufzeit

1980 - 1982

Enthält

u.a. Zambia - Aus Geschichte und Gegenwart; Jahresberichte aus den Missionsgebieten und der Heimat; Briefe aus Indien von Mitarbeitern der Leipziger Mission; Informationen und Nachrichten aus Indien; Abschlussbericht der Lehrerin Else Furthmüller über ih

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

namaste - hallo



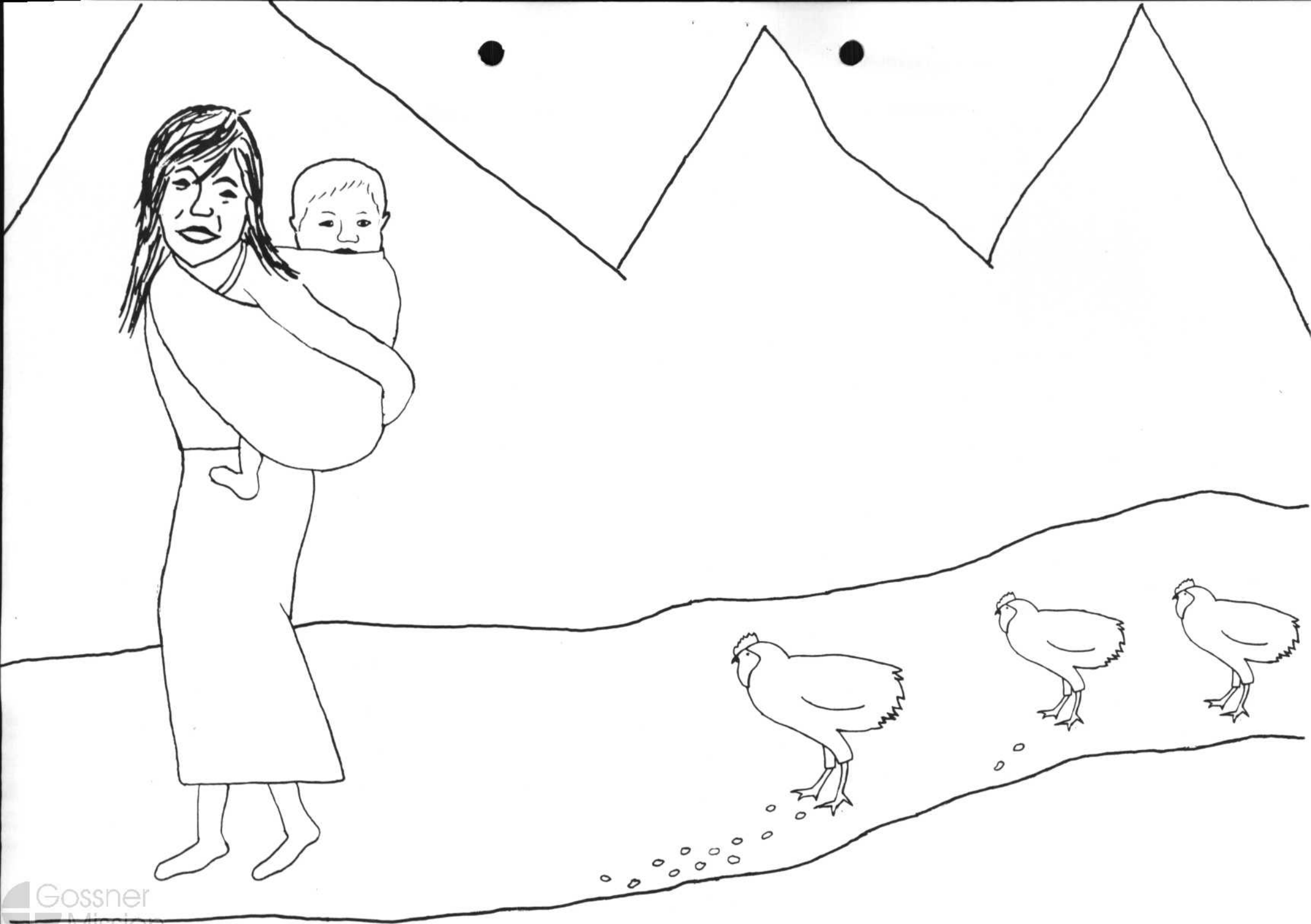
Namaste - hallo,
ein Kind aus Nepal erzählt.

Eine Geschichte für Kinder vom
fünften bis zum achten Lebensjahr
mit Bildern zum Ausmalen.

"Namaste" so begrüßt man sich bei uns in Nepal. "Namaste" heißt übersetzt "ich achte Dich", aber ich glaube, ihr in Deutschland sagt "hallo", wenn ihr einen guten Freund trifft.

Ich möchte Euch von meinem Land Nepal, meinem Bruder Bahadur und meinen Eltern erzählen.

Mein Bruder Bahadur ist noch sehr klein. Den ganzen Tag über spielt er mit den Kindern aus unserem Dorf. Sie spielen an der Quelle, wo wir Wasser holen, oder laufen den Ziegen und Hühnern nach. Wenn Bahadur müde wird, dann kommt er zu mir und bittet: "Shanti, nimm mich doch auf den Rücken. Ich kann nicht mehr laufen. Ich bin soooo müde." Dann hole ich mein Tuch, wickle Bahadur darin ein und binde ihn mir auf den Rücken. Vorne auf



meinem Bauch ziehe ich die Tuchzipfel zu einem festen Knoten zusammen, damit mir mein Bruder nicht herunterrutschen kann. Kaum, daß ich ihn trage, kuschelt er sich schon an meine Schulter und schläft ein.

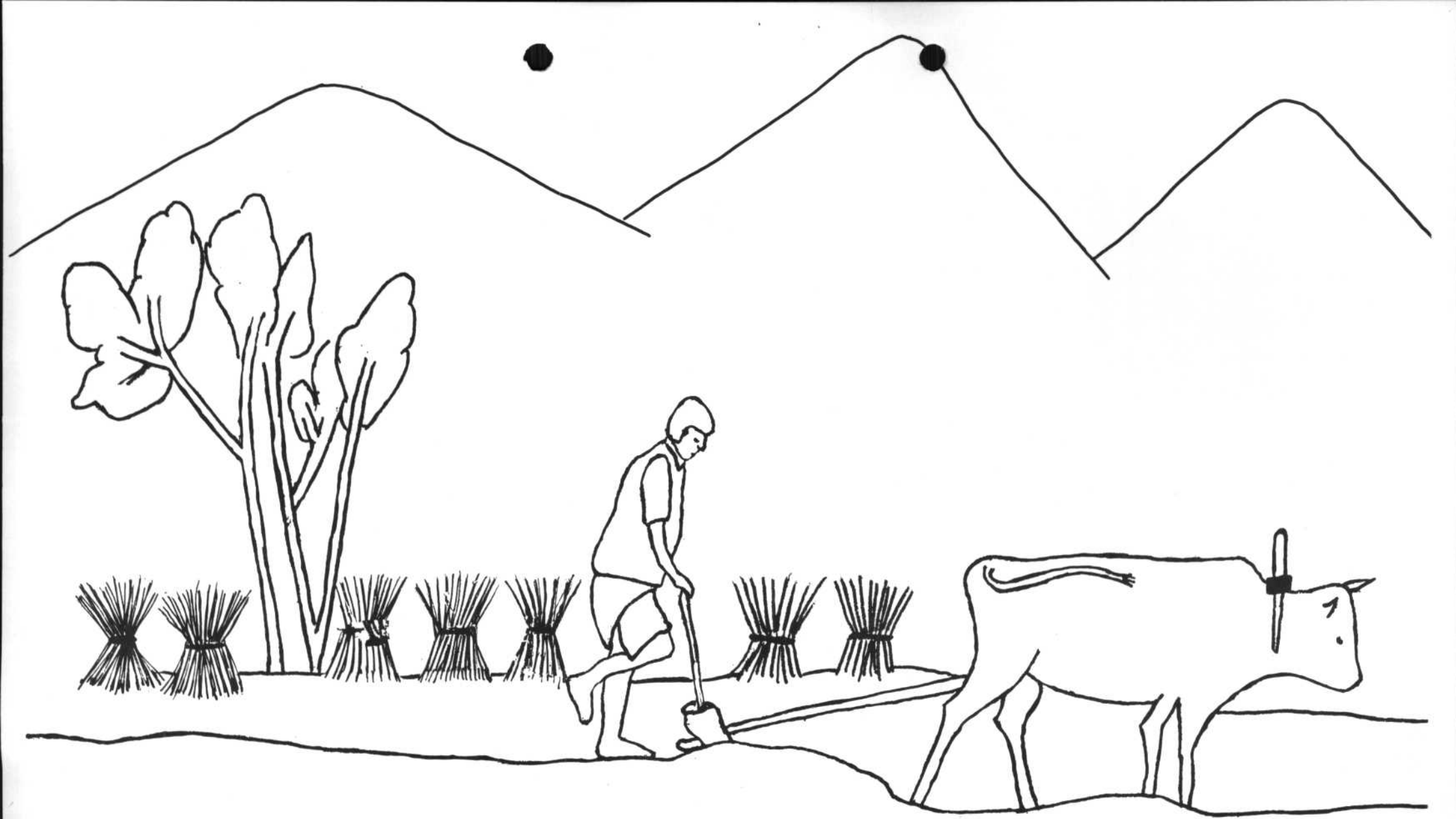
Bahadur hat es gut, er ist noch zu klein, um arbeiten zu können. Aber ich bin acht Jahre alt und kann meinen Eltern im Haus und auf dem Feld schon tüchtig helfen.

Frühmorgens, wenn die Sonne über den Bergen aufgeht, stehe ich auf. Im Licht der Morgensonne glühen die schneebedeckten Gipfel der Berge hellrot. Das sieht sehr schön aus. Unser Dach ist aus rotem Lehm und hat ein Dach aus Stroh. Meine Mutter ist schon aufgestanden und hat das Holz an der Feuerstelle angezündet. Wenn die Holzscheite glühen, setzt sie einen Topf darauf, in



dem sie für uns alle Tee mit Milch kocht. Der heiße Tee wärmt herrlich auf. Das ist sehr angenehm, denn in der Nacht wird es bei uns manchmal ziemlich kalt. Dann frieren wir auf unseren dünnen Schlafmatten.

Nach dem Frühstück geht mein Vater auf das Feld, und meine Mutter und ich machen uns an die Arbeit im Haus. Von der Quelle hinter unserem Dorf holen wir Wasser. Dort treffen wir auch die anderen Frauen und Kinder aus dem Dorf. Einige füllen nur rasch ihre Krüge mit Wasser, andere spülen das Geschirr, waschen Wäsche und ihre Kinder. Das gibt immer ein großes Geschrei, denn das Wasser aus dem Berg ist eisig. Das haben die Kinder gar nicht gern. Ich treffe an der Quelle meine Freundin Maja. Beim Waschen haben wir etwas Zeit, uns zu unterhalten.



Nachdem wir das Haus sauber gemacht haben, gehen meine Mutter und ich in den Wald. Dort sammeln wir Holz. Auch Bahadur hilft schon mit. Er sammelt die kleinen Holzstückchen auf und bringt sie uns. Das Holz brauchen wir zum Essenkochen.

Jetzt müssen wir uns aber beeilen, denn mein Vater wartet schon auf dem Feld auf uns. Es ist Erntezeit. Das Getreide haben wir mit unseren Sicheln gemäht, gebündelt und am Feldrand aufgehockt. Mein Vater ist gerade dabei, das Feld zu pflügen. Hinter den Ochsen hat er einen Holzpflug gespannt. Damit zieht er tiefe Furchen in den Boden. Das ist eine sehr schwere Arbeit.

Ich bringe die Getreidebündel nach Hause. Damit ich die Bündel besser tragen kann, stecke ich sie in Kiepen. Mit einem breiten



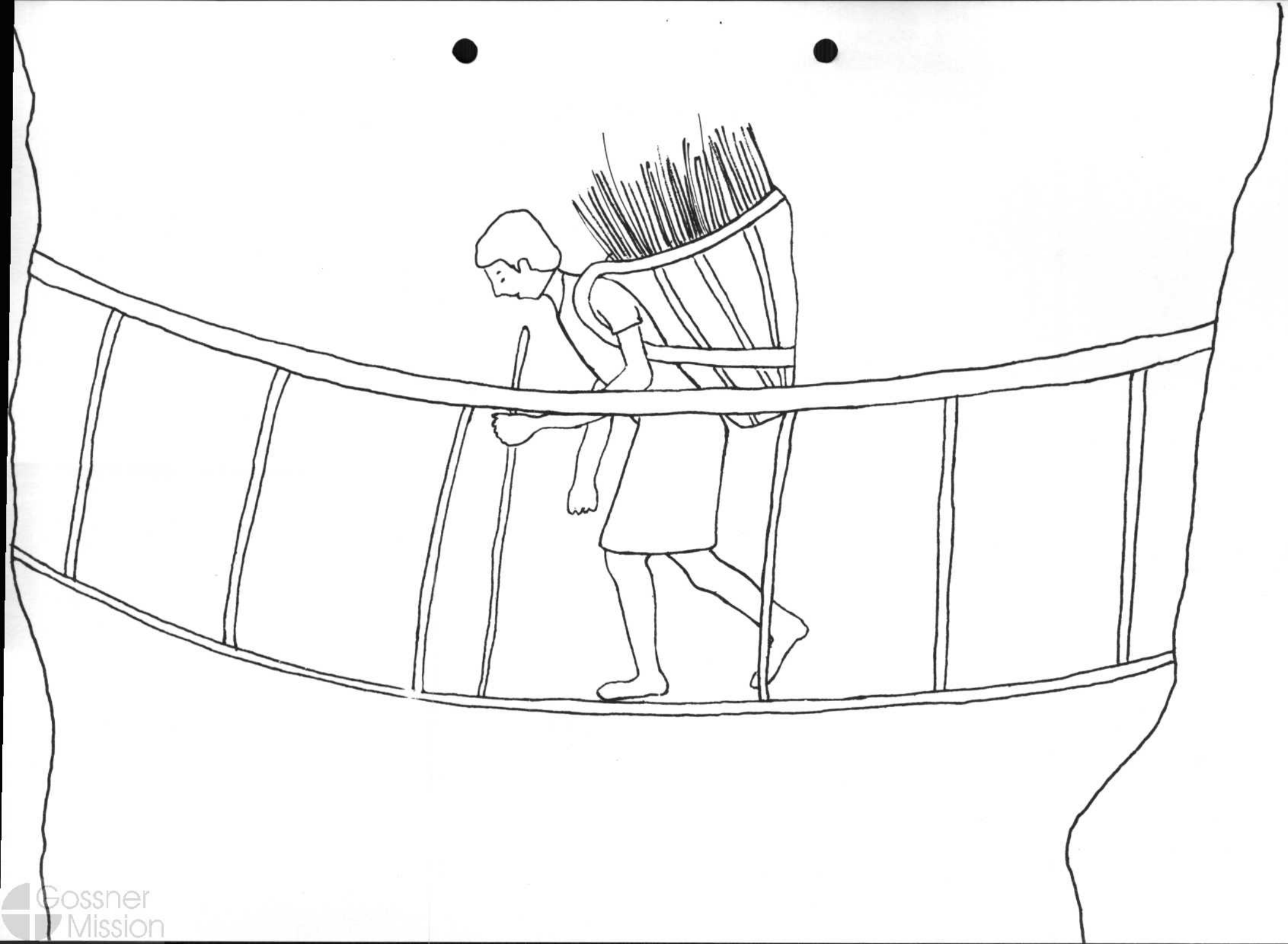
Riemen, den ich mir um den Kopf lege, halte ich die Kiepe auf dem Rücken. Die Kiepen sind ziemlich schwer. Um nicht unter der Last nach hinten überzukippen, beuge ich mich weit nach vorne.

Den größten Teil des gedroschenen Getreides bewahren wir für die Trockenzeit auf. Weil während dieser Zeit kein Tropfen Regen fällt, kann auch nichts auf den Feldern wachsen. Dann leben wir von den Vorräten, die wir von der letzten Ernte übrig behalten haben. Wenn die Ernte schlecht ist, kann es passieren, daß wir in den Trockenmonaten nicht genug zu essen haben. Das ist sehr schlimm. Geld, mit dem wir auf dem Markt Reis oder Kartoffeln kaufen könnten, haben wir nicht.

Aber in diesem Jahr haben wir Glück. Es ist eine gute Ernte.

Da werden unsere Getreidevorräte auf dem Dachboden bestimmt

für die Trockenmonate ausreichen. Mein Vater hat sogar gesagt:



"Es ist genug Getreide da, daß ich etwas davon verkaufen kann.
Gleich morgen gehe ich in das Tal zum Markt."

Mit einer prallgefüllten Kiepe macht sich mein Vater auf den Weg.
Der Markt liegt weit entfernt von unserem Dorf, und man muß viele
Stunden laufen. Über steile Berge , reißende Flüsse und schwankende
Hängebrücken, die über tiefe Schluchten führen, kommt mein Vater
in die Stadt. Meistens bringt mein Vater uns von dort eine Über-
raschung mit: meiner Mutter ein neues Tuch, für Bahadur Kekse und
für mich? Ja, was wird er wohl mir mitbringen? Vielleicht eine
Kette, wie sie meine Freundin Maja hat?

Gedenkfeier für Hans Lokies

am 11. Dezember 1982
in Berlin-Friedenau

"Entscheidende Jahre in der Gossner Mission 1927 - 1962

Hans Lokies als Inspektor und Direktor"

Begrüßung (Dr. Hans Grothaus)

Lied EKG 2, 1-3. 9

1. Gottes Sohn ist kommen uns allen zu Frommen
hie auf diese Erden in armen Gebärden,
daß er uns von Sünde freie und entbinde.
2. Er kommt auch noch heute und lehret die Leute,
wie sie sich von Sünden zur Buß sollen wenden,
von Irrtum und Torheit treten zu der Wahrheit.
3. Die sich sein nicht schämen und sein' Dienst annehmen
durch ein' rechten Glauben mit ganzem Vertrauen,
denen wird er eben ihre Sünd vergeben.
9. Ei nun, Herre Jesu, richt unsere Herzen zu,
daß wir, alle Stunden recht gläubig erfunden,
darinnen verscheiden zur ewigen Freuden.

Die Gossner Mission 1927 - 1963 (Dr. Christian Berg)

Gedicht von Hans Lokies

Die Zeit der Bekenrenden Kirche und die Verantwortung für den
Katechistischen Dienst (D. Kurt Scharf)

Lied 786, 1. 3. 4. aus Gossners Liederbuch
(Melodie: Wer nur den lieben Gott lässt walten)

1. Wie feyr'lich, Herr, ist diese Stunde,
in der so viele weit und breit,
in einem Geist, aus einem Munde,
hier nah' beysammen, dort zerstreut,
doch Alle nur um Eines fleh'n,
Jesus Reich sich mög' erhöh'n.
3. Ja die Gesellschaft deiner Frommen
sey eine Seele nur, Ein Geist;
von deiner Liebe eingenommen,
die sich in Bruder Lieb' erweist,
verknüpft durch innern Herzensdrang
dir zur Anbetung, Lob und Dank.
4. Ach! daß dein Ruhm, dein großer Namen
bald auf der ganzen weiten Erd',
in voller Kraft von deinem Saamen,
gerühmt und angebetet werd'!
Von einem bis zum andern Meer
erschalle deines Namens Ehr'!

Die Gründung des Gossner-Zentrums in Mainz

(Pfarrer Friedrich Weissinger)

Gedicht von Hans Lokies

Impulse für den Dienst der Gossner Mission in der DDR

(Pfarrer Bruno Schottstädt)

Liedverse von Hans Lokies aus "Gottes Gast" 1. 3. 5.

(Melodie: Zeuch ein zu deinen Toren)

1. Herr, der du einst die Menge
Gespeist mit Brot und Fisch,
Du deckst selbst im Gedränge
Der Feinde mir den Tisch.
Du schenkest voll mir ein:
Ich seh' das Brot Dich brechen
Und hör' den Segen sprechen
Dich über Brot und Wein.
3. Nun steht der Himmel offen
Im dunkeln Erdental.
Auch ich darf gläubig hoffen,
Herr, auf Dein Liebesmahl.
Wie Fremdlinge nach Haus',
Wie Bettler nach der Spende,
So streck' ich meine Hände
nach Deiner Gnade aus.
5. Da bin emporgestiegen
Die Stufen ich, Dein Gast,
Und sah den Tisch sich biegen
Vor Deiner Gaben Last.
Die Not ein Ende hat:
Es reicht Dein Liebeswille
Mir Speis und Trank die Fülle
Und macht die Seele satt.

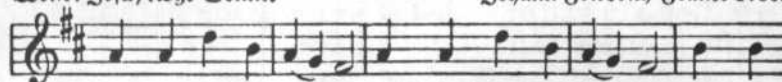
Berufung für den Dienst in Indien (Schwester Ilse Martin)

Lied von Johannes Gossner

Wesle: Jesu, ewige Sonne.

Johann Friedrich Franke 1780.

54



1. Seg-ne und be-hü-te uns durch dei-ne Gü-te, Herr, er-



heb dein An-ge-sicht ü-ber uns und gib uns Licht!

2. Schenk uns deinen Frieden alle Tag hienieden; gib uns deinen
guten Geist, der uns stets zu Christo weist!

3. Amen, Amen, Amen! Ehre sei dem Namen Jesu Christi,
unsers Herrn, denn er segnet uns so gern!

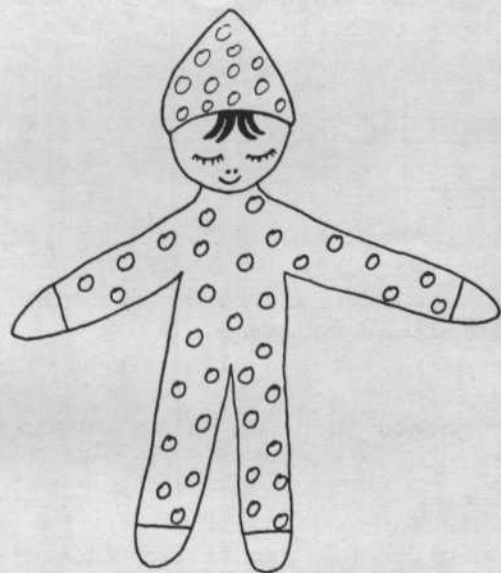
Johannes Gossner, 1773—1858.

Schlußwort (Dr. Hans Grothaus)

GOSSNERKIRCHE IN INDIEN

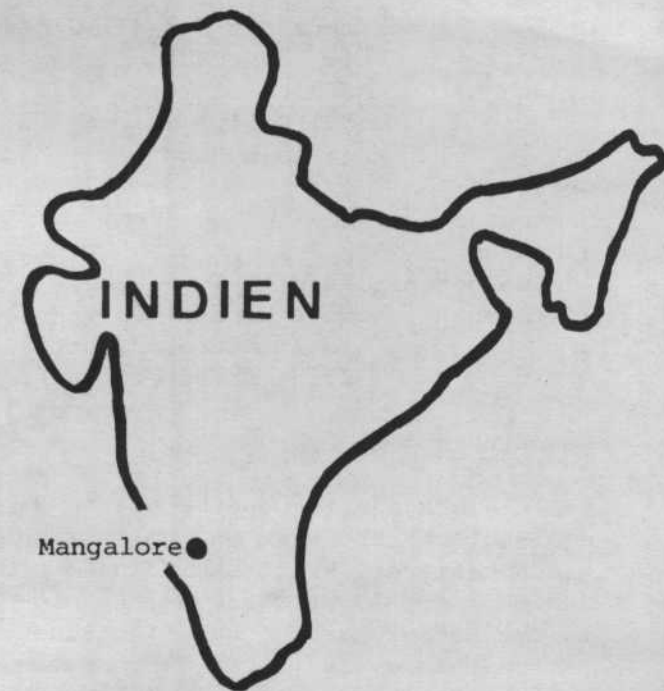
1845 begannen die ersten Gossner-Missionare ihre Missionsarbeit unter den Ureinwohnern (Adivasis) Indiens. Daraus ging die Evangelisch-Lutherische Gossnerkirche in Chotanagpur und Assam (Nordindien) hervor, die 1919 selbständig wurde.

Deutsche Mitarbeiter sind zur Zeit nicht in Indien. Finanziell unterstützt die Gossner Mission die Missionsarbeit der Gossnerkirche, die theologische Hochschule, ein Dschungelkrankenhaus, eine Lehrwerkstätte, und weitere von der Kirche durchgeführte Landwirtschaftsprogramme in den Dörfern und Sozialprogramme in den Slums der Großstadt Ranchi.



Puppe

GOSSNER MISSION



Batik

GOSSNER MISSION

Handjerystraße 19/20
1000 Berlin 41
Tel. 030 - 85 10 21

Postscheckkonto:
Berlin West 520 50-100

Bankkonto:
Berliner Bank, BLZ 100 200 00
Kto.-Nr. 0407480700

Seidenbatiken, Grußkarten, Puppen

*aus
Indien*

INDIEN

Das Land

Größe	mehr als 3,2 Mill. qkm (= 13 x BRD)
Einwohner	Schätzung Mitte 1978 637 Mill. (= 10 x BRD)
Geburten- überschuß jährlich	2,1 %
Analphabeten	rund 70 %
Religionen	80 % Hindus, 10 % Moslems, 10 % andere, darunter 2,6 % Christen

Geschichte

Viele Jahrhunderte Dauerbesetzung durch ausländische Eroberer und politische Kleinstaaterie. Britische Kolonie bis zum Ende des 2. Weltkrieges. Erfolgreiche Befreiungsbewegung "Indischer National Kongress" unter Führung von Mahatma Gandhi (passiver Widerstand). Am 15.8.1947 Unabhängigkeit und nationale Einheit. Blutige Auseinandersetzungen zwischen Hindus und Moslems; Teilung des Subkontinents in Hindustan und Pakistan. 1962 Kurz-Krieg mit China; 1971 militärische Hilfe beim Unabhängigkeitskampf von Bangladesh.

Wirtschaftliche Lage

80 % der Bevölkerung sind in der Landwirtschaft beschäftigt (Reisanbau!); Erträge nur ausreichend bei günstigen Witterungsbedingungen verhindert Intensivierung der Landwirtschaft. Klein- und Heimindustrie (Webereien) wurden in der Kolonialzeit weitgehend zerstört. Aufbau der Großindustrie durch ausländisches Kapital, demzufolge starke Abhängigkeit. Mischung von privaten und staatlichen Großbetrieben.

Politische Lage

Demokratische-parlamentarische Demokratie mit bundesstaatlicher Gliederung. 30 Jahre Regierung durch Kongress-Partei (Nehru, Indira Gandhi). 1976 wegen politischer Unruhen Ausnahmezustand. 1977 bei Neuwahlen vernichtende Niederlage von Indira Gandhi durch neue Janata-Partei; neuer Premierminister Desai. Dennoch anhaltender politischer Gärungsprozeß infolge Massen-Verarmung und Arbeitslosigkeit sowie aus regionalen Interessen. 1979 Wiederwahl von Indira Gandhi.

PROJEKT: SEIDENBATIKEN, GRUSSKARTEN UND PUPPEN

Das St. Joseph's Hospital in Mangalore im südindischen Staat Dekkan hat Werkstätten eingerichtet, in denen die dort geheilten Leprapatienten u.a. Seidenbatiken, Grußkarten und Puppen herstellen. Diese Arbeiten sollen den Patienten trotz ihrer zurückgebliebenen Behinderungen zur größtmöglichen Selbständigkeit verhelfen und ihnen damit den Anschluß an die Gesellschaft wieder ermöglichen.

Die Angst vor der Berührung lepröser Menschen macht die Betroffenen zu Außenseitern, denen die soziale und berufliche Wiedereingliederung verweigert wird. Doch: Lepra ist nur in den seltensten Fällen ansteckend, und auch dann nur für einen sehr kurzen Zeitraum. (etwa 10 Tage)

Durch Aufklärungsarbeit und praktische Hilfe versucht das St. Joseph's Hospital in Mangalore, gegen die von altersher übernommenen Vorurteile gegenüber Leprakranken anzugehen, und den geheilten Patienten neuen Lebensmut zu geben.

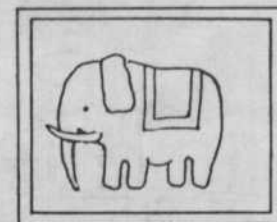
Im Rehabilitationszentrum fertigen die Patienten in Handarbeit Puppen und Seidenbatiken an, die sie mit traditionellen

indischen Mustern Elefanten, Lotusblumen, Ornamenten usw. versehen. Die Seide ist voll waschbar und kann mit einem heißen Bügeleisen geplättet werden.

WAS BIETET DAS ST. JOSEPH'S HOSPITAL SEINEN KUNDEN?

1. Wir achten auf gute Ausführung sämtlicher Produkte
2. Wir verwenden das beste in Indien erhältliche Rohmaterial
3. Wir sterilisieren alle Produkte mit Fernalin
4. Wir machen auch für "alte" Produkte öfters neue Entwürfe

Durch den Kauf von diesen indischen Artikeln helfen Sie den Absatz zu steigern, und geben dem Hospital die Möglichkeit, daß mehr Leprapatienten angelernt und mehr Leprageschädigte beschäftigt werden können und eine Verdienstmöglichkeit finden. Nur so kann eines der größten Probleme, die Integration von ehemaligen Lepra-Kranken gelöst werden. Sonst nützt ihnen auch eine völlige Heilung nur wenig, wenn sie aus der Gesellschaft ausgeschlossen bleiben.



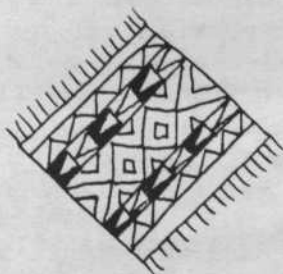
Grußkarte

SO KÖNNEN SIE DEN INDISCHEN
DORFHANDWERKERN HELFEN:

durch den Erwerb dieser indischen Artikel kann den Dorfhandwerkern ihre traditionelle Lebensgrundlage erhalten werden. Nur so können sie sich gegen die industriellen Massenprodukte behaupten. Darüberhinaus helfen Sie durch Ihren Kauf, dieses traditionelle Kunsthandwerk vor dem Aussterben zu bewahren.



Paila



Webarbeiten

GOSSNER MISSION

Handjerystraße 19/20
1000 Berlin 41
Tel. 030 - 85 10 21

Postscheckkonto:
Berlin West 520 50-100

Bankkonto:
Berliner Bank, BLZ 100 200 00
Kto.-Nr. 0407480700

GOSSNER MISSION



Reismaße + Webwaren
aus
Indien

DIE GOSSNER MISSION IN CHOTANAGPUR

Chotanagpur liegt westlich von Calcutta. Es ist das Heimatland der Adivasis, der Ureinwohner Indiens. Vor etwa dreitausend Jahren wurden die nicht-hinduistischen Adivasis von den Hindus in die unfruchtbaren Berge Chotanagpurs abgedrängt, wo sie sich als Bauern bescheidene Lebensmöglichkeiten erkämpften. Doch bis heute haben sie einen schweren Stand gegenüber den Hindus: man nimmt ihnen mehr und mehr Land und verweigert ihnen ausreichende Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten in der hinduistischen Gesellschaft.

Durch Gossner-Missionare, die 1845 nach Chotanagpur kamen, wurde den bedrängten Adivasis Hilfe zuteil. Diese Fremden unterstützten die Adivasis in ihren berechtigten Forderungen gegenüber den Hindus, bauten Gesundheitsstationen, Schulen und Ausbildungsstellen auf. Die aus dieser Arbeit entstandene Gossnerkirche ist seit 1919 selbständig.

Die alten Probleme der Adivasis sind noch nicht überwunden, und es kommen bereits neue dazu:

durch die Entdeckung reicher Mineralien- und Kohlevorkommen haben sich große Industriezweige in Chotanagpur angesiedelt. Die Adivasis werden durch die allorts emporschießenden Fabriken von ihren Nahrungs- und Holzspendenden Wäldern verdrängt. Viele wandern in die Städte ab, wo sie auf eine Beschäftigungsmöglichkeit hoffen. Doch Arbeitsplätze sind rar, so daß die meisten in den sich rapide ausbreitenden Slums enden. Die indischen Christen haben diese Probleme erkannt und versuchen, mit verschiedenen Landwirtschafts- und Sozialprogrammen den Betroffenen zu helfen, durch die Verbesserung der

Landwirtschaft sollen die Bauern neue Existenzmöglichkeiten erhalten. Schul- und Ausbildungsstätten sollen der Stadtbevölkerung zu neuen Berufschancen verhelfen.

Doch neben den adivasischen Bauern ist eine weitere Bevölkerungsgruppe durch die rücksichtslose Industrialisierung des indischen Staates bedroht: die hinduistischen Dorfhandwerker.

DIE DORFHANDWERKER

Noch heute produzieren Dorfhandwerker die gleichen Gebrauchsgegenstände wie vor Generationen: grobe Baumwolltextilien, Tongefäße, Äxte, Pfeilspitzen, Schmuck und Reismaßgeräte aus Messing. Die gesamte Dorfstruktur ist noch auf eine weitgehende Selbstversorgung ausgerichtet. Die Handwerker, die zu den untersten Kasten gehören, werden von der Dorfgemeinschaft mit den nötigsten Gütern und Lebensmitteln versorgt.

Heute jedoch können die Handwerksprodukte mit den billigen Fabrikwaren nicht konkurrieren. Die Handwerker können ihre Erzeugnisse auf den Dorfmärkten nicht mehr verkaufen bzw. tauschen. Zugleich haben sie ihren Anspruch auf Versorgung durch die Dorfbevölkerung verloren.

Seit 1975 setzt sich eine deutsche Freundesgruppe für den Vertrieb der Produkte der indischen Dorfhandwerker ein: auf nicht-kommerzielle Weise versuchen sie die traditionellen indischen Gebrauchsgegenstände in der Bundesrepublik zu verkaufen, so z.B. die indischen Reismaße und Webwaren.

REISMASSE (PAILAS)

Die aus Messing hergestellten Reismaße werden noch heute auf dem Markt für den Einkauf von Reis verwendet. Die Reismaßschalen gibt es in verschiedenen, genormten Größen.

Für den Reisinhalt einer Schale wird ein festgesetzter Preis gezahlt. Die Technik der Messinggießer (Mahlhars) ist alt:

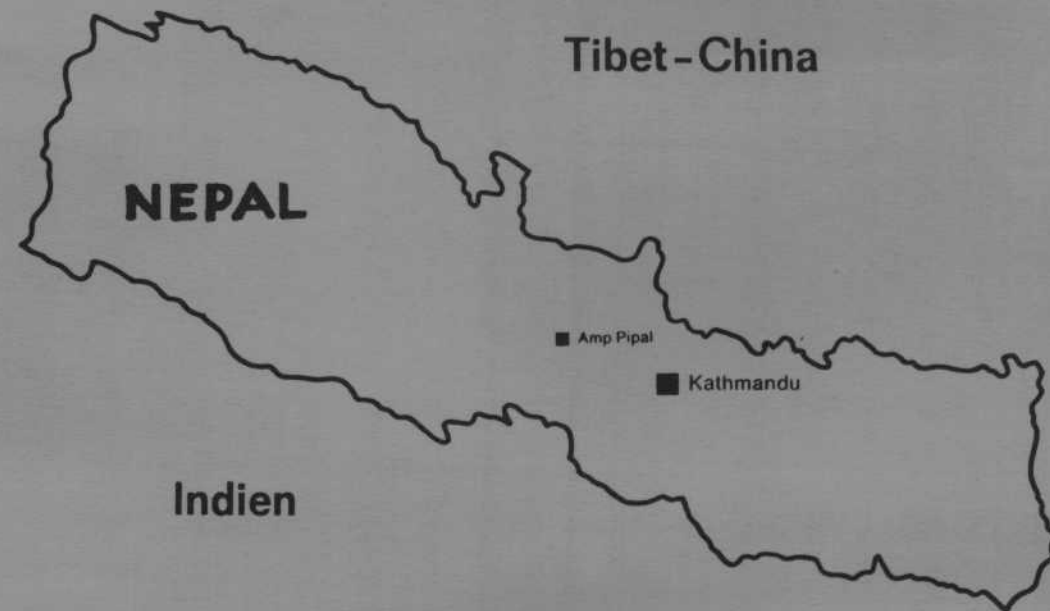
- Zunächst wird um einen Lehmkern eine wachsartige Masse herumgelegt, auf die man Muster und kleine Figuren aufdrückt.
- Schließlich wird ein Mantel aus Lehm herumgelegt. Auf diese Pailaform wird ein Lehmtrichter, in dem sich die Messingbrocken befinden, gesetzt. Lehmtrichter und Pailaform werden durch ein Gußloch, durch das später das flüssig erhitzte Messing fließt, verbunden.
- Beim Brennen verdampft die wachsartige Masse. Durch Umstülpen der Formen wird der entstandene Hohlraum mit dem flüssigen Messing gefüllt.
- Der Lehmkern und -mantel um die Messingpailas werden abgeschlagen. Fertig ist das Reismaß.

Weil die Lehmform nur einmal verwendet werden kann und das kunstvoll geformte Relief aus der wachsartigen Masse verdampft, muß jeder Paila neu entworfen und hergestellt werden. Die Herstellung eines Pailas dauert mehrere Stunden.

WEBARBEITEN

Die schweren Baumwolltücher wurden früher als alltägliche Saris (indische Frauenbekleidung) getragen. Man vererbte sie von einer Generation zur anderen. Heute werden diese Tücher nur noch zu festlichen Anlässen wie Hochzeiten angelegt. Die Weber arbeiten noch heute auf traditionellen, nichtmechanischen Webstühlen. Einzelne muß jede Reihe mit der Hand ausgezählt werden. Zumeist wird unter freiem Himmel gearbeitet, denn nur wenige Weber können sich eine Hütte, in der sie auch während der Regenzeit arbeiten können, leisten. Die Herstellung eines Tuches nimmt die Zeit mehrerer Wochen in Anspruch.

Abschlußbericht von
Else Furthmüller
über ihre dreieinhalbjährige Tätigkeit
als Lehrerin
in
N E P A L



GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41,
Tel. 030 - 85 10 21
Postscheckkonto Berlin West 520 50 - 100
Bankkonto Berliner Bank, BLZ 100 200 00, Kto.-Nr. 0407480700

Berlin, Oktober 1982

I. Der Auftrag und die Herausforderung

Als die Gossner Mission im Herbst 1977 neue Mitarbeiter suchte, fühlte ich mich angesprochen:

"Sind Sie

Lehrerin/Lehrer?
Krankenschwester?
Hebamme?
Ärztin/Arzt?

Sind Sie sicher, daß Sie nicht für einige Jahre Ihre Arbeitskraft den Menschen in Nepal oder Zambia zur Verfügung stellen sollten?

Sind Sie der- oder diejenige, die die erste Frage mit ja, die zweite aber mit nein beantworten? - Dann schreiben Sie uns bald. Wir brauchen neue Mitarbeiter."

Ja, ich war Lehrerin, und schon lange hatte ich mich mit dem Gedanken beschäftigt, für einige Jahre im Rahmen des kirchlichen Entwicklungsdienstes in Übersee zu arbeiten.

Auf eine Anfrage bei der Gossner Mission, erhielt ich umgehend Antwort und sehr schnell zeichnete sich ganz konkret ab, was das für mich bedeuten würde:

- eine sichere Anstellung als Realschullehrerin (mit Aussicht auf spätere Verbeamtung) abzulehnen,
- dreieinhalb Jahre in Nepal/Asien zu leben,
- Mitarbeiterin der Vereinigten Nepal Mission (UMN) zu sein,
- als Lehrerin einen Beitrag zur Entwicklung des Landes zu geben,
- als Lernende offen und zur Änderung bereit zu sein,
- als Christin (Minderheit) im einzigen hinduistischen Königreich der Welt zu leben,
- im Alltag das Evangelium zu praktizieren, da traditionelle Wortevangelisation verboten ist,
- eine neue Sprache, neue Menschen, eine neue Kultur kennenzulernen,
- im Vergleich zu Deutschland einen einfachen Lebensstil auszuprobieren.

Nicht gerade wenig, was ich mir da vorgenommen hatte. Doch ich

war recht zuversichtlich und voller Energie!!

II. Die Vorbereitung

a) in Europa

Ich besuchte einen Grundkurs und einen Vorbereitungskurs bei "Dienste in Übersee". Dort erhielt ich Informationen durch Filme, Vorträge, Rollenspiele, Gruppenpädagogik, Diskussion und Gespräche mit den übrigen Kursteilnehmern, die sich auch auf einen Dienst in Übersee vorbereiteten. Ich traf Leute, die schon Nepalerfahrungen hatten, hörte ihren Erzählungen zu, nahm ihre Ratschläge zu Herzen. Ich las Berichte, Bücher und verfolgte in den Zeitungen, im Radio und Fernsehen, was über Nepal gesendet wurde. Dann verbrachte ich sechs Wochen in England, wo ich neben einem Sprachkurs in Englisch auch Vorlesungen über Mission belegte. Ich konnte dort Menschen aus Europa, Asien, Afrika, Nord- und Südamerika kennenlernen und mich mit ihnen austauschen.

Somit fühlte ich mich nach einem Aussendungsgottesdienst in meiner Heimatgemeinde bestens gerüstet für das "Abenteuer Nepal".

b) in Indien und Nepal

Auf dem Weg nach Nepal machte ich vier Tage Station in Neu-Delhi (Indien), um einen ersten Eindruck von Asien zu bekommen: feuchtheißes Wetter; auf den Straßen Menschen, Menschen und nochmals Menschen; nachts waren die Gehsteige Nachtlager für Bettler, während in den Restaurants die Reichen diniereten; das riesige Warenangebot, die vielen verschiedenen Sorten von Früchten und Gemüse, Hindutempel und Moscheen. Es war atemberaubend, und ich fragte mich, ob ich nicht träumte.

Ehe ich mit dem Nepali-Sprachkurs bei der Vereinigten Nepal Mission in Kathmandu anfang, war ich eine Woche lang Gast bei nepalischen Christen, um Sitten und Gebräuche der Nepaler kennenzulernen und erste Kontakte zu knüpfen.

Der viermonatige Sprachkurs bei der Vereinigten Nepal Mission (UMN) sollte mich auf meine Tätigkeit als Lehrerin vorbereiten. In dieser Zeit fanden auch Orientierungsveranstaltungen über Land, Leute, Kultur und Religion statt. Ein einmonatiger Dorf-

aufenthalt bei einer Nepalifamilie gehörte auch dazu.

Ebenso sollte ich die Arbeitsweise, die Organisation und die anderen Mitarbeiter der UMN kennenlernen.

III. Die Wirklichkeit in Nepal

a) in Kathmandu

Trotz guter Vorbereitung in Deutschland war alles doch ganz anders und nicht, wie ich es erwartet hatte. Bei der Landung in Kathmandu suchte ich vergebens das, was ich mir unter der "Hauptstadt" vorstellte; der Flughafen tat ein übriges dazu. Zuvor hatte ich trotz des Monsunwetters das Glück, die Himalayas zu sehen, und selbst die waren viel gewaltiger als ich es mir vorgestellt hatte.

Was ich dann zwischen dem Gästehaus der Mission und dem Hauptbüro der Mission sah, ließ die Assoziation "mittelalterliche" Stadt aufkommen, und ich fragte mich, worauf ich mich da wohl eingelassen hatte? Daß mein Geruchssinn in keinsten Weise auf Nepal vorbereitet war, zeigt mein erster Brief aus Kathmandu: "... die engen Dreckstraßen sind gleichzeitig die Toiletten. Kinder sitzen am Straßenrand und machen 'ihr Geschäft' neben den großen Haufen, die die Erwachsenen am frühen Morgen hinterließen. Kinder, Hunde, Kühe, Hühner und Ziegen tummeln sich im Dreck. Es stinkt nach Urin, Kot und verrottetem Abfall. Manchmal steigt Ekel in mir hoch, und es würgt mich fast..." Zugleich fasziniert mich Kathmandu: Die engen Straßen der Altstadt mit mehrstöckigen Häusern und holzgeschnitzten Fensterfassaden. Im Erdgeschoß der Häuser befanden sich viele "Tante Emma Läden", in denen alles mögliche angeboten wurde. An verschiedenen Plätzen gab es Obst- und Gemüsemärkte; in der einen Straße wurde Ziegenfleisch feilgeboten, in der anderen konnte man den Gold- und Silberschmieden bei der Arbeit zuschauen. Lastenträger, Fußgänger, Fahrräder, Mopeds, Autos, Kühe und Fahrradrikschas zwängten sich durch die engen Gassen. Es gab unzählig viele Hindutempel und Götterbilder, sowie buddhistische Klöster und Stupas. Stundenlang konnte ich bei einem Tempel sitzen und von einem erhöhten Platz aus das Treiben auf der Straße und die verschiedenen ethnischen Gruppen beobachten: Tibetaner, Sherpas, Brahmanen, Newars, Gurungs und viele mehr. Oft trugen sie ihre traditionelle Kleidung, die Jüngeren bevorzugten meist westliche Kleidung. Unübersehbar waren die

Regierungsangestellten mit den traditionellen Hosen und Hemden, darüber einen Sakko und auf dem Kopf den Nepalitopi!

Von Pastor Karthak und seiner Familie, bei der ich für eine Woche lang Gast sein durfte, wurde ich wie eine Tochter aufgenommen, und der Aufenthalt in dieser Familie war eine gute Einführung für mich, da ich vieles über Sitten und Gebräuche lernen konnte. Zudem fand ich Verständnis für die Fehler, die ich zu Beginn machte. Es war zuerst gar nicht so einfach, ohne Badezimmer auszukommen, und als ich mich vor dem Haus am Wasserhahn waschen mußte, kostete es mich ganz schön Überwindung.

Meine Kollegen von der Vereinigten Nepalmission kamen nicht nur aus fünfzehn verschiedenen Ländern und von über dreissig Missionsgesellschaften, auch ihr Christsein war in Form und Ausdrucksweise oft so ganz anders und ungewöhnlich für mich. Ich hatte Mühe, sie in ihrer Art anzunehmen und mit ihnen auszukommen. Vermutlich ging es ihnen mit mir ähnlich.

Dazu kam das Erlernen der Sprache, das ganz neue Alphabet und die vielen Vokabeln, die ich lernen mußte. Wie ein Grundschüler saß ich täglich in der Schule und kämpfte mit dem Erlernen der fremden Sprache. Als Lehrerin war ich besonders auf die Sprache angewiesen und mußte lesen, schreiben und sprechen gleichermaßen beherrschen.

b) im Dorf

Mein Dorfaufenthalt bei einer Hindufamilie, als Teil meines Sprachkurses, war die schwierigste, aber auch die beste Vorbereitung auf meine spätere Tätigkeit: Ich nahm am Alltag der Familie teil, aß zweimal täglich mit der rechten Hand Daal-Bhat-Tarkari (Linsen-Reis-Gemüse), holte Wasser an der Wasserstelle, wusch mich und meine Wäsche dort, schlief auf dem Boden auf einer Strohmatten und half bei der Reisernte.

Nepali war die Verständigungssprache, und ich merkte, wie unzureichend mein Wortschatz noch war. Trotzdem erfuhr ich von den Problemen dieser Familie, die für viele Leute in Nepal typisch sind: wenig und schlechtes Ackerland, unzureichende Ernteerträge, so daß Nahrungsmittel dazugekauft werden mußten. Doch selbst der Lohn des Sohnes reichte dazu nicht aus. Zunehmende Verschuldung, die Mädchen konnten nicht zur Schule gehen, da das Schulgeld nicht aufgebracht werden konnte, bei Krankheiten war es wegen der Kosten nicht möglich, einen Arzt auf-

zusuchen.

Hatte ich mir zuviel vorgenommen? Hatte ich mich etwa überschätzt? Diese Fragen beschäftigten mich, und ich kam zu der Einsicht, daß ich noch viel lernen mußte und vor allem zum Umdenken und zur Änderung bereit sein mußte.

IV. Als Lehrerin in Amp Pipal

a) die Schule

Nach dem Sprachstudium in Kathmandu wurde ich als Lehrerin für Biologie, Physik und Chemie an der Regierungsoberschule in Amp Pipal im Gorkha Distrikt eingesetzt. Im ersten Halbjahr hatte ich nur einen halben Lehrauftrag nebenbei und zwei Jahre lang täglich zwei Stunden Sprachunterricht. Es gab eine Reihe Erwartungen von Seiten der Schule an mich:

- möglichst schnell wie meine Vorgängerin einen vollen Lehrauftrag zu übernehmen,
- fließend Nepali zu reden, zu schreiben und zu lesen,
- die Mädchen im Fach Sport zu betreuen,
- Nachhilfeunterricht in Englisch zu geben,
- Stricken und Häkeln zu unterrichten,
- wie meine Vorgängerin "bedürftigen Schülern" durch Beschaffen von Arbeit im Haus und Garten den Schulbesuch zu ermöglichen,
- reibungslos im Schulalltag zu funktionieren,
- über fast alles Bescheid zu wissen,
- Schulkrankenschwester zu sein,
- alle beim Namen zu kennen usw.

Meine Situation sah aus, daß ich sprachlich auf dem Niveau eines Grundschülers stand, im Unterricht jedoch auf Klassen der Mittel- und Oberstufe traf. Die Sprache war lebenswichtig für mich, um mit den Schülern und Lehrern Kontakt zu bekommen. Erfolg und Mißerfolg meiner Tätigkeit hingen sehr eng mit der Sprache zusammen.

Im Lehrerkollegium wurde ich sehr freundlich aufgenommen, was mir das Zurechtfinden im nepalischen Schulalltag sehr erleichterte. Recht schnell war dann die Tatsache, daß ich eine Frau war, kein Grund mehr zur Verunsicherung innerhalb des Kollegiums. Zudem kamen im Laufe der Jahre noch zwei Nepalikolleginnen dazu.

Im Unterricht blieb mir zuerst keine andere Wahl, als mich weitgehend an den Unterrichtsstil meiner Kollegen (Frontalunterricht) anzupassen. Überhaupt mußte ich manches, was ich während meiner Ausbildung in Deutschland gelernt hatte, schnell vergessen.

Während der ersten vier Wochen konnte ich die Antworten der Schüler kaum verstehen, weil mein Wortschatz nicht ausreichte. Das war natürlich frustrierend, und so paukte ich Nepali bis ich nachts nur noch in Nepali träumte.

Ich mußte mich daran gewöhnen, daß es kaum Lehr- und Lernmaterialien gab. Die Schüler hatten bestenfalls Füller, Heft und Buch, ich verfügte über eine Tafel, weiße Kreide und eine recht unvollständige Grundausrüstung für naturwissenschaftliche Versuche.

Klassenarbeiten und Prüfungen, deren es mehr als genug gab, waren zusammen mit den Zeugnissen eine heikle Sache für mich.

Woran sollte ich mich orientieren? An meinen Kollegen, oder an meinen eigenen Wertvorstellungen? Es war ein dauernder Konflikt. Die Prüfungswochen empfand ich als Belastung, an die ich oft nur mit Widerwillen heranging.

b) der Lehrplan

Der Lehrplan und seine Inhalte bereiteten mir auch Probleme. Einige Beispiele aus dem Lehrplan der Klasse 9 in Naturwissenschaften: Elektrizität, Optik, Wärme und Temperatur, Sonnensystem, Systematik des Tier- und Pflanzenreiches, Chemische Reaktionen, Luft und Wasser, Bodenkunde, Erosionsprobleme - was kann man dagegen tun, Wasserprobleme und Maßnahmen zur Kontrolle von Überflutung und Dürre, Abholzung und Wiederaufforstung, Krankheiten und deren Ursache - Bedeutung sanitärer Anlagen.

Insgesamt ein breitgefächertes Angebot, das in einem Schuljahr zu bewältigen war. Ich hatte gehofft, daß ich die für Nepal relevanten Themen vorrangig behandeln könnte. Doch bald stellte ich fest, daß gerade diese Themen im Unterricht als unwichtig angesehen wurden, weil sie in den zentralausgestellten Prüfungen nur sehr stiefmütterlich behandelt wurden.

Wenn die Zeit zum Jahresende drängte, dann fielen Erosions- und Gesundheitsprobleme zugunsten von Elektrizität und Systematik unter den Tisch. Und das in einer Gegend, wo noch jedes zweite Kind nicht älter als fünf Jahre wird und die nächste Stromversorgung kilometerweit am Dorf vorbeiführt!

Bis heute gibt es noch keine Schulpflicht in Nepal, Schulgeldfreiheit wird nur bis zur dritten Klasse (ab 1982 bis zur fünften Klasse) gewährt. Bücher und weitere Lehrmaterialien müssen die Schüler auch selber kaufen. Das ist mit ein Grund dafür, daß in den oberen Klassen weniger Schüler sind und vor allem sehr wenig Mädchen. Die Durchschnittsfamilie (vier bis fünf Kinder) im ländlichen Nepal kann es sich nicht leisten, alle Kinder zur Schule bis zur zehnten Klasse zu schicken.

Es geht den Schülern in erster Linie darum, am Ende das Abschlußzeugnis (S.L.C.) in der Hand zu haben. Es ist die Voraussetzung, um am College zu studieren, oder um einen gutbezahlten Job zu bekommen, bei dem man keine schmutzigen Hände mehr bekommt.

Vielen Schülern ist es egal, was sie lernen müssen, oder ob sie es verstehen. Sie lernen halbe Bücher auswendig oder schreiben ab, was der Lehrer zuvor diktiert hat nach dem Motto "eigenes Denken nicht gefragt!"

Die Eltern, die sich ablagen, damit sie wenigstens einige der Kinder bis zur zehnten Klasse in die Schule schicken können, erwarten natürlich, daß ihre Kinder ohne Schwierigkeiten, d. h. ohne eine Klasse zu wiederholen, das Ziel erreichen, denn dafür haben sie ja bezahlt.

Wie sollten wir uns bei den Prüfungen und bei den Zeugnissen verhalten, wenn es um die Versetzung ging? In vielen Fällen kamen Schüler, die sitzengeblieben waren, nicht mehr zur Schule zurück. Ihre Ausbildung war damit - zumeist endgültig - abgebrochen. Dies hatte auch für die Lehrer Konsequenzen: weniger Schüler bedeutete geringere Einnahmen an Schulgeld. So standen Lehrerstellen auf dem Spiel, da sie zur Hälfte vom Schulgeld getragen wurden (seit 1982 hat sich einiges geändert).

Schüler, bei denen klar war, daß sie das Klassenziel nicht erreichen würden, konnten wir doch nicht einfach durchkommen lassen

Mathematik, Englisch und Naturwissenschaften waren die Fächer, in denen die meisten Schwierigkeiten waren, und so empfand ich das Dilemma besonders. Zudem hatten mir die Schüler dann auch ab und zu vorgehalten: "Du bist doch gekommen um uns zu helfen - wie kannst Du es verantworten, daß wir in Deinem Fach sitzenbleiben?". Wenn ein Schüler das Klassenziel nicht erreicht, ist der Lehrer wohl meist auch mitschuldig, und das machte es mir natürlich nicht einfacher.

Ein weiteres Problem war, daß oftmals bei Versetzungsentscheidungen persönliche Beziehungen eine Rolle spielten, denn alle Kollegen waren ortsansässig.

Noch immer gelten ca. 80 % der Einwohner als Analphabeten. Die Zahl der Arbeitslosen und Teilzeitbeschäftigten ist sehr hoch. Zudem gibt es zu wenig Berufsbildungsmöglichkeiten auf unterer und mittlerer Ebene, d. h. nach Abschluß der siebenten, bzw. zehnten Klasse. Vermehrt bildet sich schon ein akademisches Proletariat. Besonders für Schüler aus Schulen wie Amp Pipal ist es schwierig, eine Berufsbildung oder einen Platz am College, das unserer gymnasialen Oberstufe entspricht zu bekommen. Nicht zuletzt ist dies dann auch wieder eine Geldfrage.

Als ich an der Schule zu unterrichten begann, wurde für die Oberstufe als praktisches Fach Gemüseanbau neu eingeführt. Die Schüler sollten lernen, wie sie zu Hause bessere Methoden im Gemüseanbau anwenden können. Der Schwerpunkt lag bei der praktischen Arbeit im Schulgarten. Doch nur wenige Schüler zeigten Interesse, die übrigen vernachlässigten ihre Beete und forderten, daß der Schwerpunkt auf die Theorie gelegt werden müsse.

c) politische Unruhen in Amp Pipal

In den Sommerferien 1979 kam es zu antichristlichen Aktionen durch die Klasse 10 unserer Schule. Diese Aktionen waren jedoch nur der Anfang; nach den Ferien begann dann eine Streikwelle, die von dieser Zeit an zum Schulalltag gehörte. Es waren mal die Schüler, mal die Lehrer, die streikten. (In ganz Nepal waren von 1979 an Streiks in allen Bereichen an der Tagesordnung).

Als Folge der Schülerstreiks gab es zum neuen Schuljahr 79/80 einen Rektorenwechsel. Doch auch der neu eingesetzte Rektor konnte weder die Schüler noch die Lehrer in der Zukunft vom Strei-

ken abhalten.

Die Schüler wollten bessere Ausbildungsbedingungen, die Lehrer wollten Gleichstellung mit anderen staatlichen Beamten. Die Streiks waren psychisch sehr anstrengend für mich. Da die Schüler auch gegen einzelne Lehrer streikten, war ich stets darauf gefaßt, daß es auch gegen mich als Ausländerin zu Aktionen kommen könnte. Bei den Lehrerstreiks mußte ich sehr vorsichtig sein. Der Rektor bat mich, zu Hause zu bleiben und nicht an Kundgebungen der streikenden Lehrer teilzunehmen, damit nicht der Eindruck entstände, ich wäre aktiv am Streik beteiligt. Das für mich Frustrierende an den wochenlangen Streiks war, daß ich nicht meinen Urlaub vorziehen konnte, sondern in Amp Pipal bleiben mußte. Die eigentlichen Ferien wurden dann wieder gekürzt, und so mußte ich meinen Urlaub abbrechen und sofort an die Schule zurückkehren.

Zwischen den Streiks wurde dann buchstäblich "gepaukt" und zusätzlich vor und nach der offiziellen Schulzeit unterrichtet, damit der versäumte Stoff nachgeholt werden konnte.

Die Regierung konnte nicht all die Forderungen für die gestreikt wurde, erfüllen. Sie versprach Verbesserungen, doch bis zu deren Realisierung dauerte es meist noch längere Zeit. So wurden sowohl Schüler als auch Lehrer recht mißmutig und fühlten sich betrogen.

d) meine Haus- und Sammelstelle für Sorgen und Freuden

Schule und Privatleben waren nicht zu trennen. Von Anfang an waren Schüler und Lehrer diejenigen, durch die ich zur übrigen Bevölkerung Kontakt bekam. Vor und nach der Schule war mein Haus Anlaufstelle für alles mögliche: Schwätzen, Tee und Kaffee trinken, spielen, lesen, malen, lernen, stricken, häkeln, Englischnachhilfeunterricht, Obst- und Gemüsetausch bzw. -verkauf, Gespräche und Diskussionen, Erste Hilfe.

Außer den Kollegen und Schülern fanden sich auch deren Eltern, meine Nachbarn, Leute vom Dorf ein, die ich im Laufe der Zeit kennengelernt hatte. Vor allem während des langen Streiks waren die Schüler und Schülerinnen oft von morgens sieben Uhr bis abends achtzehn Uhr bei mir. Das war dann häufig anstrengender als ein normaler Schultag, denn dauernd hieß es "Guruaama - was

ist dies - was ist jenes? Darf ich beim Brotbacken ... helfen?"

Trotz aller Probleme war ich recht glücklich, und ich unterrichtete gerne an der Schule, hatte viel Spaß dort und fand es als beglückend, daß ich solche Kontakte haben konnte. Ich konnte sowohl Schüler als auch Lehrer vieles fragen, zum Beispiel über Sitten und Gebräuche, religiöse Riten. Ich bekam den aktuellen Klatsch des Dorfes mit und blickte dann allmählich in den Verwandtschaftsverhältnissen im Dorf durch. Die Schüler halfen mir nicht selten beim Korrigieren der Klassenarbeiten, was für mich eine Erleichterung war und ihnen Spaß machte.

An den Wochenenden besuchte ich öfters Schüler/innen zu Hause. Ab und zu hatte ich dabei die Möglichkeit dort über Nacht zu bleiben und bekam so mehr Einblick in den Alltag und die Familiensituation der einzelnen.

Schwierig war es selbst als Frau für mich, an die Mädchen heranzukommen. Sie waren in der Schule schüchtern und zurückhaltend, und kamen nicht allzuoft nach der Schule zu mir, weil sie zu Hause im Gegensatz zu den Jungen Arbeiten wie Holz, Wasser und Gras holen, verrichten mußten. Zu den Mädchen, deren Eltern es erlaubten, bei mir stricken und häkeln zu lernen, bekam ich recht intensiven Kontakt; ebenso zu den aktiven Sportlerinnen, die ich beim Jahressportfest und bei den Bezirkswettkämpfen betreute. Solche Gelegenheiten verbesserten den Kontakt zu den Mädchen sehr, vor allem da wir für die Wettkämpfe eine Woche zusammen weg waren und vieles gemeinsam erlebten.

V. Amp Pipal

a) die Dorfbevölkerung

Im Dorf hatte man natürlich auch seine Erwartungen an die neue Guruaama (Lehrerin), wie ich liebevoll von allen genannt wurde:

- so zu sein wie die Deutschen, die vor mir in Amp Pipal gewesen waren,
- 20 bis 30 Leuten, die sich selber als sehr arm bezeichneten, Arbeit zu geben,
- manche brauchten dringend eine Geldanleihe, um einen Büffel oder ein Stück Land zu kaufen, andere wollten ein neues Dach machen,
- dann wollten alle sehen, welche Reichtümer ich mitgebracht

- hatte und mein Haus besichtigen,
- es gab auch einige, die mir genau erklärten, wem ich vertrauen könnte und wem auf keinen Fall, so daß mir die Namen nur so durch den Kopf schwirrten und ich Mühe hatte, die Gesichter einzuordnen,
 - sie wollten, daß ich mich bei ihnen in Amp Pipal wohlfühle, daß ich teilnahm an ihrem Leben, ihren Sorgen, Freuden und Nöten, an ihren Festen, gerne einheimische Kleidung trug, Daal-Bhat (Linsen-Reisgericht) gerne esse und auch etwas zunehmen würde.

Als neue Guruaama war ich schnell im Dorf bekannt, und so wurde mein Tun mit Interesse verfolgt, bis in meine vier Wände hinein. Mein Privatleben beschränkte sich auf die Zeit nach dem Dunkelwerden, denn dann kamen keine unverhofften Besucher mehr.

Oft empfand ich es als belastend, wenn ich am frühen Morgen oder gar am Samstag (freier Tag) durch penetrantes Klopfen an der Tür aus dem Bett gescheucht wurde. Nicht selten war ich dann aggressiv und unfreundlich. Die Leute an der Tür konnten es aber nicht verstehen, warum ich so abweisend und gar nicht erfreut war.

Zu Beginn kam es nicht selten vor, daß Besucher bei mir im Haus alles anfaßten, in Schränke schauten und tausend Fragen stellten, wozu die einzelnen Gegenstände wären. Eine Frau sagte einmal: "Du bist wirklich sehr reich, weil Du soviel Stoff an die Fenster hängen kannst." (Vorhänge) Das war für sie unbegreiflich, weil sie ihre Not hatte, genügend Stoff für die Bekleidung zu kaufen. Dagegen meinte einmal ein Mann, daß ich eigentlich sehr arm wäre, da ich ja kein eigenes Land hätte, um Reis anzupflanzen. Derjenige, der alles kaufen muß, gilt in Nepal als arm.

Kaum zu verstehen war für die Leute auch, daß ich als unverheiratete Frau nach Nepal gekommen war. Es fiel ihnen schwer, mich einzuordnen und ich hatte den Eindruck, daß sie mich weder zu den Männern noch zu den Frauen zählten. Das Positive war, daß ich (gerade vielleicht deswegen) zu Männern und Frauen recht gute Beziehungen hatte. Mit den Männern konnte ich über Politik, Wirtschaft diskutieren, während die Frauen mir ihre Probleme anvertrauten, und ich dadurch ein bißchen verstehen konnte, was es heißt, Frau im ländlichen Nepal zu sein.

Die meisten Frauen waren Analphabeten, und sie litten darunter. Viele Frauen trugen alleine die Verantwortung für die Landwirtschaft und die Kindererziehung, wenn der Mann bei der Armee oder in der Stadt war und dort Geld verdiente. Oftmals waren gerade die Mütter dagegen, daß ihre Töchter in die Schule gingen, da sie ihre Hilfe zu Hause brauchten. In manchen Gesprächen unterhielten wir uns darüber, und ich versuchte ihnen verständlich zu machen, wie wichtig es ist, daß gerade die Mädchen als zukünftige Mütter die Schule besuchen.

Wir Frauen hatten viel Spaß miteinander - lachten und schwatzten, und ungeniert fragten sie mich über Deutschland und mich aus. Mit Hilfe von Bildern versuchte ich ihnen einen Eindruck von Deutschland zu vermitteln. Maili, eine junge Frau, die mir im Haushalt half, war ein wichtiges Bindeglied zur Nepaligesellschaft und eine wichtige Stütze für mich. Ohne sie hätte ich es nie geschafft. Sie wurde meine Freundin und Vertraute und war zudem im Dorf und von den Schülern geachtet.

Zu Beginn, nachdem ich mit der Sprache keine großen Probleme mehr hatte, meinte ich, alles zu verstehen und fühlte mich zu Amp Pipal und der Bevölkerung zugehörig. Darüber war ich sehr begeistert. Plötzlich jedoch war diese Hochstimmung verschwunden - ich war frustriert, weil ich auf einmal vieles nicht mehr verstehen konnte. Je mehr ich mich mit den Dingen auseinandersetzte, die Zusammenhänge und Hintergründe verstand, um so mehr fühlte ich mich enttäuscht, als Außenseiterin und Fremde, als jemand, der nicht dazugehörte.

Nun mußte ich akzeptieren lernen, daß ich Ausländerin war und bleiben würde - also auch nie voll dazugehören würde, denn meine Haut, meine Lebensweise und Religion unterschieden mich doch erheblich von den Leuten. Ich versuchte, mit den Menschen zu teilen, was ich hatte, mein Haus, meine Zeit, meine Freuden und Sorgen. Gleichzeitig versuchte ich, von den "Analphabeten" wieder zu lernen, was ich verlernt hatte.

b) das wirtschaftliche Leben

Nun möchte ich noch etwas über Amp Pipal allgemein sagen: In vieler Hinsicht ist Amp Pipal und seine Probleme typisch für das ländliche Nepal:

Die Leute leben von der Subsistenzlandwirtschaft, leben also da-

von, was sie selber anbauen können. Trotz hoher Säuglingssterblichkeit wächst die Bevölkerung jährlich um etwa zwei Prozent. Es muß Wald gerodet werden, damit mehr Ackerland zum Anbau zur Verfügung steht. Zudem ist Holz das einzige Brennmaterial, das die Bevölkerung sich leisten kann, und die Blätter der Bäume werden als Viehfutter verwendet. Die Abholzung hat jedoch verheerende Auswirkungen: der Wind und das Wasser in der Regenzeit tragen den fruchtbaren Boden fort, es kommt zu Erdrutschen und ganze Felder werden weggerissen.

Die Erträge der Bauern sind sehr gering, sie reichen nicht zur Ernährung der Familie aus. Ratten, Affen und Ungeziefer mindern den Ertrag noch zusätzlich. So fallen immer mehr Leute in Amp Pipal - wie in ganz Nepal - unter die Armutsgrenze. Einseitige Ernährung bzw. Unterernährung, schlechtes Wasser und mangelnde Hygiene, da sanitäre Anlagen fehlen, führen zu Krankheitsanfälligkeit und niedriger Lebenserwartung. Hoffnungslosigkeit und Apathie zeichnen die Menschen. Diese Haltung wird durch die hinduistische Religion, nach der das Leben als Leiden gilt, noch zusätzlich verstärkt.

Außer dem Missionskrankenhaus gibt es keine Erwerbsmöglichkeiten in der Gegend. Die Männer gehen deshalb in die Hauptstadt oder in andere Städte, wenn möglich auch in die Armee und versuchen dadurch, die finanzielle Lage der Familie aufzubessern. Die Frauen bleiben mit den Kindern bei den Schwiegereltern, wo sie nichts zu sagen haben, denn die ältere Generation wird hochgeachtet, und was sie sagt, wird respektiert. Die Frauen nehmen es als ihr Schicksal hin, daß sie wie Mägde behandelt werden.

Die Männer kommen ein- bis zweimal im Jahr nach Hause. Sie bringen Geld, Kleidung und manche reizvollen, nur in der Stadt erhältlichen Importwaren mit. Das weckt neue Bedürfnisse auch auf dem Land und verstärkt die Landflucht vor allem unter der Jugend. Männer im Alter von 20 bis 50 Jahren sind im Dorf eine Seltenheit.

Frauen und Männer empfinden eine gegenseitige Entfremdung, und beide leiden gleichermaßen darunter. Die Frauen können und wollen nicht in die Stadt, denn das Stadtleben ist fremd und bedrohlich für sie; Sie wissen zum Beispiel nicht, wie sie sich dort benehmen sollen. Die Männer verstehen die Ängste der Frauen vor dem fremden Stadtleben, und sie sehen ein, daß sie sie nicht mitnehmen können, zumal die Frauen während ihrer Abwesenheit das Haus

und die Felder versorgen müssen. So nehmen sich manche Männer in der Stadt eine weitere Frau, obwohl offiziell die Polygamie seit 1963 verboten ist.

Die Jugend, vor allem die Jungen, streben in die Stadt, um zu studieren und nachher einen Job zu bekommen, mit dem man sich all die westlichen Errungenschaften leisten kann.

Die Leute, die im Dorf zurückbleiben, hören Radio und sind sehr interessiert, was im In- und Ausland passiert. Hier erfahren sie, wieviel finanzielle Hilfe vom Ausland nach Nepal fließt, doch das Geld scheint nie bis zu ihnen zu gelangen. Resignation und das Gefühl, betrogen worden zu sein, nimmt zu, das Vertrauen in die Regierung schwindet mehr und mehr.

Typisch für Nepal ist, daß in Amp Pipal schon seit über zwanzig Jahren die Vereinigte Nepalmission arbeitet. Das hatte leider nicht nur positive Auswirkungen. Die Bevölkerung erwartet Hilfe von der Mission und zwar so, daß man nur die Hand ausstrecken muß, die dann von Seiten der Mission gefüllt wird (Bettlermentalität). Diese Haltung ist in anderen Gegenden nicht vorzufinden. Es ist deshalb ausgesprochen schwierig, die Leute zu motivieren, selbst ihr Schicksal anzupacken und Eigeninitiativen zu entwickeln. Das war auch für mich ein Problem, denn die Not die man antrifft, ist groß. Man möchte helfen, jedoch dadurch keine Abhängigkeit schaffen, denn man muß sich immer fragen: wie geht es weiter, wenn ich nicht mehr da bin? Können die Leute dann auch auf eigenen Füßen stehen? Hart zu sein und eventuell auch mal "Nein" sagen, wenn jemand an der Tür bettelt, brachte mich immer in Gewissenskonflikte und bereitete mir unruhige Nächte. Wie sollte ich mich als Christin verhalten, die nach Nepal kam, um das Evangelium zu praktizieren?

c) das Team der Vereinigten Nepalmission in Amp Pipal

Obwohl ich die einzige von der Mission an der Schule war, war ich nicht alleine in der Gegend. Im nahegelegenen Missionskrankenhaus, im Dorfgesundheitsprogramm und im ländlichen Entwicklungsprogramm arbeiten ausländische Kollegen. Zusammen mit ihnen bildete ich das Team, das auch 15 bis 20 Mitarbeitern, die aus zehn verschiedenen Ländern kamen, bestand.

Als "Neue" erhielt ich gleich zu Beginn von den "erfahrenen

langjährigen" Mitarbeitern der Mission gute Ratschläge, für meine zukünftige Tätigkeit. Dabei wußte ich doch viel besser, wie man es machen mußte; ich hörte von den Fehlern der anderen und war überzeugt, daß ich es besser und richtiger machen würde!

Aber ich lernte dann auch, daß nicht alles falsch und dumm war, was die anderen bisher getan hatten. Des öfteren mußte ich klein begeben, umdenken und meine Einstellung ändern. Mitarbeiterin der Vereinigten Nepalmission zu sein, heißt Ökumene praktizieren. Das war nicht immer leicht. Ich hatte manchmal Mühe, meine Kollegen zu akzeptieren und anzunehmen. Angesichts der drückenden Probleme des Landes, an deren Lösung wir mitzuhelfen versuchten, traten jedoch die Unterschiede, die uns Missionsmitarbeiter voneinander trennten, in den Hintergrund, und wir konzentrierten uns auf das Wesentliche - den Glauben an Jesus Christus.

Einzelne aus dem Team wurden mir zu Freunden, und mit ihnen konnte ich Erlebnisse und Erfahrungen, Freuden und Frustrationen austauschen und verarbeiten. Zu Beginn hemmte mich die englische Sprache, in der sich die Missionsmitarbeiter untereinander verständigten. Ich traute nicht, mich auf den Treffen frei und offen zu äußern. Die ersten Zusammenkünfte waren für mich sehr anstrengend und keineswegs entspannend. Das geht wohl allen so, deren Muttersprache nicht Englisch ist. Mit der Zeit verbesserten sich meine Sprachkenntnisse, und ich hatte verstärkt das Bedürfnis nach solchen Kontakten.

Während der Unruhen an der Schule, die sich auch auf das Krankenhaus ausdehnten, war ich Bindeglied zwischen der Schule und dem Krankenhaus. Die oft übertriebene Angst der Mitarbeiter im Krankenhaus entstand meist durch Gerüchte, die ich dann außer Kraft setzen konnte.

Ich war froh, daß ich nicht in einem missionseigenen Projekt, sondern unter einem nepalischen Rektor arbeiten konnte.

d) die Nepalische Christengemeinde in Amp Pipal

Die erste Woche, die ich in Kathmandu bei der Pastorenfamilie Karthak verbrachte, gab mir die Möglichkeit, eine nepalesische christliche Gemeinde kennenzulernen. Freundschaftliche Kontakte

mit einzelnen Gemeindemitgliedern hielten auch als ich später dann in Amp Pipal wohnte. Die nepalischen Gottesdienste waren neu für mich, und ich brauchte eine ganze Weile, bis ich mich in dieser Art Gottesdienst mit "pfingstlichen Anklängen" wohlfühlte.

Auch in Amp Pipal gab es eine kleine Christengemeinde. Gleich neben der Schule befand sich sogar eine kleine Kirche, die von der Mission gebaut worden war. Bis zum Sommer 1979 fand darin regelmäßig Gottesdienst statt. Als die Schüler dort dagegen streikten, traf man sich fortan nicht mehr dort. Die Schüler störten den Gottesdienst, sie zerrissen Bibeln und Gesangbücher, machten Krach und hängten Poster auf, in denen das Christentum als fremde nicht-nepalische Religion bezeichnet wurde. Diejenigen Nepalis, die das Christentum annehmen würden, seien Verräter und hätten ihre eigene Religion für Geld verkauft.

Die Schüler prangerten an, daß die Kirche an einem zentralen Ort stehen würde (neben der Schule und an einem vielgegangenen Weg), und sie bedrohten die männlichen Gottesdienstbesucher auf dem Weg zur Kirche.

Die nepalischen Christen hatten selber gemischte Gefühle, was die Kirche betraf: manche waren schon lange dagegen gewesen, sich dort zu treffen, da das Haus der Mission gehörte, und sie sich damit nicht identifizieren konnten.

Man traf sich eine zeitlang in einem Raum im Krankenhaus, aber auch dahin kamen die Störenfriede, so daß wir uns schließlich etwas abseits vom Krankenhaus im Freien oder in der Wohnung eines nepalischen Christen trafen. Die gegen Christen vorgehenden Schüler kamen vorwiegend aus einem einzigen Dorf. Ich fragte mich, woher der Hass gegen die Christen gerade in diesem Dorf kam, konnte aber leider nichts herausfinden. Die Schüler griffen nur nepalische Christen an. Die Missionare und ich als Ausländerin blieben von den Attacken verschont. Das empfand ich als besonders belastend, denn natürlich fühlte ich mich mit den nepalischen Christen sehr verbunden. Ich bewunderte ihr Zeugnis und ihre Standhaftigkeit in solchen Situationen.

Zu Beginn war ich durch die Schule so stark mit Nepalilernen beansprucht, daß ich es nicht verkraftete, regelmäßig an den Aktivitäten der Gemeinde teilzunehmen. Das wurde mir nun nicht

von den nepalischen Christen, aber von einigen Missionaren übelgenommen.

Irgendwie war es mir unbehaglich in der Gemeinde: zwar waren etwa gleichviel Missionare wie nepalische Christen vertreten, aber die Missionare dominierten, indem sie zum Beispiel die Führung bei der Gestaltung der Gottesdienste übernommen hatten.

Die nepalischen Christen in Amp Pipal sind vorwiegend allein-stehende Frauen: junge unverheiratete, ältere verwitwete oder von den Männern verlassene Frauen. Die Männer sind in der Minderzahl, aber es gibt unter ihnen sehr fähige Personen, die eine Gemeinde hätten führen können.

Spannungen unter den nepalischen Christen verstärkten die Position der Missionare noch zusätzlich.

Hari Maya, meine Freundin (34 Jahre), die die erste Christin in Amp Pipal war, leider aber ganz schnell verstarb, war Mitglied im Ältestenrat der Gemeinde. Von ihr erfuhr ich über das Unbehagen der Nepalis gegenüber den Missionaren und dem starken Einfluß, den sie in der Gemeinde ausübten.

Es kam auch zu meiner Zeit vor, daß Missionare, wenn sie anderer Ansicht waren als die nepalischen Christen, darüber hinweggingen und sich durchsetzten. Die nepalischen Christen fühlten sich dann entmündigt und nichtverstanden. Sie, die vom Hinduismus her kommen und größtenteils Christen der ersten Generation sind, sehen doch viele Dinge anders als wir aus dem Westen.

Bei Außenstehenden, d. h. Personen, die nicht der christlichen Gemeinde angehörten, konnte dadurch leicht der Verdacht aufkommen, daß das Christentum etwas von aussen ist, daß das Christentum die Religion der Weißen ist. Wer zum christlichen Glauben übertrat, konnte es nach ihrer Meinung nur des Geldes wegen getan haben. So dachten und denken noch heute manche. Sie glauben, daß zum Christentum Übergetretene von den Missionaren Geld bekommen, oder gar eine Arbeit im Krankenhaus erhalten. Bestimmt wurden in der Vergangenheit in dieser Hinsicht Fehler gemacht. Ich hatte im Dorf gehört, daß sich einige Nepali aus materiellen Gründen hatten taufen lassen. Als aber der erwartete Geldsegen oder andere Erfolge ausblieben, kehrten sie wieder zu ihrem ursprünglichen Glauben zurück. Man nennt sie Reis- oder

Dollarchristen. Als ich 1978 in Nepal ankam sagte man mir, daß es etwa 2.000 getaufte Christen gäbe. Heute spricht man von 15.000 getauften Christen.

Die meisten neugetauften Christen kommen allerdings aus Gegenden, wo keine Missionare sind. In Amp Pipal wuchs die Gemeinde in den vergangenen drei Jahren um etwa zehn Personen. Da einige Christen jedoch wegzogen, blieb die Mitgliedszahl konstant. Führungsmäßig schwächte dies die Gemeinde, da erfahrene Mitglieder wegingen.

VI. Abschließende Überlegungen - Hat es sich gelohnt?

Als ich im Juli 1978 nach Nepal ausreiste, hatte ich mir ja einiges vorgenommen (siehe unter I.). Wie sieht das nun nach vier Jahren aus?

Ich lebte 3 1/2 Jahre in Nepal, als Mitarbeiterin der Vereinigten Nepalmission und war ein Teil dieser praktizierenden Ökumene. Die Erfahrung, als religiöse Minderheit zu leben, erforderte auch, daß ich mich mit meinem Glauben auseinandersetzte, und zwar sowohl im Vergleich zu den Mitchristen der Mission und zu den nepalischen Christen, als auch im Vergleich mit dem Hinduismus. Manches wurde mir klarer, ich konnte besser Stellung beziehen, aber vieles verunsicherte mich und ist nicht mehr so klar wie vorher.

Ich habe die Sprache gelernt und bekam dadurch einen Einblick in den Hinduismus und die Kultur der Bevölkerung und wurde im Zusammenleben mit den Leuten sehr reich beschenkt. Ich schloss Freundschaften mit Lehrern, Schülern, Frauen, und ein Stück von mir wird wohl immer in Nepal bleiben.

Der Versuch, das Evangelium zu praktizieren, war da - oft blieb er in Ansätzen stecken und war recht kläglich. Doch warum sollte es mir in Nepal leichter fallen als in Deutschland?

Das Offenseinwollen - als Lernende zur Änderung bereit sein - wenn das so leicht wäre! Zu oft war ich in meinen Denkweisen gefangen, war ungeduldig und bequem, denn Änderung hieß oft, Unbequemes auf sich zu nehmen. So gab es nicht nur tolle Erlebnisse und Erfolge. Frustration, Mißerfolge, Scheitern in kleinen alltäglichen Dingen gehörten auch dazu.

Darüber hinaus wollte ich als Lehrerin einen Beitrag zur Entwicklung des Landes leisten.

Für die Schule in Amp Pipal war ich eine zusätzliche, fachlich ausgebildete Lehrkraft, die nicht bezahlt werden mußte. Positiv war das auch für den Stundenplan, da ich nach einem halben Jahr einen vollen Lehrauftrag mit 30 Stunden übernahm.

Durch meine Ausbildung konnte ich die zwar kärglichen, aber doch vorhandenen Lehrmaterialien im Unterricht einsetzen und ergänzen. Zudem konnte ich meinen Kollegen helfen, daß auch sie davon Gebrauch machten. Die Zusammenarbeit mit den Kollegen (auch fächerübergreifend) war sehr ermutigend. Ich schätzte ihre Hilfe sehr, gerade wenn ich Probleme mit der Sprache hatte. Mein Einsatz war wohl weniger als ein Tropfen auf den heißen Stein - und jetzt schon nach den Auswirkungen zu fragen, ist wohl verfrüht. Welcher Lehrer kann schon sagen, inwieweit er seine Schüler auf ihr späteres Leben hin beeinflußt hat!

Selbst wenn ich persönlich meine Zweifel am Schulsystem und an manchen Inhalten habe, kann ich letztlich keine Alternative zur Schule anbieten. Auf die Dauer wäre es für die Vereinigte Nepalmission wohl sinnvoller, nicht nur durch den Einsatz von Lehrern an Schulen (wie ich), sondern durch Mitwirken in der Lehrerausbildung an der Universität und den Lehrerausbildungsstätten mitzuwirken. Die bisherige pädagogische Ausbildung der Lehrer ist unzureichend; ebenso lassen die Schulbücher zu wünschen übrig.

Die Vereinigte Nepalmission hat dies auch erkannt und in den letzten Jahren mit der Regierung Vereinbarungen getroffen, in diesen Bereichen mitzuarbeiten.

Daneben gilt auch, die außerschulische Bildung zu berücksichtigen und verstärkt darin mitzuwirken. Dabei kann es aber nicht nur darum gehen, denjenigen, die keine Schule besuchen können, Lesen und Schreiben beizubringen. Diese Erziehung muß in Zusammenarbeit mit den ländlichen Entwicklungsprogrammen und dem Dorfgesundheitsdienst geschehen - als ganzheitlicher Ansatz unter Einbezug von Themen wie: Hygiene, Ernährung, sanitäre Anlagen, verbesserte Anbaumethoden u.ä.m.. Vor allem sollte versucht werden, Mädchen und Frauen für solche Programme zu gewinnen. Lesen und Schreiben lernen allein genügt nicht, noch dazu wenn es an geeignetem Material fehlt (Zeitungen und Bücher etc.),

an dem das Gelernte weiter geübt werden kann. Sonst wird es schnell wieder vergessen.

Hat es sich gelohnt? Für mich persönlich kann die Antwort nur "Ja" lauten. Ja, mein Leben wurde dadurch ungeheuer bereichert. Ich habe es keine Sekunde bereut, daß ich 1978 die Anstellung als Lehrerin in Deutschland nicht annahm. Sofort würde ich es wieder wagen. Ich erfuhr im wahrsten Sinn des Wortes eine Bewußtseinserweiterung durch die Begegnung mit den Menschen, durch persönliche Freundschaften mit

Maili, die meinen Haushalt führte, aber mir viel mehr bedeutete;
Dinesh, der Schüler, der mir immer Blumen brachte und so gerne beim Backen half;

Hari Maya, meine engste Vertraute unter den Nepalern. Ihr Tod hat mich sehr getroffen;

Rohini, der es verstand, mich in Nepali zu unterrichten und mir bei der Unterrichtsvorbereitung half;

Tej, Somnath, Madhav, Dip Narayan, Ramji, Hajuri - meine Kollegen in der Schule, mit denen ich so gerne bei einem Glas Tee diskutierte;

Phadindra und Jivanath, zwei Schüler, die mir Nachhilfeunterricht im Gemüseanbau gaben;

Ratna Maya, die mich immer zum Bus begleitete, wenn ich nach Kathmandu ging und auch wieder abholte und mein Gepäck trug;

Kanchi, eine Analphabetin, von der ich so viel lernen durfte;

Tata, eine Christin, die immer zu einem Scherz aufgelegt war;

Saran, meine ehrgeizigste Schülerin, die mehrere Male bei mir wohnte;

Bharat und Arjun, Hari Mayas Söhne und meine jüngeren Brüder;

Familie Karthak, meine nepalischen Eltern;

Padam - der Primus der Schule, mit dem ich viele politische Diskussionen führte, und der mir beim Hühnerschlachten half.

Diese und viele andere Menschen mehr haben in den vergangenen Jahren mein Leben geprägt, und auf sie gründe ich meine Hoffnung für Nepal.



Familie in Amp Pipal



Strickunterricht bei mir zu Hause



Schule in Amp Pipal



Das Lehrerkollegium



Vorbereitungen für den Physikunterricht



Straßenszene in Patan/Kathmandu



Schüler warten auf ihre Lehrerin



Blick auf Amp Pipal

Friedensbekenntnis amerikanischer Christen

IM NAMEN GOTTES,

LASST UNS DIE ATOMWAFFEN ABSCHAFFEN

DER Christliche Glaube muß in jeder historischen Zeit neu ausgedrückt werden. Das Evangelium ist immer in die Zeit hineingesprochen, in der wir leben. Christen müssen darum Wege finden, um das zeitlose und doch an die Zeit gebundene Zeugnis auf ihre eigene Lebenssituation zu beziehen. Sie müssen deutlich machen, was sie um Jesu Christi willen annehmen und was sie ablehnen wollen.

In der Geschichte brechen Fragen auf, um die sich die Kirche in besonders dringlicher Weise kümmern muß. Diese übergreifenden moralischen Fragen drängen sich der Routine des Lebens der Kirche auf und rufen nach dem Mitgefühl und Mut des Volkes Gottes überall. Die Sklaverei war eine solche Frage für die Christen im 19. Jahrhundert. Das atomare Wettüsten ist eine solche Frage in unserer Zeit.

Tausende von Christen der unterschiedlichsten Traditionen hatten eingesehen, daß die Sklaverei etwas Böses ist, das die Echtheit ihres Glaubens herausfordert. Sie glaubten, daß jede Person, die Besitzer über eine andere menschliche Person sein will, verleugnet, daß jede Person von Gott geliebt und zu Gottes Ebenbild geschaffen ist. Diese Christen fingen an zu predigen, daß Christusbefolgung bedeutet, sich von der Institution der Sklaverei abzuwenden, die Zusammenarbeit mit ihr abzulehnen und für ihre Abschaffung zu arbeiten. Obwohl dies als absurdes und unerreichbares Ziel zu sein schien, beharrten sie darauf, daß Gott nichts weniger forderte. Sie wurden dann Abolitionisten (Sklavenabschaffer) genannt.

Die Christliche Duldung der atomaren Waffen hat auch uns in eine Glaubenskrise geführt. Die nukleare Bedrohung ist nicht mehr nur ein politisches Problem, ebensowenig wie es die Sklaverei gewesen war: Sie ist vielmehr eine Frage, die unseren Gottesdienst herausfordert und unseren Glaubensgehorsam gegenüber Jesus Christus. Anders gesagt, die zunehmende Wahrscheinlichkeit eines atomaren Krieges stellt uns vor mehr als die Frage des Überlebens; sie konfrontiert uns mit der Bewährung des Glaubens. Der Atomkrieg ist ein totaler Krieg. Weil die atomaren Waffen in ihrer Zerstörungskraft unbegrenzt sind, weil sie keinen Unterschied bei den Opfern machen und weil die von ihnen verursachte Verwüstung unkontrollierbar ist, haben sie die Menschheit an einen historischen Scheideweg geführt. Anders als in jeder vorausgegangenen historischen Epoche lautet die Alternative heute Frieden oder Vernichtung. Im atomaren Krieg gibt es keine Gewinner mehr.

Wir sind Christen, die heutzutage erkennen, daß das atomare Wettrüsten mehr als eine Frage der Regierungspolitik ist. Wir glauben, daß die umfassende Zerstörung, die mit diesen Waffen angedroht wird, bedeutet, daß ihr Besitz und ihre geplante Anwendung eine Beleidigung Gottes und der Menschheit ist, egal welche Bedrohung durch sie oder politische Rechtfertigung für sie gegeben werden. Durch Gebet und Nachdenken sind wir zu der Überzeugung gelangt, daß der Ruf Jesu an uns, Friedensstifter zu sein, dringend in den Kirchen erneuert und konkret werden muß durch eine Verpflichtung zur Abschaffung der atomaren Waffen. Dieser Ruf macht es notwendig, eine neue Grundlage für die nationale Sicherheit zu finden.

Als Grundlage für die nationale Sicherheit sind die atomaren Waffen Götzendienst. Als Methode der Verteidigung sind sie selbstmörderisch. Es ist die größte Illusion und die Spitze der Naivität zu glauben, daß die atomaren Waffen die internationalen Probleme lösen können.

Die angedrohte atomare Vernichtung ganzer Bevölkerungsgruppen im Namen der nationalen Sicherheit ist das Böse, das wir nicht mehr länger dulden können. Es geht nun darum, ob wir Gott oder der Bombe vertrauen. Wir können nicht mehr länger Jesus als Herrn bekennen und zugleich von den atomaren Waffen abhängig bleiben, um uns zu retten. Die Bekehrung in unserer Zeit schließt mit ein, daß wir uns von den atomaren Waffen abkehren, wenn wir uns Jesus Christus zuwenden.

Der Bau und angedrohte Gebrauch atomarer Waffen ist Sünde gegen Gott, Gottes Geschöpfe und Gottes Schöpfung. Keine Theologie oder kirchliche Lehre kann den atomaren Krieg jemals rechtfertigen. Ob man vom Pazifismus herkommt oder die Lehre vom gerechten Krieg vertritt, die atomaren Waffen sind moralisch nicht zu akzeptieren.

DER Gott der Bibel liebt die Armen und fordert Gerechtigkeit für die Unterdrückten. Es ist ein schwerwiegendes Versagen unseres Mitgefühls und ein Affront gegen Gott, daß wir nicht aufhören, Hunderte von Milliarden Dollars für die Vorbereitung eines Krieges auszugeben, während Millionen hungern. Aber durch Gottes Gnade können unsere Herzen aufgeweicht werden, so daß wir die biblische Vision wirklich ernstnehmen, nach der die Waffen des Krieges in Instrumente des Friedens umgewandelt werden.

Wenn der atomare Krieg denkbar ist, dann werden Torheit und Wahnsinn zur anerkannten politischen Weisheit. Darum ist für die Kirche die Zeit gekommen, den absoluten Charakter des Wortes Gottes zu bezeugen. Dieses Wort ist am Ende unsere einzige Hoffnung, die Macht der politischen Realitäten zu brechen, unter deren Banner wir auf die totale Vernichtung zumarschieren.

In der Vergangenheit haben sich Christen aus verschiedenen kirchlichen Traditionen zusammengeschlossen, um gegen eine große soziale Sünde (Sklaverei) zu protestieren und den Weg zu einer Veränderung zu zeigen. Wir glauben, daß die zunehmende Möglichkeit eines Atomkrieges uns heutzutage für ein gleiches gemeinsames christliches Handeln aufruft.

Unser Handeln als Christen beginnt mit der Buße für fast vier Jahrzehnte, in denen wir die atomaren Waffen akzeptiert haben. Buße im atomaren Zeitalter heißt: Nicht-Zusammenarbeit mit den Vorbereitungen für einen atomaren Krieg und die Hinwendung unseres Lebens zum Frieden. Indem wir nicht mehr länger den nuklearen Waffen vertrauen, weigern wir uns, an den Vorbereitungen für einen totalen Krieg mitzuarbeiten. Wir vertrauen erneut auf Gott und wollen gemeinsam anfangen, den Frieden vorzubereiten. Wir kommen zusammen, um gemeinsam für den Frieden zu arbeiten und schließen uns zu dieser lebenswichtigen Verpflichtung zusammen:

1. GEBET

Wir kommen zusammen, um zu beten. Das Gebet ist das Herzstück des christlichen Friedensdienstes. Das Gebet kann uns und unsere Beziehungen zueinander verändern. Das Gebet beginnt mit dem Bekenntnis unserer Sünde und führt uns zur Fürbitte für unsere Feinde. Dadurch werden sie uns näher gebracht.

Wir wollen beten und Gott bitten, daß er uns vor der atomaren Verwüstung bewahrt, so daß wir uns von unserer Torheit abwenden können. Durch das Gebet kann die Wirklichkeit des Sieges Christi über die nukleare Finsternis in unser Leben gepflanzt werden und uns dazu freimachen, daß wir uns am Versöhnungswerk Christi in der Welt beteiligen.

2. ERZIEHUNG

Wir kommen zusammen, um zu lernen. Unsere Unwissenheit und Passivität müssen in Verstehen und Verantwortlichkeit umgewandelt werden. Wir müssen zusammen handeln, um unsere Blindheit und die Verhärtung unseres Herzens zu vertreiben. Wir wollen uns für den Friedensdienst auf die biblische und theologische Grundlage gründen. Wir wollen uns umfassend über die Gefahr des atomaren Wettrüstens informieren und die Schritte bedenken, die zum Frieden führen.

Wir wollen uns bewußt machen, was die Kirche über Fragen der atomaren Kriegsführung lehrt.

3. GEISTLICHE PRÜFUNG

Wir kommen zusammen, um uns selbst zu prüfen. Indem das Licht des Evangeliums auf die atomare Situation fällt, wollen wir

die grundlegenden Entscheidungen unseres persönlichen Lebens überprüfen, die unseren Beruf, unseren Lebensstil, unsere Steuern und unsere Beziehungen zueinander betreffen. So werden wir erkennen, wo und wie wir an der Vorbereitung eines atomaren Krieges mitwirken.

Die Kirche sollte um die geistliche Gesundheit ihrer Mitglieder besorgt sein, deren Lebensunterhalt nun vom System des atomaren Krieges abhängt. Wir wollen damit beginnen, in diesen Fragen eine umfassende seelsorgerliche Überprüfung des Lebens in unseren Gemeinden vorzunehmen.

4. EVANGELISATION

Wir kommen zusammen, um das Evangelium des Friedens auszubreiten. Wir wollen es aussprechen und unseren Freunden und Familien, unseren christlichen Brüdern und Schwestern die Gefahren der atomaren Aufrüstung und die Dringlichkeit des Friedens nahebringen.

Wir wollen diese Botschaft zu den anderen Gemeinden unserer Nachbarschaft bringen, ebenso zu unseren verschiedenen Kirchen und zu den Gremien in unseren Kirchen, die auf den verschiedenen Ebenen die Entscheidungen treffen. Die Sache des Friedens wird von unseren Kanzeln gepredigt und in unseren Gebeten vorgetragen werden. Sie wird Teil unseres Gottesdienstes. Wir wollen den Glauben an Gott als eine Alternative zum Vertrauen auf die Bombe den Menschen anbieten.

5. ÖFFENTLICHES ZEUGNIS

Wir kommen zusammen, um öffentlich Zeugnis abzulegen. Wir werden unsere Opposition gegen die atomaren Waffen und das Gebet des Friedens in die Öffentlichkeit tragen: an unsere Arbeitsplätze, in die Dörfer und Städte mit ihren Behörden, zu den Medien und den Ministerien, auf die Straßen und in die atomaren Einrichtungen selbst hinein. Das Gebet des Friedens muß überall dort geschehen, wo die atomaren Waffen entwickelt, produziert, gelagert und aufgestellt und wo die Entscheidungen für eine Fortsetzung des Wettrüstens getroffen werden.

Die Versammlungen, Veranstaltungen und Einrichtungen in den Kirchen werden auch ein wichtiger Ort für unser öffentliches Zeugnis werden. Wir wollen unsere Überzeugung überall in der Kirche bekannt machen, vor allem an besonderen Festtagen des Kirchenkalenders und am 6. und 9. August, den Jahrestagen der Bombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki.

6. ATOMARES ABRÜSTEN

Wir kommen zusammen, um dafür zu arbeiten, daß das Wettrüsten beendet wird. Im Lichte unseres Glaubens sind wir bereit, ohne atomare Waffen zu leben. Wir wollen öffentlich dafür eintreten, daß als erster Schritt die atomaren Waffen eingefroren werden, um dann ihre völlige Beseitigung zu erreichen.

Wir wollen in unseren Dörfern und Städten aktiv werden, daß der Ruf nach dem Einfrieren der Atomwaffen zur öffentlichen Angelegenheit wird. Wir wollen Druck auf unsere Regierung und die anderen Nuklearmächte ausüben, daß sie damit aufhören, Atomwaffen weiter zu testen, zu produzieren und aufzustellen, und daß sie dann fest und unverzüglich Schritte unternehmen, sie gänzlich zu beseitigen.

Wir sehen in diesen einfachen Verpflichtungen einen Ruf Gottes, und durch Gottes Gnade hoffen wir, daß wir sie auch erfüllen. Indem wir im Evangelium von Jesus Christus verwurzelt sind und durch die Hoffnung, die aus dem Glauben kommt, gestärkt werden, kommen wir zusammen, um Frieden zu schaffen.

Wie diese Verpflichtung gebraucht werden soll

Es ist die Absicht dieser Verpflichtung, den Kirchen die Abschaffung der Atomwaffen als drängende Angelegenheit des Glaubens vor Augen zu führen. Die nukleare Bedrohung ist ein theologisches Problem, eine Sache des Bekenntnisses, eine geistliche Frage und ist so wichtig, daß sie ins Herz des kirchlichen Lebens hineingetragen werden muß.

Dies ist nicht eine Resolution, die man unterschreibt, sondern eine Verpflichtung, mit der man handelt. Das heißt, es sollen nicht Unterschriften gesammelt werden, sondern es soll zu einem Mitmachen ermutigt werden. Jeder suche wenigstens zwei oder drei andere und verbringe mit ihnen eine Stunde, einen Tag oder ein Wochenende mit dieser Verpflichtung. Komm mit deinen Freunden zusammen. Geht diese Verpflichtung ein und tragt sie dann in eure Gemeinden, Gruppen und Gemeinschaften. Wir hoffen zu erleben, daß diese Verpflichtung weit verbreitet, vor Ort benutzt wird und zur Aktion führt.

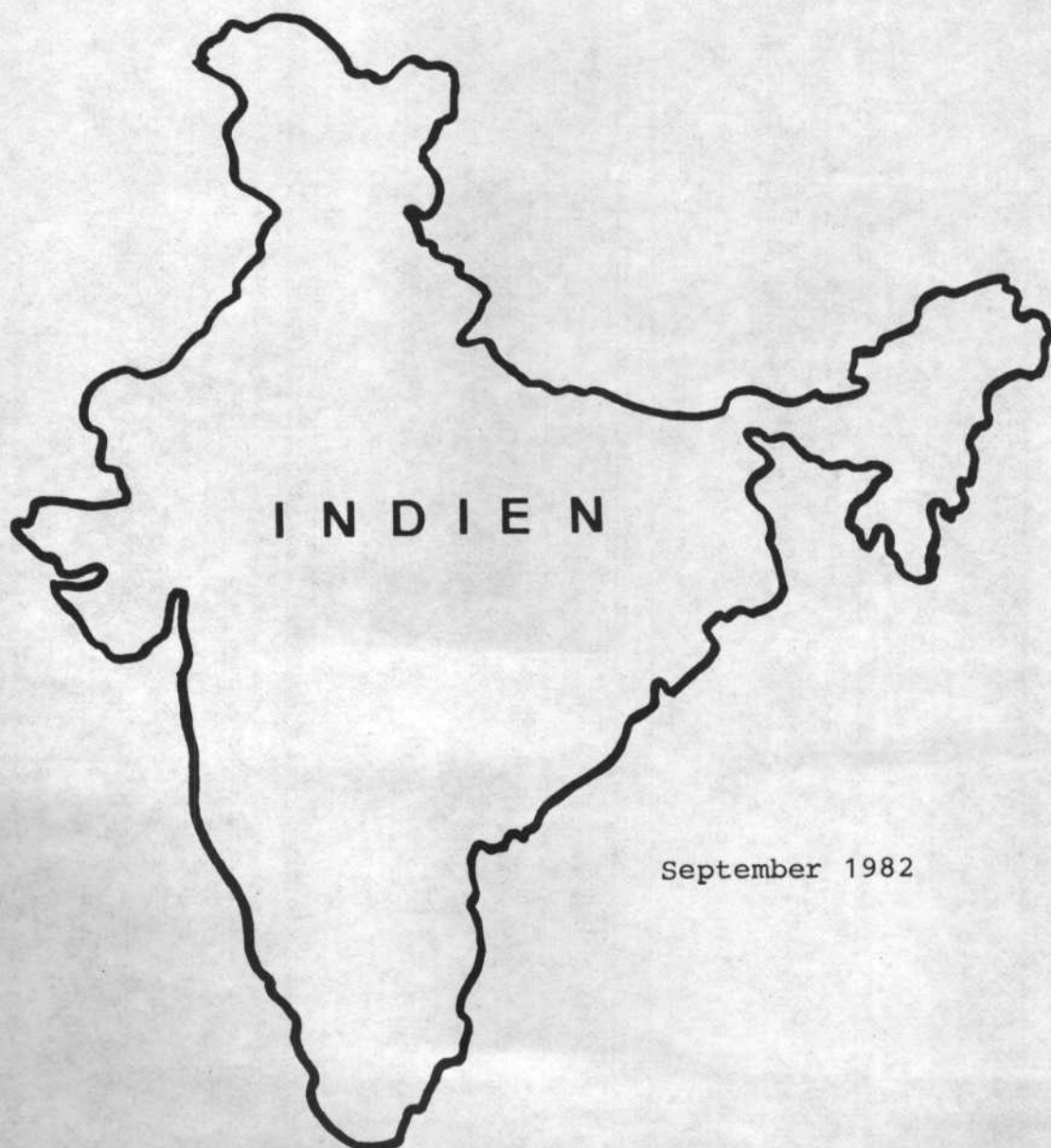
Diese Verpflichtung sollte im Lebensvollzug einer Gemeinschaft behandelt werden. Sie kann nicht für sich isoliert genommen werden. Darum ermutigen wir Menschen, Beziehungen mit anderen zum Gebet, zum Nachdenken und zum Handeln aufzunehmen. Es ist unsere Hoffnung, daß diese Verpflichtung existierende Gruppen, die für den Frieden arbeiten, stärken wird und mithilft, neue Gruppen zu bilden.

Übersetzt von

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41
Te. 030 - 85 10 21

NACHRICHTEN

aus



September 1982

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/2o, 1ooo Berlin 41, Tel. o3o-85 1o 21
Postscheckkonto: Berlin West 52o 5o-1oo
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 1oo 2oo oo, Kto.-Nr. o4o748o7oo

Aus Briefen von Dr. Walter Horo, Amgaon

am 11.5.1982:

In diesem Jahr haben wir vom Jahresanfang an sehr viel zu tun. Das ist ungewöhnlich. Normalerweise haben wir von Januar bis April nur eine durchschnittliche Zahl von Patienten und die Betten sind nicht alle belegt. Aber dieses Jahr sind wir überlaufen von ambulanten und stationären Patienten. Und außerdem sind gerade während dieser Zeit unsere Krankenschwestern in Scharen wegge-
laufen. Wir hatten vier Vollschwestern, und alle haben eine neue Stelle mit besseren Bezügen und Aussichten angenommen. Und da unser Dorfgesundheits-Mann mit einer von ihnen verheiratet ist, ging er auch. So entstand ein plötzliches Vakuum in unserem Krankenhaus. Wir haben die Stellen in verschiedenen Zeitschriften ausgeschrieben, aber diesmal gehen keine Bewerbungen ein. Wir konnten nur eine einzige Vollschwester einstellen sowie zwei Hilfsschwestern. Natürlich haben wir noch ungelernte Hilfskräfte. Dabei haben wir täglich zwischen 100 und 150 ambulante Patienten und 60 bis 90 stationäre. Aber wir müssen es schaffen, denn wir können die Menschen nicht hindern, in das Krankenhaus zu kommen. Aus den erwähnten Gründen haben wir unser Dorfgesundheitsprogramm vorübergehend eingestellt.

Wir müssen jetzt nach den Gründen und den Lösungen suchen. Nach unserer Einschätzung ist der Hauptgrund die schlechte Bezahlung bei uns. Regierungs- und Firmenkrankehäuser zahlen besser und heben die Gehälter auch gelegentlich an. Wir müssen darum unsere Gehälter auch anheben, vom Doktor bis zum kleinsten Arbeiter.

Wir haben bisher noch keinen dritten Arzt angestellt. Aber wir halten das für dringend nötig angesichts der Arbeitslast für die vorhandenen beiden Ärzte. Wir wollten mindestens eine Woche Osterurlaub zusammen mit unseren Kindern machen. Aber wegen der vielen Patienten war das nicht möglich. Darum haben wir die Kinder nur hierher zu uns geholt und sie dann wieder nach Ranchi zur Schule gebracht. Die Wohnung für den dritten Arzt wird bald fertig sein. Wir haben ja nur den Schwesternbungalow in einen Arztbungalow umgebaut. Aber dann müssen wir natürlich neue Schwesternunterkünfte bauen und auch für den dritten Arzt ein Untersuchungs-
zimmer. Schließlich brauchen wir dann auch mehr Platz zum Ausgeben der Medizin.

Im letzten Jahr haben wir insgesamt 32.210 ambulante und 2.179 stationäre Patienten behandelt. Die Hauptkrankheiten waren Mangelernährung, Blutarmut, Grippe, Malaria, Durchfall und Ruhr. Tuberkulose ist auch weit verbreitet wegen der schlechten Ernährung und geringen Abwehrkräfte. Seit einigen Jahren haben wir auch viele Zuckererkrankungen.

am 2.8.1982:

Die Kirchenleitung (KSS) hatte mich eingeladen, am 22.7. die Bildung eines Gesundheits-Ausschusses der Kirche zu besprechen. Es war eine gute Diskussion, die im KSS in Oktober fortgesetzt werden soll.

Dieses Jahr erwarten wir keine gute Ernte. Die meisten Reisfelder waren trocken und einige sind es noch, weil kein Regen fiel. Dadurch sind die Pflanzen nicht richtig gewachsen und kränklich geworden. Der Reis kostet jetzt vier Rupien pro Kilo. Außerdem bekommt man ihn schwer, denn die Bauern verkaufen ihren Überschuss nicht gern, weil sie eine schlechte Ernte befürchten. Wenn in den nächsten Monaten nicht ordentlich Regen fällt, wird es unser Land im nächsten Jahr sehr schwer haben. In unserer Gegend fiel vor ein paar Tagen etwas Regen. Das hat den Bauern etwas Hoffnung gemacht.

Wir beide planen, an einem internationalen Kongress für christliche Ärzte in Bangalore vom 3. bis 7.11.1982 teilzunehmen. Ärzte aus verschiedenen Ländern werden dorthin kommen.

Aus Briefen von Dr. Paul Singh, Ranchi

am 19.5.1982:

Vom 16. April bis 22. Juni hatte das Gossner Theological College Sommerferien. Vom 22. bis 25. Juni haben wir ein Seminar über "Christliche Haushalterschaft und die Gemeindeleitung" angekündigt. Dazu sind alle Vorsitzenden der Kirchenkreise (Ilakas) mit ihren Schatzmeistern und Geschäftsführern (secretaries) eingeladen worden. Auch die Kirchenältesten, Laien und Jugendliche der Gemeinde Ranchi sind eingeladen. Zu diesem Seminar laden die Missionsabteilung (BEL) und das Theologische College gemeinsam ein.

Am 16. April haben wir vierzehn Studenten des Jahres 80/81 und acht Studenten des Jahres 81/82 ihre Abschluszeugnisse überreicht. Bei den Studenten und Dozenten ist alles in Ordnung. Aber wir haben viele Schwierigkeiten, einerseits mit Unterkünften für unsere Dozenten und andererseits noch viele ungelöste Finanzprobleme. Für Mai und Juni haben wir viele Freizeiten für die Jugend in verschiedenen Ilakas und Gemeinden. Ich hätte sie besuchen sollen, aber unser Missions-Jeep ist von der Regierung beschlagnahmt worden für einige Nachwahlen in Bihar.

am 13.7.1982:

Das College ist am 23. Juni wieder eröffnet worden mit dem Seminar über "Christliche Haushalterschaft und Gemeindeleitung in der Kirche". 60 Personen nahmen daran teil, davon 30 aus den verschiedenen Kirchenkreisen. Wir haben sechs neue Studenten aufgenommen. Im dritten Jahr studieren jetzt neun und im vierten Jahr vierzehn Studenten. Am 11. Juli haben wir einen Hochschultag gefeiert. Das wollen wir in Zukunft jedes Jahr am Sonntag nach dem Gründungstag der Gossnerkirche (10. Juli) tun. Es soll ein Tag des Gebetes und des Dankes für das Leben und den Dienst an der Hochschule sein.

am 23.7.1982:

Wegen meiner Aufgaben am Theologischen College kann ich die Arbeit in der Missionsabteilung nicht ordentlich tun.

KSS wird immer noch vom Mdhya Anchal und Assam Anchal boykottiert. Assam wünscht eine Art Teil-Autonomie.

Die Lage in Indien insgesamt ist auch nicht gut, besonders in Bihar. Eine Dürre hat das Land heimgesucht, besonders schlimm in unserer Gegend. Im ganzen Land lauert die Gefahr des Hungers. Aber in allen Schwierigkeiten machen wir irgendwie weiter.

Wenigstens der Familie und den Kindern gehts gut.

Aus dem BEL-Bericht vom 1. Halbjahr 1982:

Wegen meiner Verpflichtungen in Ranchi konnte ich nicht viel in die Missionsgebiete reisen. Aber es ergaben sich doch Besuche in einigen Orten in Singhbum und Baghima, zu Bibelfreizeiten, Kirchweihen, Grundsteinlegungen und in Begleitung von Besuchern.

Da einige Studenten jetzt ihren Fernkurs abschließen, haben wir für sie Zeugnisse gedruckt und ausgegeben.

Vom 5. bis 10. Mai haben wir erstmalig eine Bibelfreizeit für Abiturienten in Ranchi durchgeführt, gemeinsam von BEL und Theologischem College. Obwohl nicht so viele gekommen waren, nur 25, waren die Teilnehmer doch sehr zufrieden und wünschten sich solche Freizeiten auch für die Zukunft.

Vom 2. bis 14. Juni hatten wir eine Ausbildungs- und Arbeitsfreizeit für Missionsarbeiter und angehende Missionsmitarbeiter. Es kamen 22 Teilnehmer von allen Missionsgebieten außer Baghima (Madhya Anchal) und Karbi Anglong (Assam).

Aus dem Jahresbericht der Gossnergemeinde in Delhi für 1981 (von Herrn Mundu)

I. Einleitung

Es gibt in Delhi 50 bis 60 Gossnerfamilien mit etwa 100 Mitgliedern. Bis August 1980 haben einige ohne innere Anteilnahme die Gottesdienste der katholischen Gemeinde Puram besucht. Die übrigen gingen zur Free Church in Parliament Street und in Green Park, je nach ihrem Wohnort. Die Gossnerchristen hatten ein Exekutivkomitee.

Dann haben einige Gossnerchristen eine Einladung für den 31.8.1980 verschickt, um im katholischen Gemeindesaal Puram in einem Gottesdienst Bischof Dr. Nirmal Minz von der sogenannten Nordwest-Gossnerkirche zu begrüßen. Zwei unserer Exekutivkomitee-Mitglieder stimmten dem nicht zu und luden später zu einer Gebetsversammlung am 12.10.1980 alle Gossnerchristen in Delhi nach Windsor Place 7 ein. Die Anhänger der Nordwestgossnerkirche kamen nicht. Die beiden Mitglieder des Exekutivkomitees, Herr Jojowar und Herr Dungdung berichteten, daß die übrigen Mitglieder des Komitees sie meist ausschlossen und ihre Entscheidungen hinter verschlossenen Türen trafen. Daraufhin wählten die Anhänger der KSS ein eigenes Exekutiv-Komitee. Bei dieser Gelegenheit waren 16 Personen anwesend. Herr Mundu wurde als Vorsitzender gewählt.

II. Versammlungen

Am 12.10.1980 beschlossen wir, den Pfarrer der Free Church in Parliament Street zu fragen, ob wir in seiner Kirche Gottesdienste nach unserer lutherischen Liturgie und in Hindi halten dürften. Er erlaubte es. Auch dürfen unsere Gossnerpastoren, wenn sie uns in Delhi besuchen, den Gottesdienst für uns halten. Wir begannen am 26.10.1980 mit einer Beteiligung von 57 Personen einschließlich einiger Mitglieder der Free Church.

Auf einem Gemeindetreffen am 26.4.1981 beschlossen wir, unseren Gemeinde-Pfennig (Kirchensteuer) an den Northwest-Anchal der Gossnerkirche zu überweisen.

III. Feiern und Zusammenkünfte

Am Sonntag, 28.12.1980, hatten wir eine Weihnachts-Tee-Party. Die Kinder bekamen Süßigkeiten und Geschenke, die von der Free Church kamen.

Die Kosten unserer Oster-Tee-Party trugen unsere Gemeindeglieder.

Zum Unabhängigkeitstag der Gossnerkirche trafen wir uns am 11.7. in der Laxmibai Nagar und beteten für den Frieden in der Gossnerkirche.

Zum Erntedanktag beteiligten wir uns am Bazar der Free Church. Der Erlös von Rs. 135.00 aus dem Verkauf von Süßigkeiten ging an die Free Church.

Am 2.11. feierten wir den Gründungstag der Gossnerkirche in der Mahadeo Road. Pfarrer Kammholz, der deutsche Auslandspfarrer, Rev. Salim Sharif, der Pfarrer der Free Church und Rev. Gazan waren eingeladen, konnten aber leider nicht kommen. Wir feierten mit großer Begeisterung und hatten ein gemeinsames Abendessen. 40 Personen waren anwesend.

Am Sonntag, 27.12.1981, hatten wir unsere Weihnachtsfeier mit einem Lunch für die Teilnehmer und Geschenken für die Kinder.

IV. Gottesdienste

Unsere Gossnerchristen sind der Free Church angegliedert. Wir feiern jeden Sonntag Gottesdienst nach unserer lutherischen Agende und benutzen unser Gossner-Gesangbuch. Abendmahl und Taufen werden vom Pfarrer der Free Church gespendet. Seit dem 21.2.1982 findet die Abendmahlsfeier in Hindi statt. 1981 wurden drei Kinder getauft.

V. Gebetsversammlungen

An jedem zweiten Sonnabend im Monat treffen wir uns zu Gebetsversammlungen in den Wohnungen verschiedener Gemeindeglieder. Wir lesen die Bibel unter Anleitung von Frau Mundu, im letzten Jahr die beiden ersten Kapitel des Jesajabuches. Die Kollekten fließen unserer Gemeinde zu.

VI. Gäste

20.10.1980: Auf Einladung der Delhi Lutheran Church (DELIC) trafen sich unser Präsident und unser Geschäftsführer mit den Mitarbeitern der Vereinigten Lutherischen Kirchen Indiens (UELICI) im CVJM-Zentrum. Sie setzten sich für die Einheit der Lutheraner in Delhi ein.

27. 2.1981: Dr. Grothaus und Mr. und Mrs. Young erhielten am Windsor Place einen großen Empfang.

22. 3.1981: Der Adhyaksh des Northwest-Anchals besuchte uns und hielt Gottesdienst und eine Taufe.

10. 5.1981: Pfarrer Kammholz predigte in unserem Hindi-Gottesdienst.

6. 9.1981: Dr. Bage besucht uns auf dem Rückweg von Deutschland und teilt uns mit, daß der Pramukh Adhyaksh zurückgetreten ist.

VII. Sonntagsschule

Wir begannen damit am 18.1.1981, aber nach 4-5 Sonntagen mußten wir aufhören, weil keine Kinder kamen. Wir möchten gern wieder anfangen.

VIII. Krankenbesuche

Ein Mädchen erlitt bei einem Unfall Verbrennungen und mußte mehrfach ins Krankenhaus. Zwei Brüder und eine Schwester unserer Gemeinde waren krank und mußten zum Teil ins Krankenhaus. Wir beteten für sie und besuchten sie im Krankenhaus und zu Hause.

IX. Finanzielle Hilfe für unsere Mutterkirche

Die Kollekten vom 19.10.1980 und vom 2.11.1981 gingen an das KSS, die Kirchensteuer an den Northwest-Anchal.

X. Hilfe für die Free Church

Die Kollekten der Sonntagsgottesdienste und unsere monatlichen Beiträge gehen an die Free Church. Außerdem haben wir der Free Church sechs unserer Gesangbücher gestiftet.

XI. Projekt

Am 12.2.1981 haben wir dem KSS den Plan für ein Gossner-Gemeindezentrum in Delhi zugestellt und am 27.2. Dr. Grothaus informiert. Am 6.9.1981 haben wir Dr. Bage an die Sache erinnert. Das Projekt kostet 2,2 Mio. Rupien. Es ist geplant, ein großes Gebäude zu kaufen, das auch ein Gästehaus und eine Schule aufnehmen kann.

XII. Unsere Einnahmequellen

Jedes verdienende Gemeindeglied zahlt 3 Rupien pro Monat in unsere Gemeindekasse. Daneben sammeln wir bei unseren Gebetsversammlungen.

Der Guru- fluchthelfer für westliche Seelen?

von Werner Hoerschelmann

nen der genuinen indischen Gurus zu Gesicht. Sie geraten meistens an diejenigen Gurus, die neben der indischen Spiritualität auch etwas vom Geist des Westens und von »Dollar-Inspiration« wissen. An Menschen also, die die hinduistische Religion und Weisheit mit dem Wissen um westliche seelische Defizite und psychologische Grundkenntnisse gemixt haben, und so zwar bei ihren westlichen Anhängern unvergleichliche Erfolge – gerade auch finanzieller Art – erzielen, aber von ernsthaften Hindus nicht ernst genommen werden.

Es sind mehr oder weniger stets die gleichen Motive, die die Flüchtlinge aus dem wohlhabenden und zivilisatorisch überzüchteten Westen zu Anhängern jener teils recht fragwürdigen Charismatiker Indiens machen. Die Ziellosigkeit, Ideenarmut und geistliche Leere des Westens wird nicht mehr ertragen. Die Pluralität der Meinungen und Möglichkeiten verwirrt. Wenn immer man etwas als gültig erkannt zu haben meint, wird es im nächsten Moment relativiert, ironisiert und totdiskutiert. Nachdem auch die Wissenschaftsgläubigkeit, die letzte Bastion also, auf die sich der aufgeklärte Westler innerlich zurückziehen konnte, unter Beschuß genommen wurde, gibt es im Westen keine Werte mehr, die Gültigkeit oder gar die Anziehungskraft fragloser Autorität besitzen.

Welcher (junge) Mensch aber kommt ohne Ideale, ohne Orientierungswerte aus? Man langweilt sich in einer Welt, deren Lebensinhalt Konsum ist, in der Bekennermut verlacht wird und geht nach Indien – halb aus Abenteuerlust, halb aus Sehnsucht nach einer die innere Leere füllenden Begegnung. Und in der Mehrzahl der Fälle ist es weniger die Lehre des Hinduismus an sich, als vielmehr die Begegnung mit einem der

»Heiligen« des Landes, die dem Suchenden (wenigstens vorübergehend) die Erfüllung seiner Sehnsucht verschafft.

Der entscheidende Grund für die Tatsache, daß ein indischer Guru in der Lage ist, einem amerikanischen oder deutschen Studenten ein bestimmtes religiöses Erlebnis zu vermitteln, ist nicht nur die Faszination seiner Persönlichkeit, sondern noch mehr die Selbstverständlichkeit, mit der seine indischen Schüler und Anhänger ihn in der uralten Guru-shishya-Tradition als göttliche Autorität anerkennen. Der geistlich entwurzelte Westler hat endlich etwas gefunden, was »gilt« – den inkarnierten Wert, der nicht wegdiskutiert werden kann, den geistlichen Führer, der ihm ohne Zögern klare Maßstäbe für das immer komplizierter werdende Leben gibt.

Und noch etwas Entscheidendes bietet ihm die Begegnung: er findet die ideale (oder genauer: idealisierte!) Persönlichkeit, auf die er seine unausgelebte Hingabebereitschaft projizieren kann; eine Person, die nahe und konkret genug ist, verehrt und geliebt zu werden, und auch fern genug bleibt, um vor menschlich-allzumenschlichen Enttäuschungen zu bewahren. Die libertinistische westliche Gesellschaft hat ihm Erotik und Sexualität im Übermaß geboten. Die Gelegenheit zu einer Liebe, die einer Selbstentäußerung wert wäre, wurde ihm aber kaum gegeben. Die libertinistische westliche Gesellschaft und die repressive indische Gesellschaft zeitigen, wenn auch aus ganz verschiedenen Wurzeln gespeist, das gleiche Ergebnis: nämlich die »Guru-Verehrung«.

Daß die Erlebnisse in der Gefolgschaft eines der indischen »Heiligen« für einen Westler oft nicht mehr als kurzatmige und zu noch tieferen Ent-

täuschungen führende Projektionen sind und daß das Kreuz Christi der Inbegriff eben dieser gesuchten, sich selbst entäußernden Liebe ist, sei hier nur kurz angedeutet.

»Eine jahrhundertlang beherrschende Anthropologie erweist sich als zu eng. Sie reduziert die Ganzheit des Menschen auf das, was er kraft seiner fünf Sinne, seiner Ratio, seiner Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft und in seiner Bindung an weltliche Werte und Ordnungen ist.« Diese Feststellung von Graf Dürckheim trifft den Kern westlicher Guru-Gläubigkeit.

Wir erleben in jüngster Zeit sich häufende Ausbruchversuche aus dieser Enge rationaler Nützlichkeiten und vordergründiger Werte. Diese Tendenz wird noch stimuliert durch eine allgemeine »Weltuntergangsstimmung«, die ihrerseits durch Wirtschaftskrise, politische Rückschläge, Umweltprobleme und ganz allgemein den Verfall des »Fortschrittsglaubens« begründet ist. Sie mündet ein in einen Hang zum »übersinnlich-Metaphysischen«, die Sehnsucht zum »Rendezvous mit dem Jenseits«, wie der Sektenforscher Haack sich ausdrückt.

Ohne Zweifel wird dieser neuerliche »Religionstrend« von vielen legitimen Motiven verursacht. Dennoch ist mit Haack zu fragen, ob das Ergebnis nichts mehr als die »Selbsterfüllung« der Sehnsucht nach der »schönen anderen Welt«, also Weltflucht, und die Methode zur Erreichung dieser Ziele »mehr wissen statt stärker glauben« ist.

Gurus bieten Innerlichkeit

Die Gründe für diese verständliche, aber in ihren Ergebnissen nicht unproblematische Renaissance religiöser Gefühle sind in Kirche und Welt in gleicher Weise zu suchen und zu finden. Die Unübersichtlichkeit der modernen Welt und die Armut der Kirche an »Zeichen und Wundern«, auch an »Zeichen und Wundern« persönlicher Glaubenskraft und personengebundener Wahrheitsvermittlung, stürzen den moder-

Dr. Werner Hoerschelmann, Hauptpastor an St. Petri in Hamburg, war bis Mai ds. Js. Afrikareferent im Kirchlichen Außenamt der EKD. Davor war er mehrere Jahre Pfarrer für die deutschsprachigen Gemeinden und Dozent am United Theological College in Bangalore in Südinien.

nen Menschen mehr und mehr in Orientierungslosigkeit. Die Folgen der wachsenden Verwirrung werden von Tag zu Tag deutlicher sichtbar.

Fernöstliches und auch hinduistisches Gedankengut scheint vielen als die rettende Antwort, als der lang gesuchte Ausweg aus der Sinn-Sackgasse westlicher Lebenshaltung. Das hinduistische Gedankengut kommt zu dem in eine Krise geratenen westlichen Selbst auf dem Wege über Mittler- und Heilsgestalten (wie etwa Bhagwan Shree Rajneesh oder Maharishi Mahesh Yogi) und findet so am besten Gehör. Denn auch die Selbstfindung (die ja immer einen Verlust des Selbst voraussetzt) des hinduistischen Inders geschieht nicht ohne die Hilfe von außen – ohne den Beistand des Guru. Das Selbst findet das Selbst und damit die Erlösung über den Umweg der Selbstentäußerung, d.h. die Hingabe an den „göttlichen Führer“.

Das sich seines Willens entäußernde Selbst des hinduistischen Inders und das in Verwirrung geratene Selbst des „postchristlichen“ Westlers sind zwar zwei unterschiedliche Dispositionen, die aber zum selben Ergebnis führen: der Hingabe an den Guru. Die Funktion des Guru ist es, dem zum Schüler, Verehrer – und im gewissen Sinne auch Sklaven – gewordenen Menschen sein Selbst gestärkt, geläutert und göttlich inspiriert zurückzugeben und ihn so zu befähigen, den Weg des Heils bis hin zur endlichen Selbstvervollkommenheit unbeirrt und mit wachsendem Seelenfrieden zu gehen. Als Zehrung gibt ihm der Guru ein *mantra* („ein“ göttliches Wort, besser: „das“ göttliche Wort, oder „Wort Gottes“) mit auf den Weg. Die Meditation ist gleichsam das Organ, mit dem der Schüler dieses Wort mit zunehmendem spirituellem Kraftgewinn in sich aufnimmt.

Der Versuch einiger „Gurus“, ihre Anhängerschaft in bleibender Entmündigung und Abhängigkeit zu halten, kennzeichnet sie als „falsche Propheten“. Er zeugt eher von Geldgier und Herrschaftsucht als von genuin indischer Spiritualität.

Wenn das Elend des westlichen Menschen in der Verabsolutierung des souveränen Subjekts, d.h. in der Verobjektivierung nicht nur der Gegenstände, sondern auch der Mitmenschen, und damit Gottes, besteht, dann ist verständlich, daß ihm das Angebot von Innerlichkeit, das Versprechen, die Seh-



Anhänger des indischen Gurus Bhagwan Shree Rajneesh in London bei einer „Explosion von Energie und Bewußtheit“ genannten Veranstaltung

sucht nach dem „großen Frieden“ zu erfüllen, in höchstem Maße attraktiv erscheint. Er erfährt sich nicht mehr absolut, losgelöst, in Distanz, in Entfremdung von sich selbst, von Mitmensch, Welt und Gott, sondern sieht in dem göttlich begnadeten Lehrer und Führer die Brücke zu sich, Mitmensch, Welt und Gott. Wenn „Eigen-Mächtigkeit“ des Menschen seine „Gott-Losigkeit“ ist, dann – so verheißt es das Guru-Konzept – ist Auslieferung an die im Guru inkarnierte göttliche Macht „Gott-Einheit“ und „Gott-Innigkeit“.

Christliche Gurus?

Kann das aber vom christlichen Standpunkt aus eine legitime Antwort auf die westlichen Existenzprobleme sein? Eins steht fest: die christliche Antwort auf diese fernöstliche Erlösungslehre kann wohl auch nur von Christen des Ostens gegeben werden.

„Keine (christliche) Theologie verdient in Zukunft ökumenisch zu heißen, die die asiatischen Denkstrukturen außer Acht läßt“. Diese Stimme der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Neu Delhi 1961 auf eine ökumenisch-missionarische Wirkung eines möglichen christlichen Guru-Konzeptes angewandt, spräche zunächst für ein in jedem Fall als heilsam empfundenes Identitätserlebnis als Grundmuster des asiatischen Denkens. Sie müßte sich aber, will sie

christlicher Theologie das Wort reden, gegen die Engführung auf ein ins Göttliche zu steigendes Selbst wenden.

„Gott versöhnte in Christus die Welt mit ihm selber. In Jesus Christus ist Friede gestiftet zwischen Gott und dem Menschen, so daß der Mensch in die ihm innerhalb der Schöpfung gebührende Stellung als Vertrauter und Begleiter Gottes wiedereingesetzt ist. In ihm ist Friede gestiftet zwischen dem Menschen und seinem Mitmenschen, so daß die Menschheit vor Zersplitterung und Zerstörung bewahrt, in echter Mitmenschlichkeit das Geheimnis der Gemeinschaft entdeckt. In ihm ist Friede gestiftet zwischen dem Menschen und seinem Ich, so daß der Mensch, von innerer Zerrissenheit befreit, die Ganzheit der Person wiedererlangt, die das Ebenbild der Person Gottes ist. Denn er ist unser Friede, der aus beiden eines gemacht hat und hat abgebrochen den Zaun, der dazwischen war, ... durch das Kreuz.“ (Epheser 2,14f.) Diese Worte des indischen Theologen Devanandan gehen aus von dem „Frieden zwischen dem Menschen und seinem Ich“ und sind damit Antwort auf die „Identitätssehnsucht des Westens“ von der Basis eines typisch asiatischen Denkens her. Gleichzeitig aber weisen sie den Menschen, der zu sich selbst gefunden hat, zurück an den Mitmenschen und an die Schöpfung und vermeiden damit die besagte Engführung auf das Selbst. Ferner ist für sie der Identitätsgewinn nicht Ergebnis ei-

nes erarbeiteten, sondern eines durch das Kreuz Christi „gestifteten“ Friedens, womit sie das „Zentralste“ des christlichen Glaubens ansprechen. Und schließlich sind sie neutestamentlich und weisen damit auf die Heilige Schrift als das Buch hin, durch dessen Wort der Friede mit Gott, Mitmenschen und Schöpfung geschehen kann.

Könnten also „christliche Gurus“ die berechnete religiöse Sehnsucht westlicher Menschen mit qualifizierten Antworten füllen? Könnten sie einem entleerten Leben die ersehnte Qualität geben? Dieses sind Fragen, die an ein bewußt indisches Konzept eines „christlichen Gurus“ zu richten wären. Sie haben die erste theoretische Antwort durch indisch-christliche Denker wie Chenchiah schon erhalten. Für ihn ist „das ... indische Vorbild für die christliche Mission ... der Guru“. Wörtlich sagt Chenchiah: „Er weckt, wie die frühen Apostel, den geistlichen Funken in dir – ein Vorgang jenseits von Glauben und Vertrauen – ein Prozeß des Lebens selbst. Er legt die Hand auf und der Heilige Geist kommt auf dich herab.“ Das Leben wird verändert, erhält neue Qualität. Diese „neue Geburt“ steht höher als Konversion und Kirchenzugehörigkeit.“ Für Chenchiah ist das Wirken des Guru-Missionars sowohl genuin indisch, als „auch die rechte Art und Weise der christlichen Mission“. Unter Gleichsetzung von Geist und Heiligem Geist kann er sogar so weit gehen zu sagen: „Es ist nicht einzusehen, warum nicht auch ein Hindu-Guru den Heiligen Geist in einem Christen wecken sollte.“ – „Wenn die Kirche es nicht tut, wird jedermann der Religion mit der Gabe des Geistes es für uns tun.“

Diese Prophezeiung Chenchiahs in der 1. Hälfte unseres Jahrhunderts erfüllt sich in unseren Tagen. Nur wird wohl niemand von uns Gestalten wie Baghwan, Sai Baba oder Maharishi Mahesh Yogi die Gabe des Heiligen Geistes zugestehen wollen. Bleibt also wohl nur die Umkehrung des Missionsweges, d.h. das Erwachen der asiatischen Christen zu ihren eigenen Traditionen – etwa die Füllung des uralten und heute wieder höchst aktuellen Guru-Konzeptes mit christlicher Wahrheit im Sinne Devanandans. – Doch diese durchaus Erfolg versprechende missionarische Offensive asiatischer Christen bleibt bislang nur Vorstellung und Wunsch. ◇

Erlebte Vieldeutigkeit

Erfahrungen bei soziologischen Studien in Indien

von Maren Bellwinkel-Schempp

Ein klar formuliertes Thema, über das ich gearbeitet habe: *Veränderung von Gesellschaftsformen durch die Industrialisierung in Indien*. Meine ganzen Überlegungen zielten damals darauf ab, auf diese Fragestellung eine Antwort zu bekommen, doch heute interessieren mich weder die Frage noch die Antwort. Ich habe auch vergessen, was das eine oder das andere ist. In der Erinnerung bleibt etwas ganz anderes zurück: Die Frage nach der Erfahrung des anderen, was eigentlich nicht mein Auftrag war. Indien ist mir sehr nahe gekommen, unwissenschaftlich nah. Es ist mir unter die Haut gegangen, und das hat mit dem klar formulierten Thema nichts zu tun – oder gerade doch?

Also nun das Sachthema, das mir jetzt so unwichtig erscheint. Max Weber hat in seiner Religionssoziologie lange und ausführlich darüber geschrieben. Es ging ihm um die Frage, wodurch die industrielle Entwicklung zu erklären sei. Karl Marx hatte die Industrialisierung und Entstehung des Kapitalismus aus den materiellen Bedingungen heraus erklärt. Max Weber, der sich gegen Karl Marx abgrenzen wollte, hat gezeigt, daß die Industrialisierung auch aus ideologischen Bedingungen – sprich – aus der Religion heraus zu erklären ist. Beide haben sich damit auseinandergesetzt, was wohl die Henne oder das Ei sei, also: ob die Produktionsweise die Henne ist, die das Ei Ideologie legt, oder ob die Ideologie die Henne ist, die das Ei Gesellschaftsform hervorbringt.

Ich möchte diese Auseinandersetzung anhand meiner Erfahrungen mit der Gewerkschaftsbewegung in einer großen Industriestadt in Nordindien verfolgen. Fast zwei Jahre habe ich in

Kanpur im Bundesstaat Uttar Pradesh gelebt. Die Stadt hat etwa zwei Millionen Einwohner und ist eine der ältesten Industriestädte Indiens. Was sie von anderen indischen Industriestädten unterscheidet, ist ihre Gründung durch britisches Kapital. Bis zur Unabhängigkeit Indiens waren die Briten in dieser Stadt dominierend. Heute hat die wirtschaftliche Bedeutung abgenommen, neuere, moderne Industriestädte haben Kanpur den Rang abgelassen.

Eine organisierte Gewerkschaftsbewegung gibt es in Kanpur seit dem Ersten Weltkrieg. In den einzelnen Betrieben gibt es Betriebsgruppen, die unterschiedlichen politischen Gewerkschaften angehören, die sich wiederum einem politischen Gewerkschaftsdachverband angeschlossen haben. Die Gewerkschaftsbewegung ist also sehr aufgesplittert. Die meisten Gewerkschaftsführer gehören zu den oberen Kasten, während der überwiegende Teil der Arbeiterschaft zu den unteren Kasten und „Unberührbaren“ gehört. Doch hat die Zersplitterung der Gewerkschaftsbewegung militante politische Streiks nicht verhindert. In zwei Phasen von Kanpurs industrieller Geschichte haben sich all die unterschiedlichen Gewerkschaften zu lange andauernden Generalstreiks zusammengeschlossen.

Von 1972 bis 1974 hat Dr. Maren Bellwinkel-Schempp in der indischen Industriestadt Kanpur im Staat Uttar Pradesh sozialwissenschaftliche Studien betrieben. Ihr besonderes Interesse galt der Unberührbarenkaste der Jaisvara-Chamar. Seit 1980 ist sie Referentin für Familienhilfe in der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes in Stuttgart.

Der Mann bestimmt den Status der Familie

Während meines Aufenthaltes in Kanpur als *paying guest* lebte ich bei einer Familie, die der indischen Oberschicht zuzurechnen ist. Ich gebrauchte diesen Begriff in Anlehnung an unser amerikanisch-westeuropäisches Schichtenmodell. Diese Familie war zwar nicht besonders reich, doch gehörte sie, was ihren Lebensstil und die Ausstattung mit Gebrauchsgütern betrifft, zur westlich gebildeten Oberschicht. Ihre Besonderheit bestand darin, daß der Vater dieser Familie Fabrikmanager war, die Mutter Frauenärztin und die Tochter Gewerkschaftsführerin einer kommunistischen Gewerkschaft. Der Vater war sozusagen Repräsentant des Kapitals, Mutter und Tochter der Ideologie nach Kommunisten. Des weiteren gehörten zum Haushalt der alte Großvater, ein Cousin der Familie, zehn Diener mit ihren Familien und acht Krankenschwestern, die in der Klinik der Mutter arbeiteten.

Arbeit und Wohnen waren getrennt: Vater, Mutter, Tochter, Cousin und ich verließen morgens das Haus. Mein Arbeitsgebiet, der Stadtteil Maheshganj, lag etwa zehn Minuten von dem Wohnhaus entfernt. Während der Abwesenheit der meisten Familienmitglieder blieben im Haus nur der alte Großvater und die Diener der Familie, die hinter dem Herrenhaus ihre eigenen Wohnquartiere im sogenannten *compound* hatten. Das Haus war deshalb so wichtig, weil es meine Zugehörigkeit, meine Identität und damit auch meine Forschungsarbeit bestimmte. Ich wurde der Familie zugerechnet und war damit beschrieben.

So lernte ich die große Bedeutung von Verwandtschaft kennen. Dabei war der Status der Familie von ausschlaggebender Wichtigkeit und nicht etwa die ideologische Orientierung. Der Status der Familie wurde für die Außenstehenden durch den Mann bestimmt und nicht etwa durch die Partei und Gewerkschaftszugehörigkeit von Frau und Tochter.

Im Stadtteil Maheshganj leben zur Hälfte kleine Angestellte einer – nach dem westlichen Schichtbegriff – unteren Mittelschicht und zur anderen Hälfte unberührbare Industriearbeiter, die vorwiegend einer bestimmten Unberührbarenkaste angehörten. Die meisten Bewohner des Stadtteils waren

dörflicher Herkunft. Ich hatte hauptsächlich mit den Notablen (durch Bildung, Besitz oder Amt ausgezeichnete Persönlichkeiten, Anm. d. Red.) der unteren Mittelschicht sowie mit den Unberührbaren zu tun. Die Notablen gehörten der Congresspartei und der rechtsgerichteten Jan Sangh-Partei an. Sie akzeptierten mich als Mitglied des Hauses, weil die Familie als reich und angesehen galt. Für die unberührbaren Industriearbeiter galt das gleiche. Sie waren gewerkschaftlich organisiert, gehörten aber nur z.T. der kommunistischen Gewerkschaft an. In ihrer politischen Orientierung waren sie Anhänger der Unberührbaren-Partei *Republican Party of India*, was sie aber nicht daran hinderte, bei den Stadtratswahlen für den Jan Sangh-Kandidaten zu stimmen, der in Maheshganj wohnte, und bei den Landtagswahlen für die Congresspartei, der sie die meisten Chancen einräumten.

Grenzen des häuslichen Waffenstillstands

Im Haus selbst gingen die Gewerkschaftsführer der kommunistischen Gewerkschaft ein und aus. Eine Zeitlang war die Druckerei der Gewerkschaftszeitung in der Garage untergebracht, so daß der Kontakt noch enger wurde. Ein Gewerkschaftsführer begegnete mir mit Mißtrauen und hielt mich anfänglich für eine Spionin. Meine westdeutsche Abstammung war für ihn ausschlaggebend, mich dem Imperialismus zuzurechnen, und auch meine Beteuerungen, daß ich Marxistin sei, halfen da wenig. Ich hatte Angst vor ihm und hielt mich im Hintergrund, daß sich zwischen seiner Tochter und mir ein freundschaftliches Verhältnis entwickelte, ließ er Imperialismus und Marxismus außer acht und wurde mir gegenüber aufgeschlossener.

Der Gewerkschaftsführer verhielt sich dem Vater gegenüber neutral. Er respektierte ihn als Person und willigte in das ideologische Stillhalteabkommen ein, das Tochter und Mutter mit dem Vater geschlossen hatten. Der Vater der Familie war als Manager verpflichtet, den gesellschaftlichen Kontakt mit seinen Kapitalgebern aufrecht zu erhalten. Die Eigentümer seiner Firma waren sogenannte *Lalas*, d.h. sie gehörten zur Händlerkaste, waren reich geworden und hatten von den Engländern die Firma übernommen. Der Vater

bewunderte als ehemaliger Oberst der britisch-indischen Armee den Lebensstil der Engländer und verachtete die traditionelle – seiner Meinung nach ungebildete – Art seiner Vorgesetzten. Doch mußte er sie einmal pro Jahr einladen, und bei dieser Gelegenheit wurde der ideologische Waffenstillstand zwischen Mutter, Tochter und Vater gebrochen.

Der Vater bemühte sich, Mutter und Tochter zu bewegen, an der Festmahlzeit teilzunehmen. Er brauchte sie zur Demonstration seines westlich gebildeten Lebensstiles, zu dem es gehörte, daß die Frauen des Hauses an den Mahlzeiten teilnahmen. Dies unterschied ihn von den *Lalas*, die bei Einladungen ihre Frauen zu Hause ließen und in reiner Männergesellschaft ausgingen. Doch Mutter und Tochter weigerten sich an der Mahlzeit teilzunehmen. Die Tochter schützte eine gewerkschaftliche Verabredung vor und betrat erst das Haus, als die *Lalas* schon bei Tische saßen. Diese redeten sie als Tochter an und forderten sie auf, doch mit ihnen zu essen, was die Tochter zurückwies. Sie würde als Gewerkschaftsführerin aus der Hand eines Kapitalisten kein Essen entgegennehmen, erwiderte sie. Auch nicht aus der Hand ihres Vaters? wurde zurückgefragt. Sie antwortete, daß der Vater Kapitalist sei und zog sich zur Mutter in die hinteren Räume des Hauses zurück.

Mutter und Tochter lehnten in dieser Situation den Vater und seine Arbeitgeber in den Kategorien des Kastensystems ab, d.h. sie übernahmen eine Symbolik, die sie in anderen Lebenssituationen nicht befolgten. Nach den Regeln des Kastensystems zeigt sich der gesellschaftliche Rang daran, wer aus wessen Hand Essen annimmt. Der Ranghöhere gibt dem Rangniedrigeren zu essen. Der Vater wollte sich in dieser Situation als Ranghöherer darstellen, indem er die *Lalas* bewirtete. Die Tochter und Mutter hingegen lehnten die Bewirtung vom Vater und den *Lalas* ab und demonstrierten dadurch, daß sie nicht bereit waren, den Status als Rangniedere zu akzeptieren. Ihr Verhalten war dem Vater und den *Lalas* gegenüber ein Affront und eine direkte Ablehnung, gilt doch die Frau dem Mann und die Tochter dem Vater gegenüber als untergeordnet.

Waren Mutter und Tochter hingegen mit Arbeitern und kleinen Leuten zusammen, d.h. mit Personen, die dem



Betonen ihre Eigenständigkeit in Gesellschaft und Familie: Mutter und Tochter

ökonomischen und rituellen Status nach unter ihnen standen, so nahmen sie immer Essen und Getränke an, um die rituelle Gleichheit, d.h. die Ablehnung der Normen des Kastensystems zu demonstrieren. In der Klinik hatte die Mutter auch Frauen aus allen Kasten und Religionsgruppen als Krankenschwestern angestellt und achtete bei der Ausübung der Arbeit, die traditionell als verunreinigend galt und als Beruf den Unberührbaren zugeschrieben wurde, streng darauf, daß zwischen den Frauen Gleichheit herrschte und keine rituelle Diskriminierung bestand.

Mutter und Tochter standen meinem Vorhaben, die Veränderungen des Kastensystems durch die Industrialisierung untersuchen zu wollen, ausgesprochen skeptisch gegenüber, weil sie meinten, daß die bloße Befragung im Blick auf Kastenhierarchien alte Ressentiments wieder aufleben lassen würde, was ihrem ideologischen Ziel, der Verwirklichung der klassenlosen

Gesellschaft, abträglich sei. Maheshganjbewohner hingegen nahmen mir meine Fragen nach der Kastenhierarchie nicht übel, jedoch waren sie in der städtischen Umgebung nicht in der Lage, die Fragen überhaupt zu beantworten. Zwar stand ihrer Meinung nach der Priester weiterhin an der Spitze des Systems und der Unberührbare ganz unten, doch unterschieden sie in der Stadt der Einfachheit halber zwischen den großen und den kleinen Leuten, weil sie, da Arbeitsbeziehungen zwischen den einzelnen Kasten im Stadtteil nicht mehr bestanden und damit auch die differenzierten Essensregeln weggefallen waren, eine Feinbestimmung der Kastenhierarchie in der Stadt nicht vornehmen konnten. Im Dorf wird die Kastenhierarchie dadurch festgelegt, daß der Grundherr, der meist zu einer der oberen Kasten gehört, die Vorstellungen von Arbeit, Kleidung, Essen und ritueller Verunreinigung an die von ihm abhängigen Handwerker und Landarbeiter unterer Kasten wei-

tergibt. Er unterhält sie und erwartet dafür Dienstleistungen und Unterordnungen.

Verbotener Streik und nachgetragene Zahnbürste

Was die Beziehung zwischen Haus und Gewerkschaft betraf, so war diese grundherrlich feudalen Kastennormen entsprechend strukturiert. Ein steter Strom an Geld und Zuwendungen floß von Mutter und Tochter zur Gewerkschaft. Die Gewerkschaft benutzte das Auto der Tochter. War die Frau eines Gewerkschaftsführers krank, so wurde sie kostenlos und bevorzugt in der Klinik behandelt. Wollten Mutter und Tochter hingegen ins Kino gehen, was sie unbegleitet von männlichem Schutz nicht tun konnten, so erwarteten sie, daß einer der männlichen Gewerkschaftsführer sie begleitete. Hatte die Gewerkschaft vor, eine Demonstration, einen Hungerstreik oder ein *sit-in* zu organisieren, so rekrutierte die Tochter die Krankenschwestern aus der Klinik der Mutter und die Angehörigen der Diener des Hauses dafür. Auch mich fragten sie, ob ich nicht vielleicht jemand aus Maheshganj für die Unternehmung organisieren könne. Doch ich lehnte ab, weil ich – fälschlicherweise – davon ausging, daß sich niemand zu einer Aktion der Kommunisten überreden lasse, der nicht selbst Kommunist sei, und meine »Klientel« war politisch eher rechts orientiert. Ich sah nicht, daß Gefolgschaftstreue bei diesen Aktionen wichtiger war als die Ideologie und das Bewußtsein.

Einmal organisierte die kommunistische Gewerkschaft einen Streik in einem Elektrizitätswerk, das als zentral wichtige Versorgungseinrichtung galt. In diesem Betrieb war der Streik verboten. Die Gewerkschaftsführer wurden mit Haft bedroht und gingen daraufhin in den Untergrund. Die Tochter, die einer – nach westlichen Kategorien – säkularisierten Hindufamilie angehört, verschwand unter tiefen schwarzen Schleiern als Muslimfrau verkleidet für einige Tage aus dem Haus; so war sie nicht zu erkennen und kein Polizist würde es wagen, ihren Schleier zu berühren. Sie benutzte abwechselnd die Häuser ihrer Oberschichtfreunde, um dort zu nächtigen. Den Freunden des Hauses waren zwar die politischen Aktivitäten suspekt, doch konnten sie aus Freundschaftsbanden nicht umhin, die Tochter bei sich aufzunehmen. Die Aufgabe des Cousins bestand während

dieser Zeit darin, ihr von Nachtquartier zu Nachtquartier die Zahnbürste nachzutragen. Dieser Streik fand seinen dramatischen Abschluß durch eine flammende Rede, die die Tochter vor den Toren des Elektrizitätswerkes hielt. Sie hatte sich – durch ihre Verkleidung begünstigt – durch die Polizeiabsperrung geschmuggelt und enthielt dann inmitten ihrer getreuen Gefolgsleute ihre wahre Identität.

Dieser Vorfall wurde von Maheshganjs unberührbaren Arbeitern intensiv kommentiert. Die Ideologie der kommunistischen Gewerkschaft war ihnen zu meinem Erstaunen nichts Neues. Gleichberechtigung, Selbstbewußtsein, Kampf gegen die Kapitalisten waren Vokabeln, die ihnen mit Leichtigkeit über die Lippen kamen. Die Vorstellungen davon, daß der Mensch seine Würde durch seiner Hände Arbeit erhält und daß alle Menschen gleich geboren sind, war bei den Unberührbaren fest verankert. Bei genauerer Betrachtung des Gedankengutes merkte ich allerdings, daß die Verbreitung der Gleichheitsideologie von der Verehrung für den unberührbaren Heiligen Sant Ravidas stark beeinflusst war, und so der Kommunismus in dem Bhakti-Heiligen des 16. Jahrhunderts einen Vorläufer gefunden hatte. Maheshganjs Arbeiter hielten die Tochter für eine starke und integre Persönlichkeit, doch verglichen sie sie mit feudalen und nicht etwa mit kommunistischen Vorbildern. Sie sei mutig wie die legendäre Rani von Jhansi, die eine der Anführerinnen des indischen Aufstandes von 1857 gewesen war.

Klassenkampf mit feudalen Mitteln

Maheshganj drängte sich im Laufe der Zeit immer mehr in den Vordergrund. Klar erkannten seine Bewohner die Chancen, die sich ihnen durch meine Verbindung mit dem Haus bot. Ich hatte anfänglich sorgfältig versucht, Lebensbereich und Arbeitsbereich auseinander zu halten, doch merkte ich allmählich, daß diese Trennung in Indien zwar räumlich, aber nicht ideologisch vollzogen ist: Leben und Arbeit gehören zusammen, persönliche Beziehungen sind in einer Gesellschaft, die in Verwandtschaftskategorien denkt, ein Kapital, das es umzusetzen gilt. Man wußte, als wessen Tochter ich einzuordnen war und nutzte die Beziehungen: Eine Frau der unteren Mittel-

klasse Maheshganjs, mit der ich mich angefreundet hatte, erschien eines Tages in der Klinik der Mutter und fragte an, ob sie bei ihr arbeiten könne. Sie hat ihre Chance genutzt und ist heute gut verdienende Krankenschwester in einem Militärkrankenhaus. Maheshganjs Unberührbare nutzten auch die Beziehungen, die ich zu Kanpurs Oberschicht besaß, um zwei Wasserleitungen und eine Latrine repariert zu bekommen.

Doch diese Tat veränderte auch meine Stellung innerhalb des Hauses. War meine Befragung als nutzlos, ja sogar als gefährlich angesehen worden, so wies mich mein Verhalten als Patron der Bewohner Maheshganjs zum Zwecke nutzvoller Reparaturarbeiten Mutter und Tochter gegenüber als Gleiche aus. Ich benutzte meinen sozialen Status und meine Verwandtschafts- und Klassenbeziehungen, um etwas für die Armen zu tun. Ich tat dies als Übergeordnete, so wie Mutter und Tochter. Ich benutzte offen die Hierarchie, deren Teil ich geworden war, zum Wohle der von mir Abhängigen. Dadurch hatte ich das feudale Muster des Hauses übernommen und war ein Teil ihrer Welt geworden.

Die Ideologie des Klassenkampfes wird mit feudalen Mitteln durchgesetzt, Klassenkampf und Abgrenzungen werden in Kategorien der Kastengesellschaft demonstriert; Verwandtschaftsbande sind dicker als die Ideologie. Ich verließ dieses Vexierspiel am Tag nach der Hochzeit der Tochter. Sie hatte sich zur Eheschließung einen geschiedenen Muslim ausgesucht, was von einer weniger reichen Cousine folgendermaßen kommentiert wurde: „Sie ist reich und einflußreich genug, um sich eine unstandesgemäße Hochzeit leisten zu können.“ Doch überwog die Zuneigung über die Normverletzung. Mit Ausnahme einer Tante, die noch bedeutender als die Mutter war, erschienen nicht nur alle Freunde und Bekannten, sondern auch die Arbeiter der kommunistischen Gewerkschaft, die Oberschicht Kanpurs, die Arbeitgeber des Vaters und meine Klientel aus Maheshganj. Die Klassenunterschiede spielten keine Rolle, wir gaben der Tochter der reichen Familie das Geleit.

Ich hatte die Frage nach Henne oder Ei mit der europäischen Brille aufgenommen und daraus die Auseinandersetzung zwischen Ideologie und Ökonomie gemacht. Doch stellt sich dem

Inder, der von dem ewigen Rad der Wiedergeburten ausgeht, die Frage überhaupt nicht als ein Entweder-Oder. Für ihn können sowohl das Ei als auch die Henne der Anfang sein, oder noch anders ausgedrückt: er sieht im Ei die Henne und in der Henne das Ei, so wie gestern und morgen begrifflich nicht unterschieden werden. Für ihn sind Ideologie und Ökonomie eins, sie sind Teile eines Ganzen, die nur der Westler mit seinem Entweder-Oder dualistisch trennt. Der rational, wissenschaftlich, verstandesmäßig ausgebildete Westler kann nur das eine oder das andere sehen, er kann sich nur in der Eindeutigkeit bewegen. Das ist eine Eigenart unserer Gesellschaft aber nicht der indischen.

In der indischen Welt des Sowohl-als-Auch darf Vieldeutigkeit bestehen bleiben. Nun hat sich aber die Vieldeutigkeit durch die Industrialisierung nicht verändert, die Kategorien des Denkens sind für den Inder gleich geblieben. Er ist durch die Industrialisierung nicht zu einem verstandesmäßigen Westler geworden und hat mir beigebracht, daß die Kategorien des Denkens unabhängig von der Produktionsweise – wie es Karl Marx nennen würde – sind. Die Industrialisierung läßt sich wohl mit einer Menge unterschiedlicher Denkkategorien verbinden. Also: weder Karl Marx noch Max Weber, weder Vorrang der Ökonomie noch der Ideologie, sondern Vieldeutigkeit. Vielleicht ist unsere westliche industrialisierte Welt auch eine Welt der Vieldeutigkeit, nur verhindert unsere Ideologie der Eindeutigkeit, die Vieldeutigkeit zu erkennen. Karl Marx hat hier begrifflich mit den Widersprüchen operiert, Widerspruch innerhalb der Gesellschaft, der zu ihrer gewaltsamen Veränderung drängen soll, doch bleiben die Widersprüche entgegen der Voraussage von Karl Marx meist bestehen.

Ich habe daher die Gewerkschaftsbewegung in Kanpur aus der Perspektive des Hauses und des Maheshganj-Stadtteiles beschrieben, weil ich so die „sogenannten Widersprüche“, die Vieldeutigkeit am deutlichsten erlebt habe. Ich habe mich in der Vieldeutigkeit wohl gefühlt – nur hatte das die Auswirkung, daß ich weder Max Weber noch Karl Marx weiterhin traue, was mich für die Wissenschaft, die ja bei uns nur das Entweder-Oder analytischer Kategorien kennt, unbrauchbar gemacht hat. ◇

Frauen in Indien

Zur Geschichte

„Frauen im vedischen Indien (ca. 2500 bis 1500 v.u.Z.) erfreuten sich eines hohen Status... Insgesamt bestand vollständige Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau. Die Geburt eines Mädchens wurde genauso freudig begrüßt wie die eines Jungen,“ schreibt der indische Historiker R.N. Vohra. Seit vedischen Zeiten hat sich die Stellung der Hindu-frau radikal verwandelt. Diese Verwandlung kam nicht über Nacht. Sie vollzog sich schrittweise im Verlauf von Jahrtausenden und ist ursächlich mit dem Aufkommen des Hinduismus verknüpft, der sich entwickelt hat, nachdem die Arier um ca. 2500 ihre Eroberungszüge auf dem Subkontinent begonnen hatten. Soweit zurück müssen wir gehen, um die Ursachen für die heutige Unterdrückung der Hindu-frau verstehen zu können. Wie eng Frauenunterdrückung und Rassismus zusammenhängen, können wir bereits von den Ariern lernen: Sie fühlten sich nicht nur als Eroberer über die einheimische Bevölkerung überlegen, sondern leiteten daraus auch eine Überlegenheit aufgrund ihrer helleren Hautfarbe ab. Die Konsequenz daraus war ein Heiratsverbot zwischen Ariern und der dunkelhäutigen Bevölkerung. Auf die Dauer ließ sich das Verbot nicht in dieser Radikalität aufrechterhalten, und so durften die Arier sich letztlich zwar mit einer dunkelhäutigen Frau verheiraten, aber nur unter der Voraussetzung, daß sie bereits mit einer Arierin, die die Rolle der Hauptfrau hatte, verheiratet waren. So waren die Frauen untereinander in Klassen aufgeteilt — ein ungeheurer Sieg für die Patriarchen. Den Frauen wurde der Zugang zu den damaligen Wissenschaften Stück für Stück entzogen. Da, wo früher alle Frauen eine 6-jährige Ausbildung in Philosophie und Theologie erhielten, bevor sie heiratsfähig wurden, bekamen diese jetzt nur noch die Oberschicht-frauen, sozusagen als Privileg, und der Zugang zum Priesteramt, früher allen Frauen ebenso

offen wie Männern, wurde ihnen nun absolut verwehrt. Die Männer hatten sich durch ihren nunmehr alleinigen Zugang zum Wissen ihrer Zeit einen enormen Machtbereich erobert und ihre überlegene Position etabliert durch den erzwungenen Ausschluss von Frauen. Unterstützt wurde die so geschaffene These von der Unterlegenheit der Frau durch das herabgesetzte Heiratsalter. Die Frau konnte durch den Wegfall der sechsjährigen Ausbildungsperiode viel früher geheiratet werden und war somit den männlichen Vorstellungen entsprechend viel leichter zu formen. Auf diese frühe Epoche gehen auch die Kinderheiraten zurück. Sie sind zwar heute gesetzlich verboten, werden aber nach wie vor in manchen ländlichen Gebieten praktiziert. In späteren Jahrhunderten veränderte sich der Status der Hindu-frau noch entschiedener zu ihren Ungunsten durch die europäischen Kolonisatoren; Indien war seit 1600 englische und holländische Handelskolonie. Fast 100 Jahre lang — von 1858 bis 1947 — unterstand Indien der Herrschaft der britischen Krone. Im Zuge der Kolonisierung wurden in Indien, das vorwiegend auf Subsistenzwirtschaft beruhte, wesentliche Wirtschaftszweige industrialisiert. Das hatte katastrophale Folgen für die indische Bevölkerung, besonders für die Frauen.

Für sehr viele indische Familien bildete die Weberei die Grundlage für ihre Existenz. Nun wurden ihre Handwebstühle im Namen des Exports und der Verrbilligung durch Herstellung größerer Mengen an Stoff durch die Einführung des mechanischen Webstuhls verdrängt. Friedrich Engels schreibt dazu: „Der mechanische Webstuhl von Lancashire (1764) schaffte ein für alle Mal Millionen indischer Handweber aus der Welt.“ Die Zahl derer, die auf diese Weise arbeitslos wurden, vervielfältigte sich noch dadurch, daß beim Handweben ungefähr drei Spinner(innen) nötig waren, um einem Handweber(in) zuzuarbeiten. Mit der Erfindung der „Spinning Jenny“ wurden auch viele Spinner(innen) überflüssig. Unaufhaltsam begann der Prozess, in dessen Verlauf die Frauen immer mehr an den Rand gedrängt wurden, in dem man sie vom Produktionsprozeß ausschloß. Dieser Prozeß ist verstärkt seit Anfang dieses Jahrhunderts vorangegangen. Wahrhaft beängstigende Formen hat er in den letzten 30 Jahren angenommen. In nackten Zahlen ausgedrückt sieht das so aus, daß im Jahre 1901 beispielsweise auf 1000 männliche nur 525 weibliche Arbeitnehmer kamen; im Jahre 1979 hatte sich das Verhältnis sogar noch wesentlich zu Ungunsten der Frauen verändert, so daß nur noch 210 erwerbstätige Frauen 1000 männliche Erwerbstätigen gegenüberstanden.

Die Hindu-frau in der Gegenwart

Die Frau wird im wesentlichen nur noch als „Produzentin“ von Nachkommen — am liebsten männlichen! — geduldet. Eine hochkastige Bramanin, die selbst vor ihrer Heirat eine Universitätsausbildung beendet hat, seit der Eheschließung aber nur noch im Haus tätig ist, beschreibt dieses Gefühl sehr plastisch. Sie erlebt es, nachdem ihr erstes Baby geboren ist und sie ihr Kind tagsüber fast nie zu sehen bekommt, weil es „ganz der Familie gehört“. Sie sagt: „Ich hatte allerdings oft das Gefühl, daß ich für die Produktion wichtig war und alles weitere war Sache der übrigen Familie.“ Wenigstens braucht sie sich um die Pflege und Ernährung ihres Kindes nicht zu sorgen. Wie sie selbst sich fühlt, interessiert niemanden. Die armen Frauen sind zwar selbst völlig verantwortlich für ihre Kinder, haben aber die Sorge um die tägliche Ernährung. Insgesamt werden Frauen also als Produzentinnen von Nachwuchs sozusagen geduldet, darüberhinaus aber als unerwünschter Kostenfaktor angesehen. Die Arbeit die sie zu Haus leisten, wird auch in Indien nicht anerkannt. 80% aller erwerbstätigen Frauen Indiens arbeiten in der Landwirtschaft zusätzlich zu ihrer schweren Hausarbeit und der Sorge um die Kinder. Die größte Gruppe bilden die Harijans, die Kastenlosen oder auch Unberührbaren. Die Harijan-Frauen sind die am schwersten arbeitenden Frauen Indiens und stehen in der Hierarchie am Fuße der Leiter.

Die Probleme der Stadt- und Landfrauen in Indien unterscheiden sich zwar aufgrund der jeweiligen Tätigkeit und der verschiedenen Organisationsformen voneinander, im wesentlichen aber kämpfen sie gegen ähnliche Mißstände wie: weitaus geringere Bezahlung als Männer, sexuelle Gewalt in der Ehe, am Arbeitsplatz und auf der Straße, Prügel und in vielen Fällen alleinige Verantwortung für das Überleben der Familie. Prostitution spielt in den Städten eine größere Rolle als auf dem Land. Frauen die nicht verheiratet werden können, haben oft keine andere Wahl als die, sich zu prostituieren, da es nicht genug sonstige Arbeitsmöglichkeiten für sie gibt. Damit sind sie dann in einer neuen Falle, denn einerseits müssen sie sich prostituieren, um überleben zu können, andererseits ist Prostitution verboten und sie riskieren hohe Gefängnisstrafen. In den ländlichen Gegenden beruhen die Hauptprobleme der Frauen auf ihrer Landlosigkeit, was sie zwingt, als Lohnarbeiterinnen zu den Großgrundbesitzern zu gehen und dort für buchstäblich einen Hungerlohn viele Stunden täglich zu schuften. Vielfach haben sich





Ländfrauen bereits im Kampf um höhere Löhne zusammengeschlossen, sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart. Wie die Stadtfrauen kämpfen sie gegen die sexuelle Ausbeutung durch die Arbeitgeber, also die Großgrundbesitzer, die die Frauen als Leibeigene betrachten.

Leben bedeutet Leiden

Der Leidensweg indischer Frauen ist von Geburt an vorprogrammiert. Ein Mädchen ist in jedem Fall eine unerwünschte Belastung für die Eltern, denn es bedeutet automatisch nur Kosten. Früher wurden weibliche Neugeborene oft gleich nach der Geburt getötet. Das kommt auch heute vor und wird — obwohl es auch hiergegen ein Gesetz gibt — kaum bestraft.

Die Tochter muß verheiratet werden; dazu müssen die Eltern viel Geld aufbringen, denn die Mitgiftforderungen der Schwiegerfamilie sind hoch: Eine „sitzengebliebene“ Tochter bedeutet Schmach und Schande für die ganze Familie. Es gibt Mütter, die sich darüber aus Verzweiflung umbringen. Für die unverheiratete junge Frau bietet sich oft nur die Prostitution als Ausweg an; s.o. Nach diesen Ausführungen wird es kaum noch überraschen zu erfahren, daß Mädchen wesentlich schlechter ernährt werden und im Krankheitsfall viel eher vernachlässigt werden als Jungen. Die daraus zwangsläufig resultierende höhere Säuglingssterblichkeit von Mädchen liegt 30 - 40% höher als die von Jungen.

Ein erschütterndes Dokument für die Verinnerlichung patriarchalischer Strukturen die sich gegen das eigene Geschlecht richtet, stellt das Ergebnis einer Untersuchung des All India Institute of Medical Science dar: Bei Versuchen, das Geschlecht vor der Geburt zu bestimmen, wünschten fast alle 300 Frauen eine Abtreibung für den Fall, daß der Fötus weiblich sei.

Das Sati (Witwenverbrennung) war bis zur englischen Herrschaft ein religiös verbrämtes Mittel, sich der „überzähligen“ Frauen, also verwitweten Frauen, zu entledigen. Überzählig waren sie aus zweierlei Gründen: einerseits weil sie keine Kinder mehr gebären würden, denn eine Witwe durfte auf keinen Fall wiederheiraten und uneheliche Kinder waren absolut indiskutabel, andererseits weil keiner für ihren Lebensunterhalt aufzukommen hatte, da der Ehemann tot war und Arbeit kaum vorhanden.

Noch heute geht es den verwitweten Frauen mit am schlechtesten überhaupt. Sie sind im überwiegenden Teil der Fälle einsame, völlig verarmte Frauen, die sich durch Betteln am Leben erhalten. Oft sieht man in Indien Frauen, die zwar große, aber leere Ohrlöcher haben, keinen Schmuck mehr tragen, bzw. nur noch wenigen. Daran erkennt man u.a. die Witwen der armeren Kasten. Sie verkaufen nach dem Tod ihres Mannes nach und nach ihren Schmuck. Er ist sozusagen ihre Lebensversicherung. Es gibt aber auch heute noch Fälle von Witwenverbrennungen. Erst kürzlich ging wieder ein Fall durch die indische Presse, drang in Delhi bis in Parlamentarierhörsäle und führte zu einer Parlamentsdebatte darüber, wie man zu den Versuchen, die Tradition der Witwenverbrennung wieder zu beleben, steht!

Mitgiftmorde

Heute werden Frauen zwar kaum noch ermordet, weil der Ehemann verstorben ist, sondern weil er und seine Familie immer höhere Mitgiftforderungen stellen, auch nach bereits geschlossener Ehe, die oft die Brauteltern völlig überfordern. Zwar stürzen sich die Eltern der jungen Ehefrau sowieso in vielen Fällen in lebenslängliche Schulden, um überhaupt die Mitgiftforderungen erfüllen zu können, doch fordern Bräutigam und Schwiegereltern oft Unerfüllbares. Dann steht als Antwort auf nichter-

füllte Mitgiftforderungen vielleicht eines Tages in der Zeitung: „Junge Frau verbrannte sich selbst“. Das glaubt heute niemand mehr in Indien so ohne weiteres. Die seit einigen Jahren in Indien wachsende Frauenbewegung hat dafür gesorgt, daß immer mehr dieser Fälle hinterfragt werden und dabei festgestellt, daß giftmorde von allen Beteiligten im Einvernehmen mit der Polizei in den meisten Fällen erfolgreich vertuscht wurden. Keiner hat ein Interesse daran, diese Fälle aufzuklären, denn einmal handelt es sich ja nur um Frauen, zum anderen sind Schmier- und Schweigegelder für indische Beamte selbstverständlich. Die Frauenbewegung läßt aber nicht mehr locker in ihrem Kampf gegen die Sitte der Mitgift und für die Aufklärung der Mitgiftmorde und die strafrechtliche Verfolgung der Mörder.

Wie sehr die Frauen selbst den Mythos ihres Unwerts verinnerlicht haben, zeigt die Komplizenschaft zwischen dem Ehemann und dessen Mutter. Häufig bringen sie gemeinschaftlich die junge Frau um. Die Schwiegermutter ist fast immer sowieso diejenige, die einer jungen Frau das Leben so schwer wie möglich macht. Zunächst mag einem das unfasslich erscheinen, bei genauerem Hinsehen aber entpuppt sich dieses grausame Verhältnis zwischen Schwiegermutter und -tochter als unausweichliches Resultat frauenfeindlicher patriarchalischer Strukturen: Die ältere Frau hat zum ersten in ihrem Leben die Möglichkeit, Macht über jemanden auszuüben, die noch niedriger im Rang ist als sie selber. Zum ersten Mal im Leben kann sie Rache üben für all die Verletzungen, die sie sprachlos und demütig hat hinnehmen müssen. Dazu kommt oft noch die Sorge um die Heirat der eigenen Tochter oder Töchter, die die Mutter zusätzlich unter Druck setzen, möglichst viel aus der Frau des Sohnes herauszupressen. Hier schließt sich ein Teufelskreis und gefangen sind darin die Frauen, die als Schwiegermütter gegen ihre Schwiegertöchter stehen, die als Schwestern von Brüdern gegen die Schwägerin stehen.

Das Mitgiftproblem ist vorwiegend ein Problem der Mittelklasse, aber es verdeutlicht besonders drastisch, welche Extremformen in einer patriarchalischen Gesellschaft die Frauenverachtung annehmen kann.

Hinweis zum Weiterlesen:

„Manushi“

Indische feministische Frauenzeitschrift
zu beziehen über Frauenbuchläden



Uwe Hoering

Bürgerkrieg ohne Kriegserklärung

In Jharkhand im Bundesstaat Bihar sind die Forstbehörden und die Polizei in einen Kleinkrieg verwickelt: die hier lebenden Adivasis, Angehörige verschiedener langansässiger Stämme, stürmen Baumschulen, zerstören Setzlinge, Verwaltungsgebäude und Schonungen. Mit Pfeil und Bogen verwehren sie Forstbeamten den Zugang zu den Wäldern, eine große Anzahl von Dörfern und weite Waldgebiete stehen praktisch unter ihrer Kontrolle.

Den Aktionen der Adivasis begegnet die Polizei mit brutaler Gewalt. Hunderte von Adivasis wurden verhaftet, ihre Hütten niedergebrannt, Frauen und Mädchen vergewaltigt. Als bei einem Zusammenstoß 1980 vier Polizisten getötet wurden, nahm die Polizei blutige Revanche. Polizisten erschossen elf Adivais, die verletzt im Krankenhaus von Gua lagen. Dieser "Gua-Zwischenfall" lenkte vorübergehend die Aufmerksamkeit auf die Vorgänge in der Region, das Verhalten der Polizei und die Hintergründe. Doch die Konfrontation und Repression gehen unvermindert weiter. Die "Jungle Katao Movement", das gezielte Abholzen von Waldgebieten und Anpflanzungen haben der Jharkhand-Bewegung eine neue Dimension hinzugefügt. Ausgelöst wurde dies durch die Entscheidung der Forstbehörden, die ausgedehnten natürlichen Sal-Wälder durch Teak-Anpflanzungen zu ersetzen. Mit den Worten: "Heute bedeutet Teak Bihar, und Sal bedeutet Jharkhand", brachte ein Führer der Protestbewegung die Zuspitzung der wirtschaftlichen und politischen Konfrontation zum Ausdruck.

VERTREIBUNG

Die Konfrontation selbst ist nicht neu. Bereits in der Kolonialzeit begann die Vertreibung der Adivasis von ihrem Land und die kommerzielle Ausbeutung der Wälder, als die ausgedehnten Dschungelgebiete der Region mit ihrem schier unerschöpflichen Reichtum an Edelhölzern kommerzielle Interessen anlockten. Es waren die Engländer, "die das Landsystem der Stämme zerstörten, Dschungelgebiete requirierten, die

Stammeskultur angriffen und viele der Stammesangehörigen zum Christentum bekehrten" (Mukherjee, in: Link, August 15, 1980).

Die meisten Adivasis, die in dieser Gegend leben, gingen im Laufe der Zeit vom Wanderfeldbau zur Landwirtschaft über. Das Land dafür rangen sie oft mühsam dem Dschungel ab. Durch verschiedene Aufstände hatten sie die Kolonialherren zu gewissen Zugeständnissen gezwungen, die auch formal nach der Unabhängigkeit weiterhin Geltung hatten. So darf zum Beispiel Stammesland nicht an Nicht-Adivasis verkauft werden. Doch trotz dieser rechtlichen Beschränkungen wurden inzwischen viele Adivasis von ihrem Grund und Boden vertrieben, teils durch Gewalt, teils durch Betrug. Der größte Teil der landwirtschaftlichen Nutzfläche gehört heute zugewanderten Grundbesitzern, die Einheimischen sind zu Ernteteilhabern, Landarbeitern und Tagelöhnern degradiert worden. Parallel zu dieser schleichenden Vertreibung haben eine umsichgreifende Zerstörung und Kommerzialisierung der Wälder die Substitutionsmöglichkeiten für den Lebensunterhalt beeinträchtigt. Direkt oder indirekt sind Waldprodukte für viele Adivasis, darüber hinaus aber auch für andere Gruppen der ländlichen Bevölkerung, eine wesentliche Quelle, um das Überleben zu sichern. Neben dem Sal-Baum sind es vor allem Tamarinde und Bambus, die für diese Bevölkerungsgruppen besonders vielseitig nutzbar sind. Der Wald liefert ihnen Bau- und Feuerholz, Früchte, Wurzeln und Blätter als Nahrung, Viehfutter und Rohmaterial für die Heimindustrie, Honig, medizinische Kräuter und Rinden, die teils dem Eigenbedarf dienen, teils durch Verkauf ein kleines Nebeneinkommen abwerfen.

Die staatliche Forstpolitik ging jedoch dazu über, die traditionellen Nutzungsrechte der Waldbewohner zu beschränken und zu regulieren. Mehr und mehr gerieten dadurch die Adivasis in die Abhängigkeit von den Forstbeamten, die ihre Position in vielfacher Weise zur persönlichen Bereicherung

Bericht

und Vorteil ausnutzen. Zwischengeschaltete Holz-Unternehmer, die oft große Waldgebiete zur Abholzung ersteigern, betreiben eine rücksichtslose Kahlschlag-Politik, oft mit Unterstützung bestochener Forstbeamter, und beuten die Adivasis als Kontrakt-Arbeiter erbarmungslos aus. Das Bestreben der Regierung, die Forsteinnahmen stetig zu erhöhen, ermunterte nach Meinung verschiedener Untersuchungsberichte "Händler und Unternehmer zur Ausbeutung der Adivasis, führte zum Verbot, Feuerholz und andere Kleinprodukte zu sammeln und zu konsumieren. (...) Alle Forst-Entwicklungspläne lassen das Bewußtsein von der Existenz der Wald-Bewohner und ein Interesse an der Zukunft dieser Stammes-Gemeinschaften vermissen" (Manohar, in: How, März 1982, 16). Die Zentralregierung jedoch steigerte ihre Netto-Revenue aus den Wäldern von 152 Millionen Rupies 1951 auf 1,15 Milliarden Rupies 1974.

ENTWICKLUNG OHNE FORTSCHRITT

Besonders absurd wird diese kontinuierliche Verschlechterung der Lebensbedingungen der Adivasis dadurch, daß Jharkhand große natürliche Reichtümer hat und aufgrund seiner Ressourcen - hier finden sich z. B. fast 30 Prozent der mineralischen Bodenschätze Indiens - eine rasche Industrialisierung erlebte. Kohlebergbau und Stahlindustrie machten diese Region zum "Ruhrgebiet Indiens".

Die Ausbeutung dieser Bodenschätze hat die traditionellen Lebensgrundlagen der Adivasis zusätzlich zerstört. Für ein Eisenerzprojekt der National Mineral Development Corporation wurden riesige Waldgebiete gerodet und Adivasi-Land beschlagnahmt. Zwischen 1950 und 1965 wurden mehr als 50 000 Familien in der Jharkhand-Region aus ihren Wohngebieten vertrieben, um Platz zu schaffen für die Errichtung von staatlichen Industrieprojekten. Eins der jüngsten Staudamm-Projekte in dieser Region, das Koel-karo-Projekt, wird voraussichtlich 200 Dörfer und 45 000 acre landwirtschaftliche Nutzfläche unter Wasser setzen. Sofern überhaupt Entschädigungen gezahlt wurden, halfen sie den Vertriebenen - oft mit

Geld gar nicht vertraut - meist wenig, da kein Ersatz für die verlorenen traditionellen Versorgungsmöglichkeiten und Einkommensquellen gefunden werden konnte.

Die neugeschaffenen Arbeitsplätze in Industrie, Handel und Verwaltung wurden zumeist mit Zuwanderern aus Nord-Bihar und aus anderen indischen Bundesstaaten besetzt, für die Einheimischen blieben nur die schlechtbezahlten ungelernten Arbeiten. Sie waren es auch, die vornehmlich von den Entwicklungsfortschritten wie Wohnungen, Schulen usw. profitierten. Der hier erzeugte Strom fließt in die anderen Landesteile, in Jharkhand sind die meisten Dörfer noch immer ohne Stromversorgung. Die Jharkhandis fühlen sich dementsprechend in einer Situation der "inneren Kolonialisierung". Ihre Bodenschätze werden ausgebeutet, ohne daß sie davon einen Nutzen hätte, die Produkte, die hier erzeugt werden, können sie sich nicht leisten. Auf allen Gebieten sind es die "Zugewanderten", die von der Entwicklung und dem vorhandenen Reichtum profitieren, und nicht die "sons of the soil", die "Söhne der Scholle".

Ohne Landbesitz, zunehmend ausgeschlossen von den Wäldern als wichtiger Lebensgrundlage, ausgeschlossen auch von den neugeschaffenen Arbeitsmöglichkeiten in Industrie und Handel, herrscht in den Gebieten der Adivasis "grimmigste Armut" und "völliger Mangel an den Bedingungen des Lebensunterhaltes", wie ein staatliches Untersuchungsteam 1975 feststellte.

AKTIVER WIDERSTAND

Der Widerstand der Adivasis gegen die vielfältigen Formen ihrer wirtschaftlichen Benachteiligung und Ausplünderung ist lang und erbittert. Anders als die Harijans, die unter ähnlich bedrückenden Verhältnissen leben müssen, sind sie dazu in einer günstigeren Situation: in ihren Siedlungsgebieten bilden sie meist die Bevölkerungsmehrheit. So kam es auch nach der indischen Unabhängigkeit noch zu einer Reihe größerer Stammesaufstände, z. B. Ende der 60er Jahre in Südin-dien oder in der Naxaliten-Bewegung. Daneben findet aber auch Widerstand auf

der örtlichen Ebene statt, etwa indem Adivasis Felder der Großbauern zwangsweise abernten, da dies das einzige Mittel ist, ihren Anspruch auf das Land geltend zu machen. Auf diesem Hintergrund ist auch die eingangs beschriebene "Jungle Katao Movement" zu sehen. Einsichtige Beobachter fordern deshalb: "Wir müssen die Adivasis zu Partnern in der Forstwirtschaft machen und nicht einfach mit Abfindungen wegschicken. Sie sind in einer explosiven Stimmung, und Bewegungen wie Jharkhand sind nicht etwa secessionistische Bewegungen, sondern Ausdruck von Ärger und Frustration. Unsere Politik sollte sein: Stammesangehörige und Entwicklung, und nicht: Stammesangehörige oder Entwicklung", schreibt B. V. Verghese, ein bekannter sozial engagierter Journalist. Es gibt eine Reihe von Organisationen und Gruppen, die seit längerem Maßnahmen zur Verbesserung der ökonomischen Lage durchführen. Zum Beispiel die Jharkhand Mukti Morcha. Sie begann Anfang der 70er Jahre die Adivasis gegen Landraub und Zinswucher zu organisieren. Bald ging sie aber auch dazu über, landwirtschaftliche Programme durchzuführen. So wurden Bewässerungsanlagen gebaut, wo möglich eine zweite Ernte eingeführt - bis dahin war nur eine Ernte pro Jahr üblich -, Kollektive gebildet, Alphabetisierungskampagnen und der Boykott von Alkohol organisiert. Von besonderer Bedeutung sind Bemühungen, gegen die Grundbesitzer, die zu meist Nicht-Adivasis sind, gerechte Pachtlasten und Mindestlöhne für die Landarbeiter durchzusetzen.

AUTONOMIE-FORDERUNG

Neben dieser ökonomischen Dimension hat die Bewegung eine immense politische Stoßkraft, deren Anfänge bis in die Zeit der Gründung einer ersten Jharkhand Party Ende der 30er Jahre zurückreichen. Die Erfahrungen haben erheblich zur Mobilisierung von Autonomie-Forderungen beigetragen, die sich gegen die "dikku" richten. "Dikku" bedeutet in der Sprache der Adivasis "Fremder", zugleich aber auch "Ausbeuter", eine Gleichsetzung, in der sich die ökonomische Rolle dieser Zuwanderer spiegelt. Mit den Jahren ist auch

das Selbstbewußtsein gewachsen, die Bewegung hat die Stammesidentität mit einem gewissen Prestige gefüllt. Das zeigt sich zum Beispiel in einem wachsenden Bekenntnis zur Stamessprache als Muttersprache. Bevölkerungsgruppen, die seit langem nicht mehr als Stämme gelten, beantragen eine offizielle Anerkennung als Adivasis.

Der angestrebte separate Bundesstaat Jharkhand würde Teile der jetzigen Bundesstaaten Bihar, Bengal, Orissa und Madhay Pradesh umfassen. Von einer Bevölkerung von schätzungsweise 32 Millionen wären allerdings nur noch zehn Millionen Adivasis. Diese Relation verdeutlicht das Ausmaß der Überfremdung. Durch massive Zuwanderung aus anderen indischen Bundesstaaten einerseits, durch die Abwanderung von Adivasis auf der Suche nach Arbeit andererseits ist die alteingesessene Bevölkerung bereits auf den Status einer Minderheit abgesunken. Sie zeigt allerdings auch, daß die Autonomieforderung auf schwachen Füßen steht.

Ein weiteres Problem ist die politische Zersplitterung der Bewegung. Die Ende der 30er Jahre vornehmlich von christlichen Adivasis gegründete und geführte Jharkhand-Partei ist inzwischen in verschiedene Gruppierungen zerfallen. Sie sind sich zwar in der Forderung nach Autonomie einig, doch ideologische Differenzen und unterschiedliche politische Orientierungen machen gemeinsame Aktionen schwierig. Eine United Front hielt nur knapp drei Jahre. Eine Untersuchung der Bürgerrechtsorganisation PUDR stellte dazu fest: "Die Regierung verfolgte erfolgreich eine Doppelstrategie, indem sie die Führung der Bewegung mit lukrativen Angeboten und Posten kaufte, auf der anderen Seite Repression ausübte."

Doch die Probleme liegen tiefer als eine Spaltung in eine Adivasi-Elite und deren Anhänger einerseits, Gruppierungen, die eher linken Gruppen und Ideen nahestehen andererseits. Eine Konfrontation von Adivasis und Nicht-Adivasis übersieht, daß auch unter den "Fremden" Gruppen sind, die nicht unter die Kategorie "Ausbeuter"

fallen, selbst wenn sie Nutznießer der quasi-kolonialen Ausbeutung von Jharkhand sind. Dies trifft zum Beispiel auf die Arbeiter der Kohlegruben und Stahlwerke zu. Die Jharhand-Bewegung muß deshalb Wege finden, das Stammesproblem in den Rahmen umfassenderer sozialer Bewegungen zu stellen.

KEIN EINZELFALL

Die Lage der Adivasis in Jharkhand ist keineswegs ein isolierter Einzelfall, sondern repräsentativ für die Probleme von Millionen Menschen aus den untersten sozialen Schichten. In ganz Indien gibt es schätzungsweise 42 Millionen Adivasis, dazu kommen die etwa 100 Millionen Harijans, die oft ebenfalls in entscheidendem Maße für ihr Überleben auf den Zugang zu den Wäldern angewiesen sind. Durch Abholzung und Kommerzialisierung werden diese Möglichkeiten stetig weiter eingeengt, ohne daß im gleichen Zug Ersatz geschaffen würde.

So entstehen ähnliche Bewegungen in anderen Bundesstaaten: Chipko in Uttar Pradesh, Jungle Bacho Parishad in Zentral-Indien, Silent Valley Movement in Südindien. In Assam, einem der Bundesstaaten in Nordost-Indien, hat die politische und kulturelle Überfremdung durch Zuwanderer, verbunden mit ökonomischer Benachteiligung und Vernachlässigung bereits zu einer breiten Verweigerungsbewegung geführt, die seit drei Jahren das öffentliche Leben in diesem Staat praktisch lahmlegt. Die Zentralregierung in Delhi regiert hier nur noch durch Ausnahmerecht und Einsatz von Militär und Para-Militär. Wenn die wirtschaftlichen Probleme der Jharkhandis nicht schnell gelöst werden, könnte sich dort leicht eine ähnliche Situation entwickeln.

Uwe Hoering ist freier Journalist in New Delhi □

July 15, 1982

CCA NEWS

9

Partnership in Mission

How can the Overseas Churches and the Church of North India work together in mission now that the government doesn't allow missionaries in?

This was one of the questions discussed at a consultation in New Delhi between the Church of North India and its overseas partners.

The Church of North India, like the churches in the rest of the world, is called to mission, and the New Delhi meeting discussed how they could work together so both were seen to be involved in a more equal partnership.

Several suggestions emerged from the meeting.

First was the possibility of short term visits by members of each church to the other to share information, ideas and understanding.

Such visits can encourage and stimulate one another.

The Church of North India stressed that it would want to be involved in the planning of such exchanges, and not participate in a programme planned by someone else.

The second suggestion was a modification of this style of exchange which has been worked out by the CNI and the churches of Derbyshire, England.

All the churches of Derbyshire, except the Roman Catholic, have a special partnership with the CNI.

About 500 Derbyshire congregations are involved. They exchange information in newsletters, cassettes and films. Several people from the North India church have visited Derbyshire for periods of one month to five years. Derbyshire church members have also visited India.

Now the churches of Derbyshire are doing Bible studies worked out by people from both church groups and reflecting on some of the issues raised for them by their partnership.

A third suggestion made by the CNI emphasised the need to work together on three major issues — the Gospel and culture, the Gospel and poverty and the Gospel and nuclear threat.

"As God became a Jewish man of the first century, and shared the Good News in terms of that culture, so the Gospel, to be intelligible in India must be unwrapped from its European cultural

wrappings and rewrapped in Indian paper," said Dr. Brown of UC. Australia.

"Grinding poverty is an insult to human dignity. But the church must continually ask itself about its relations with the poor. Is the church a citadel or a koinonia — a fellowship?

"Christian mission is about what you are in relation to the people you seek to serve."

Mr. V. H. Devadas of the CNI said "Poverty cannot be overcome by charitable projects. The church must have a much more radical, multi-pronged and international approach.

"Churches in the First World must mobilise public opinion to press their governments to work for a new international economic order."

The consultation was told that "the real and deadly serious threat to the survival of human kind presented by the nuclear weapons buildup requires that we all press for the banning and total destruction of nuclear armaments."

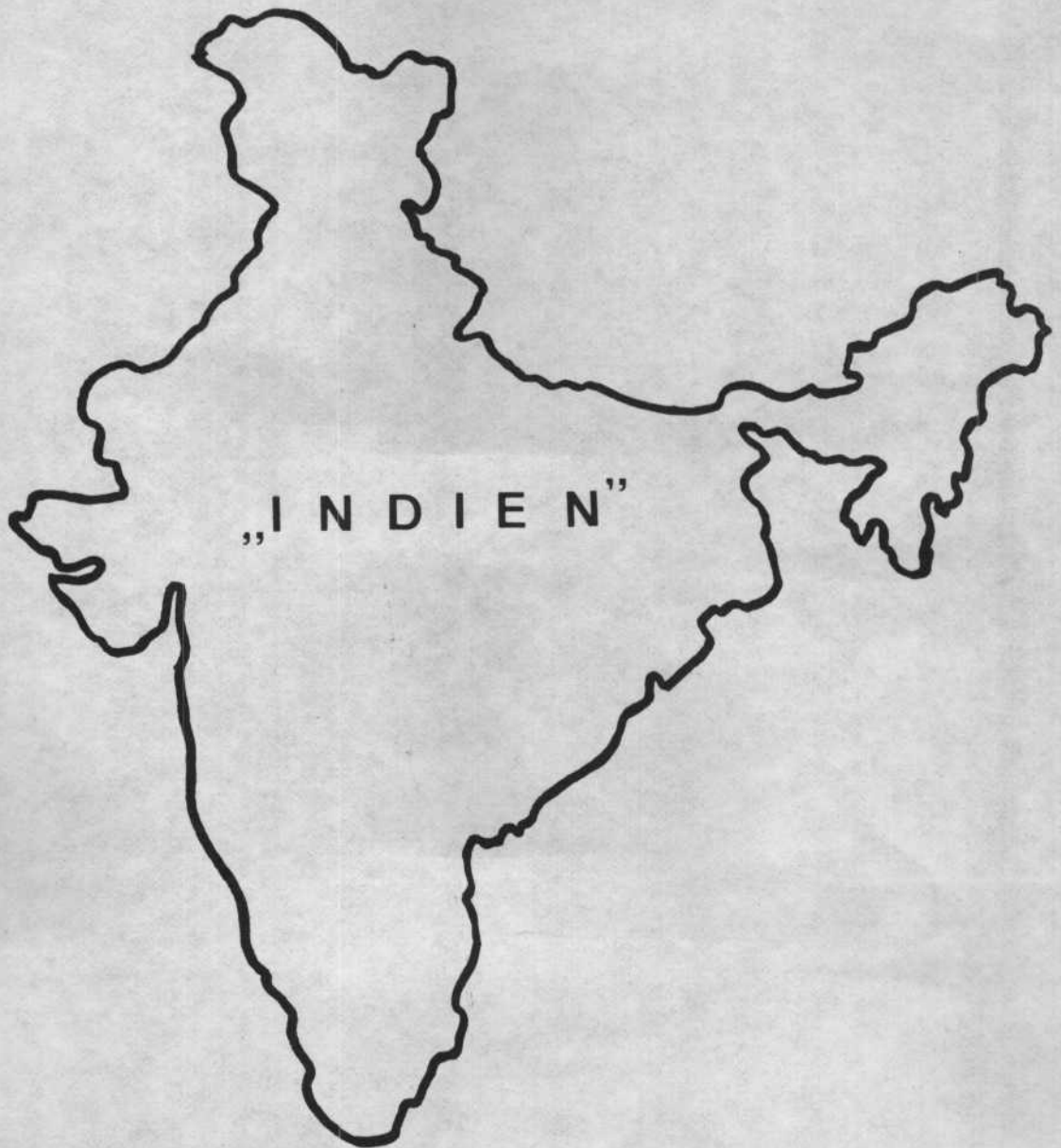
(Uwies)

GOSSNER MISSION, April 1982

L E S E F R Ü C H T E

z u m

T h e m a



aus: INDIEN-INFORMATION Nr. 24
Dezember 1981

15. Dezember 1981
KEIN PRESSEDIENST - NUR ZUR
INFORMATION

Mit dem Dienst- und Ortswechsel des Bearbeiters (früher Assistent in Erlangen, seit Oktober 1981 Asienreferent beim Missionswerk in Niedersachsen in Hildesheim) sind die Indien-Informationen auf die Bitte von Professor N.P. Moritzen völlig in die Betreuung des Missionswerkes in Niedersachsen übernommen worden. Das Missionswerk finanzierte schon längere Zeit den Versand und besorgte dann auch die Vervielfältigung. Dem Dank dafür, der auch hier ausgesprochen werden soll, kann von den Lesern durch Überweisung einer Spende auf das Konto des Missionswerkes bei der Stadtsparkasse Hildesheim, Kto. Nr. 4004868 (Kennwort "Indien-Information") Ausdruck verliehen werden.

1.) POLITIK, WIRTSCHAFT, KULTUR

Eisenbahnunglücke (s. Ind.Inf.23/4)

Die Unglücksfälle bei den indischen Eisenbahnen häufen sich in alarmierender Weise. In einer Juliwoche allein gab es deren drei mit 71 Toten. Am 31.8. entgleiste der nach Delhi fahrende Tamil Nadu Express (15 Tote, 89 Verletzte).

OHT 30.7.+ 10.9.81

Überschwemmungen

Jaipur, die Hauptstadt Rajasthans, erlebte die schlimmste Flutkatastrophe in 250 Jahren. Die Stadt war tagelang von der Umwelt abgeschnitten. Mehr als 1 000 Menschen ertranken. Der berühmte Amber Palace brach zusammen. In Uttar Pradesh wurden ganze Dörfer weggespült.

OHT 30.7. + 6.8.

Harijans: Religionswechsel

Im South Arcot Dt. in Tamil Nadu wurden 200 Harijan-Hütten, wahrscheinlich von Kastenhindus, angezündet. Circa 1 000 Harijans traten im selben Distrikt zum Islam über. Im Jamnagar Dt. in Gujarat schlossen sich an die Tausend Harijans dem Buddhismus an.

OHT 13.8.

Prohibition in Rajasthan aufgehoben

Nach über einem Jahr strengster Prohibition im Staat Rajasthan wurde das Alkoholverbot aufgehoben, weil es das Gegenteil seines Zwecks erreicht hatte: die geheimen Schnapsbrennereien entwickelten sich zu einer Großindustrie.

OHT 27.8.

Erdöl

Zwei neue bedeutende Ölfunde wurden von nahe der Westküste Indiens und von vor der Kaveri-Mündung (Tamil Nadu), einige kleinere von Tripura, Nagarland und Assam gemeldet.
OHT 17.9. + 8.10.

Waffenkäufe

Indien wird von Frankreich Milan-Raketen (Anti-Panzer-Raketen) sowie 40 Kampfflugzeuge vom Typ Mirage - 2000 und von Deutschland 2 U-Boote der Klasse 209 kaufen.
OHT 17.9. + SZ 26.10.

Bhagwan Rajneesh

Rajneeshs Ashram in Pune wird von einer Vereinigung mit dem Namen Rajneesh Dhan weitergeleitet. Die größte Zahl der Bewohner des Ashrams sind Inder. Der Rajneesh Dhan gab bekannt, daß Bhagwan Rajneesh am Leben sei und im Staate Oregon in den USA sich gegen Asthma und ein Rückgratleiden behandeln läßt. Die indische Polizei hatte begonnen, die Anklage zu untersuchen, Ashramiten hätten Rajneesh im April getötet und einem Double von ihm ein "Schweigegelübde" auferlegt.
OHT 17.9. + 1.10.

Inflationsrate

Die Inflationsrate war im September auf 7,8 % gesunken.
OHT 22.10.

Studie der Birla-Kommission

"Die seit rund 30 Jahren vornehmlich aus dem Westen nach Indien fließende Entwicklungshilfe hat dem Land nach dem Ergebnis einer Studie eher geschadet als genutzt. Dem Bericht des 'Birla Institute of Scientific Research' zufolge haben die rund 250 Milliarden Rupien (etwa 71 Milliarden Mark), die Indien in den vergangenen 3 Jahrzehnten erhielt, 'das Gleichgewicht der indischen Wirtschaft gestört' und den Bemühungen entgegengewirkt, tatsächlich unabhängig zu werden.

Das 'Birla Institute of Scientific Research' gehört zum 'Birla'-Konzern, einem der beiden größten Privatkonzerne Indiens, der von Autos bis zur Seife fast alles produziert. Es wird in Fachkreisen allgemein als ernstzunehmende Einrichtung angesehen."
Frankfurter Rundschau 15.9.

Massaker unter Harijans

Im Dorf Deoli in Uttar Pradesh (700 Einwohner) wurden 24 Harijans von Grundbesitzern aus der Thakur-Kaste niedergemetzelt.
OHT 2.12.

Die Debatte um den Religionswechsel von Harijans

Die Aufregung über die "Bekehrung" von Harijans zum Islam und andere Religionen hielt in der indischen Öffentlichkeit und Presse monatelang an. Man sucht nach den wahren Motiven des Religionswechsels. Einer der Neu-Moslems von Meenakshipuram (s. IND INF 23/3) gab Schikanen durch die Polizei gegenüber den Kastenlosen an, andere das Gleichheitsprinzip in der islamischen Bruderschaft, während die Kastenhindus desselben Dorfes behaupteten, jeder Harijan-Familie, die übertrete, würden Rupies 500 ausgezahlt.

A.B. Vajpayee, der Vorsitzende der Bharatiya-Janata-Partei, wollte in der Übertrittsbewegung die Hand von Schmugglern und Geldfälschern in der Golfregion finden. Es wurden Pläne des Islamic Cultural Centre in London zitiert, 80 Millionen der 120 Millionen Harijans Indiens mit Hilfe von Petro -Dollars zum Islam zu bekehren. Die Hindu-Organisation RSS forderte (erneut) ein generelles Verbot jeglichen Religionswechsels durch eine Verfassungsänderung. Andere beschworen dagegen den säkularen Charakter des indischen Staates und nahmen die Ereignisse zum Anlaß, den Kastenhindus ins Gewissen zu reden und sogar zu einer Reform des Hinduismus in eine kastenlose Religion aufzurufen. Eine neue hinduistische Organisation mit dem Ziel, Harijans und Nicht-Harijans zusammenzuführen, wurde gegründet, während der Vishwa Hindu Parishad sich die Rückgewinnung der zum Hinduismus Übergetretenen zur Aufgabe machte. Der Innenminister Indiens, Zail Singh, stellte sich hinter die Theorie einer "internationalen Konspiration". Der Ministerpräsident Tamil Nadus, M.G. Ramachandran, warnte, daß seine Regierung nicht zögern werde, "gegen Ausnützung der Kastenunterschiede zum Zwecke der Bekehrung" einzuschreiten. Der Sankaracharya von Kanchi, eine hochgeachtete religiöse Autorität, behauptete, Massenbekehrungen könnten Indien eines Tages sogar seine Unabhängigkeit kosten. (Dabei unterschied er: Die zum Christentum seien ungefährlich, denn Christen benähmen sich wie Inder. Das könne man von Moslems durchweg nicht sagen). Die Rajya Sabha (Oberhaus des indischen Parlaments) befaßte sich in einer 5-stündigen Debatte mit dem Problem. Yogendra Makwana, Staatssekretär im Innenministerium, stellte fest: "Es ist ein Grundrecht jedes einzelnen, den Glauben seiner Wahl zu bekennen, und wenn jemand einer Religion willentlich beitrifft, kann die Regierung dies nicht verbieten." Dem schloß sich der Innenminister selbst an. Nur forderte er dabei "eine Atmosphäre frei von Zwang und Verlockung."

Lehrgang für Übersetzer

Mit Hilfe der Abteilung für Kommunikation beim Ökumenischen Rat der Kirchen veranstaltete die Christian Literature Society in Madras erstmalig ein Workshop für Übersetzung von religiöser, besonders christlicher Literatur, aus den indischen Landessprachen, um sie anderen Teilen Indiens und der Welt zugänglich zu machen.

Indian Theological Association

Die Jahresversammlung der ITA im Dharmaram-College, Bangalore, vom 31.7. - 2.8.81 erklärte sich u.a. gegen kirchlichen Triumphalismus und Autoritarismus und forderte eine kritische Analyse des Kapitalismus von seiten der Christen.
The Guardian 1.10.

Harijans wenden sich an den ÖRK

Angeregt durch den Bericht des ÖRK über die rassische Diskriminierung der Urvölker Australiens wenden sich indische Harijans, die sich "Dalits" (= die Unterdrückten) nennen, an den ÖRK mit der Bitte, eine ähnliche Untersuchung ihrer eigenen Situation einzuleiten. "Die größte rassisch segregierte Bevölkerungsgruppe der Welt" (nahezu ein Drittel der Bevölkerung Indiens) habe keinen Anwalt in ihrem Mutterland. Die Christen seien immer ihre besten Freunde gewesen. Deshalb könne der ÖRK sicherlich "das bestgehütete Geheimnis der Welt - die Apartheid in Indien" aufdecken (vgl. Zeitschrift "The Dalit Voice" und die Schrift des Dalit Action Committee "Apartheid in India")

NCCR Nov. + CCA News Nov.

R U N D B R I E F

Ingeborg und Peter Grosse
Tiruchirapalli
Tamilnadu - India

aus einem Brief vom 12.3.1981

Liebe Freunde!

... Im Januar hatten wir Besuch in Trichy. Eine Gruppe aus der Braunschweiger Landeskirche war hier, die unter anderem auch die Dorfentwicklungsarbeit der TELC kennenlernen wollte.

Es war ja vor allem Gandhi, der davon überzeugt war, daß die Zukunft Indiens auf dem Lande liegen würde. Wenn man bedenkt, daß immer noch fast 80 % der Bevölkerung Indiens auf dem Lande lebt, dann könnte es schon so sein. Ich jedoch bin nicht davon überzeugt, daß die Zukunft Indiens auf dem Lande liegen wird, denn auch Indien wird nicht von dem weltweiten Trend der Verstädterung verschont bleiben.

Diese Gruppe nun wollte einmal vor Ort kennenlernen, wie Dorfentwicklung stattfindet, wenn sie überhaupt stattfindet. Die Erfahrungen der Gruppenmitglieder sind sicherlich sehr unterschiedlich gewesen, vor allem auch wohl recht ernüchternd was ich gut finde. Ich finde es auch gut, daß manch einer gemerkt hat, daß man so, wie man bislang geholfen hat, nicht weiterhelfen kann, ohne Schaden anzurichten.

Wir haben uns gefreut, daß wir wieder einmal Gelegenheit hatten, manches schon bekannte Gesicht wiederzusehen und auch neue Leute kennenzulernen. Früher war ich immer der Meinung, daß Gruppenreisen von kirchlichen Leuten in die 3. Welt mehr mit Tourismus zu tun hätten als mit dem Versuch echter Begegnung. Ich habe da meine Haltung revidiert. Ich finde es schon gut, daß man sich um den Austausch und die Begegnung bemüht und es ist wichtig, daß man sich kennenlernt. Mitunter wünschte ich mir, daß mehr Leute aus Deutschland Gelegenheit hätten, solch eine Reise zu machen wie diese Gruppe. Vor Ort sieht die Sache ja oft sehr viel anders aus, als zum Beispiel Briefe, Berichte, Fotos, TV und Filme es vermitteln können. Ich wünschte mir, daß jedes Jahr eine Gruppe käme, die ein bestimmtes Ziel hat und ein bestimmtes Thema erarbeiten möchte.

Im Nachhinein wünschte ich mir aber auch:

Daß eine Gruppe noch mehr Sachlichkeit an den Tag legt und weniger Geld in der Gegend verstreut.

Es ist ja ganz erstaunlich, wie wenig Deutsche aushalten können, wenn sie mit der Armut direkt konfrontiert werden...

... Es ist ja auch ganz erstaunlich, wie schlecht wir: "Nein", sagen können, wenn uns Menschen aus der 3. Welt um etwas bitten...

... Ich hoffe nur, daß die Nüchternheit, die manch einen hier befallen hat, den Rückflug nach Deutschland überstanden hat...

... Ein Thema, daß uns hier immer wieder beschäftigt, ist folgendes: Was können wir hier tun, um der Kirche effektiv zu helfen? Wie kann ich meine Arbeit so tun, daß die vor uns liegenden Jahre auch wirklich Frucht bringen?...

... Grundlage meines Berichtes ist der Haushaltsplan der TELC und der Bericht des Schatzmeisters... Nun ja, nach diesem Bericht sieht es so aus, daß 66 % des Haushaltes aus Fremdmitteln besteht und nur 33 % sind Eigenmittel. Das heißt nun, daß nur 33 % des Haushalts durch Kirchengeld und Kollekten aufgebracht werden... Wenn man das bedenkt, muß man sich die Frage stellen: "Ist nun die Kirche unabhängig oder nicht?"

"Ist sie weitgehend eine selbständige Kirche oder nicht?"

Jeder Mensch aus der Wirtschaft könnte darauf eine eindeutige Antwort geben. Noch etwas anderes fällt auf, der Haushaltsplan ist in einen A und einen B Abschnitt unterteilt, d.h. die Prioritäten sind so gesetzt, daß der A Abschnitt unbedingt erfüllt werden muß, sonst kollabiert der Patient, B kann erfüllt werden, wenn genügend Mittel zur Verfügung stehen ---logisch. Aber der Hammer kommt erst, wenn man genauer liest, was in A und was in B aufgeführt ist.

Also Gehälter, Verwaltung, Bauten und Reparatur, usw. stehen unter A. Evangelisation, Jugend- und Frauenarbeit, Literatur, Diakonie, Evangelistische Arbeit (Mission) findet man unter B. Das sind doch Prioritäten an denen man nicht vorüber gehen kann, die Frage ist nur, ob sich eine Kirche mit nur 80.000 Mitgliedern solche Prioritäten erlauben kann? Ich meine, das gilt ja auch für Deutschland, der Auftrag der Kirche muß auch deutlich werden in der Finanzierung.

Es gibt also eine ganze Menge Aktivitäten, die sehr beeindruckend sind. Es gibt eine erfolgreiche Blindenarbeit, es gibt eine ganz beachtliche Zahl an Einrichtungen, die man in dieser Anzahl gar nicht vermutet, jedenfalls nicht in "so einer kleinen Kirche". Es gibt Schulen und Schülerheime, viele Grundstücke und Häuser, sehr viele sich durchaus überschneidende Projekte, hier ein Zentrum und dort ein Zentrum. Alles wäre ja wunderbar, wenn sich in dieser Häufung die Aktivität der Kirche spiegeln würde, d.h. wenn alles von der Kirche aufgebaut und getragen werden würde, aber so, wie es ist, beschleicht mich ein sehr unangenehmes Gefühl. So, wie das alles da steht, ist das alles ein wenig überdimensioniert. Die Fülle der Einrichtungen, die anderswo Neid erwecken könnten, diese Einrichtungen aber erwecken auch den Eindruck, als sei alles in Ordnung...

... Die Gefahr besteht ja nicht nur darin, daß wesentliche Teile und Arbeiten der Kirche in Indien bankrott wären, würde der ausländische Geldzufluß gestoppt. Die Gefahr besteht aber auch darin, daß vieles, was entweder Ausländer aufgebaut haben und was vom Ausland finanziert wird, nicht als indisch angesehen wird. Überwiegende Teile der Bevölkerung halten ja die Christen für nichts anderes als "Agenten der Kolonialmacht"...

... Eine Gefahr besteht darin und das ist mir noch nie so deutlich gewesen, daß nämlich viele Institutionen im Raum der Kirche nichts anderes als Vehikel für europäische Geldgeber sind (Missionen ausgenommen). Auch von daher erhebt sich die Frage der Selbständigkeit. Die eigentliche Gefahr sehe ich aber vielmehr darin, daß hier (und sicherlich nicht nur in Indien) die Prioritäten falsch gesetzt sind, d.h. die Aufgabe der Kirche, das, was sie am Leben erhält, die Verkündigung des Evangeliums, wird ersetzt durch nur noch soziales Handeln (Kirche als Vehikel für Arbeitsplatzbeschaffung), dieses soziale Handeln, durchaus sinnvoll und wichtig, wird nicht hier ersetzt oder gar geplant, sondern wird von außen finanziert. Ich kann es direkter sagen. Ich habe hier die Anfrage, ob überhaupt ein Missionswille in dieser (nicht nur dieser) Kirche besteht?...

... Sicherlich würde die Kirche weiterleben, wenn eines Tages der Geldfluß aus Europa gestoppt würde. Aber die vorfindliche Form der Kirche, eine Karikatur unserer Landeskirchen in Struktur und Form, unindisch in ihrer Erscheinung, unindisch in der Gottesdienstform, unindisch im Ausdruck des Glaubens, diese Kirche wäre am Ende, wenn das Geld nicht fließen würde. Und mitunter kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß dies irgendwann einmal eintreten möge.

Ein ganz anderer Aspekt geht mir immer wieder durch den Kopf, und auch der hat mit Geld zu tun.

In Indien bin ich zum ersten Mal den Auswüchsen großer Organisationen, die in Deutschland mit dem Bild des kranken und hungernden Kindes operieren, in Berührung gekommen. Namen möchte ich nicht nennen, weil ich keine Lust habe, eine neue Diskussion darüber anzufachen.

Diese Organisationen, die wahrscheinlich in bester Absicht in Deutschland doch ganz erhebliche Summen zusammensammeln, sind auch hier im Bereich unserer Kirche tätig. Meiner Meinung nach, nicht nur zum Besten der Kirche. Dafür gibt es Gründe. Ich glaube, diese Organisationen machen es sich zu einfach. Sie suchen sich Vehikel, auf denen sie fahren können. Sie liefern praktisch nur das Benzin, den Rest können andere besorgen...

Das Problem, wie ich es sehe, ist folgendes:

Der Kirche wird eine Form der Mildtätigkeit aufgedrückt, die unindisch ist, und wenn man es so recht betrachtet, muß man sich schon fragen: "Wem wird mehr geholfen, dem Geber oder dem Empfänger?" Durch den übergroßen Zufluß an Geld in Richtung soziale und andere Aktivitäten ist nicht nur diese Kirche, in der ich arbeiten möchte, geistlich ausgehöhlt worden, und dafür gibt es Beweise.

1. Ich habe Zweifel am Missionswillen der Kirchen hier in Indien. Ich berufe mich dabei auf den Bischof von Madras, Sundar Clarke, Kirche von Südindien, der feststellt, daß in den 30 Jahren nach der Unabhängigkeit die Zahl der Christen nur 0,1 % gewachsen ist. Er geht dem, warum das so ist, nach.

2. Nicht nur Clarke stellt fest, daß die Prioritäten der Kirchen nicht mehr auf dem Sektor "Evangelisation", sondern vielmehr auf dem Sektor "Verwaltung des Bestehenden" liegt.

3. Immerwährender Kastenstreit lähmt alle Kirchen, Kaste und Christen schließen sich aus - so, wie Rassismus und Christus nichts gemein haben.

4. Das in manchen Kirchen nur eine sehr begrenzte Zahl (gewollt begrenzt) von Theologen, nach westlichem Muster ausgebildet, zugelassen ist, kann man nicht damit entschuldigen, daß kein Geld da sei, sondern das zeigt geistliche Nachlässigkeit. Nebenbei gesagt - eine auffallende Parallele zur deutschen Situation. Theologen in der 3. Welt, nicht nur da, sondern auch in Europa, müssen nicht Vollzeitpastoren sein, da gibt es inzwischen genügend erfolgreiche Beispiele, wie die Funktionen der Amtsträger in Freikirchen wahrgenommen werden können.

5. Laienausbildung kommt nicht vor.

6. Mich stimmt es nachdenklich, wenn viele Pastoren lieber in Institutionen als in Gemeinden arbeiten. Dabei brauchen gerade manche Landgemeinden eine wesentlich bessere Versorgung, als das jetzt der Fall ist. Was ich über die "Liebe zu Institutionen" mancher Pastoren sagte, das gilt natürlich auch für das Füllhorn von Stipendien, das ab und zu von den Reichen liebevoll über indische Kirchen ausgekippt wird. "Liebevolle Zerstörung" nenne ich das.

Die Frage ist also: "Was kann man tun?"

Gelder in Länder hineinzupumpen, um sie zu entwickeln, ist eigentlich nicht mehr zu verantworten, das hat ja schon die Nord-Süd-Kommission festgestellt...

... Paulus hat zwar immer wieder die Christen dazu aufgerufen, die Kollekte für Jerusalem zu leisten und nicht müde zu werden im Geben; aber ob es der Gemeinde in Jerusalem gutgetan hat, das ist die Frage? Sie scheint am Geldzufluß gestorben zu sein. Nun müssen wir gut aufpassen, daß wir die Kirchen, die durch die Arbeit der Missionen entstanden sind, nicht zu Tode pflegen...

... Mir ist deutlich, daß wir die Auswirkungen der Armut nicht wirklich beseitigen können, wenn wir nicht über die Ursachen nachdenken und versuchen, diese zu ändern. Das ist natürlich schwieriger, das ist kontroverser, mißverständlicher, aber das ist die Herausforderung, die wir annehmen müssen, wenn wir einen christlichen Beitrag zur Gestaltung dieser Welt leisten wollen. So wie ich die Dinge nun in Indien sehe, möchte ich Euch einige Gedanken der Hilfe, die geleistet werden kann, mitteilen:

1. Gelder sollte man nur geben, wenn sie der Ausbreitung des Evangeliums dienen.

2. Geld soll Gerechtigkeit schaffen.

3. Organisationen, die Christen nur als Vehikel ihrer Mildtätigkeit benutzen, sollte man auffordern, ihr selbstgeschaffenes Image (z.B. Geld spielt keine Rolle, alles ist machbar), zu ändern.

4. Man sollte den Terminus "Partnerschaft" überprüfen. Das, was ich hier sehe, ist keine Partnerschaft, sondern Abhängigkeit.

5. Wir müssen ehrlicher werden im Umgang mit Kirchen und Christen aus der 3. Welt, d.h. Offenheit, sich in Frage stellen lassen und in Frage stellen. Dialog und Begegnung sollen gefördert werden, man muß den Kirchen in der 3. Welt dazu verhelfen, sich in ihrer Kultur wiederzufinden.

6. Wir Europäer sollen aufhören zu meinen, daß wir alle Probleme der sogenannten "Jungen Kirchen" mit Geld lösen können, das halte ich für den Ausdruck eines unchristlichen materialistischen Denkens, das auch in den europäischen Kirchen Eingang gefunden hat.

7. "Technologietransfer" und Personalaustausch auf allen Ebenen (nicht nur bei Pastoren) sollte im kirchlichen Bereich intensiviert werden, um die Einheit der Kirche sichtbar werden zu lassen.

8. Wir müssen den Christen in der 3. Welt viel eindeutiger beistehen, wenn sie die Ursachen der Unterdrückung, der Armut, der Krankheit, usw. beseitigen wollen. Z.B. Indien sollten wir nüchterner sehen, wir sollten wissen, daß in Indien Christen verfolgt werden (das hat sich in Deutschland wohl noch nicht herumgesprochen) und daß eine durchaus antichristliche Politik getrieben wird...

... Zum Schluß noch zwei indische Impressionen:

1. Sven kommt eines abends ganz aufgeregt nach Hause und sagt: "V. ist ganz traurig, sie hat ihren Gott verloren."

Ich: "Was hat sie verloren? Kann ich mir nicht vorstellen!"

Sven: "Doch, V. hat ihren Gott verloren und nun ist sie ganz traurig."

Ich: "Ja, was ist denn passiert?"

Sven: "K. der Hausbursche, hat den Gott genommen und über die Mauer geschmissen."

Inge und Sven gehen rüber zu V. und kommen nach einiger Zeit wieder.

Inge sagt: "K. hat V.'s Gott zusammen mit den Blumen über die Mauer geschmissen, nun ist er weg. V. ist den Tränen nahe."

Was war passiert?

Der kleine Gott wird jeden Morgen mit Blumen geschmückt und abends werden normalerweise die Blumen über die Mauer geschmissen.

So geschah's, nur ---K. merkte nicht, daß der Gott zwischen der verwelkten Girlande war, als er den ganzen Kram über die Mauer feuerte.

Es wurde also mit vereinten Kräften in der Dunkelheit nach dem Gott gesucht, der Gott war weg und ward nicht mehr gesehen. Ich hatte die ganze Zeit Hemmungen, danach zu fragen, wie denn der Gott ausgesehen habe, den wir suchten.

Svenklärte mich auf: "Ach, das war nur so eine ganz kleine Kugel!"

Naja, ich weiß nicht so recht, was ich dazu sagen soll, aber es geschah und entspricht der Wahrheit...

2. Wir waren etwas knapp bei Kasse, als der Tischler kam, der uns ein Bücherregal bauen sollte. Ich konnte ihm nur einen Scheck geben und rief bei der Bank an mit der Bitte, doch auch diesen Scheck einzulösen. So geschah's, der Tischler kam wieder und gab mir ein kleines Brieflein des Managers, der mir schrieb: "Lieber Herr Peter Grosse, niemand außer mir ist heute zur Arbeit gekommen, weil gestreikt wird. Ihre Anfrage betr. der Einlösung des Schecks ist eine spezielle Sache, wir machen es so: Ich zahle Ihnen Rps 250,- aus eigener Tasche. Morgen werde ich den Scheck einzahlen und mir das Geld zurückerstatten.

Immer Ihr und ich danke Ihnen und versichere Sie unserer besten Kooperation

Ihr

TC Andrews"

Diese Bank kann ich empfehlen, das ist Service, und es ist die "Bank von Maharashtra", mit dem Hauptsitz in Poona...

Es grüßen Euch alle,

Eure

Ingeborg und Peter Grosse

Kirche in Indien - eine westliche Topfpflanze?

Hansjürgen H. Günther (Serampore, 1980)

Zehn Thesen zum gegenwärtigen Dienst westlicher Missionare in Indien anlässlich eines Konvents der vom ELM Niedersachsen nach Indien entsandten Mitarbeiter in Serampore/Calcutta, 1. 9. 1979

1. These: Christliche Mission will Christi Auftrag erfüllen, den Menschen aus falschen Bindungen zu befreien. Dieser Auftrag schließt kritisches Engagement im politischen Bereich und konkrete Solidarität mit denen, die an falsche Herren gebunden sind, ein.

Christi Boten sind gesandt, den Armen frohe Kunde zu bringen, Gefangenen ihre Freilassung und Mißhandelte in Freiheit zu entlassen (Jes. 61, 1; Lk. 4, 18). Christus befreit total, d. h. den ganzen Menschen, Leib, Seele und Geist. Er will durch uns und mit uns befreien aus Aberglauben, Armut, Unterdrückung, Ausbeutung, Naturzerstörung, Entfremdung, Sünde, Tod. Gottes Wort wird erst zum befreienden Wort, wenn es leibhaftige Gestalt wird. Christus lebt, was er sagt, und ruft uns in seine Nachfolge. Die 6. Vollversammlung des LWB in Darassalaam 1977 macht es zu unserer vorrangigen Aufgabe, „die Stimme gegen den Mißbrauch der Macht durch die Mächtigen zu erheben, wo sie die Rechte der Schwachen ignorieren oder unterlaufen. Darum bedeutet wirksamer Schutz der Menschenrechte zugleich eine Umverteilung der Macht und den Aufbau von Strukturen und Ordnungen, welche die Rechte der einzelnen wie der Gesellschaft wirksam schützen.“

2. These: Die lutherische Zweireichelehre und die Dialektische Theologie haben

zuweilen dem Mißverständnis Vorschub geleistet, die Welt habe Eigencharakter gegenüber dem Reich Gottes, und deshalb seien Glaubensfragen mit gesellschaftlichen Problemen nicht zu vermitteln.

Der Herr der Mission wird im Lobgesang der Maria charakterisiert als einer, der „Machthaber vom Thron stürzt, Niedrige hoch hinaufhebt, Hungrige mit Gütern sattmacht und Reiche leer ausgehen läßt“ (Lk. 1, 52 f.). Die 6. Vollversammlung des LWB hat ausdrücklich beide Extreme als unchristlich verurteilt: sich der gesellschaftlichen Struktur anzupassen oder sich vor ihr zurückzuziehen. Unser Herr ruft uns, in der Welt, aber nicht von der Welt zu sein in kritischem Engagement: „Unsere lutherische Tradition bietet uns in der Lehre von den zwei Reichen Orientierung für solch kritisches Engagement. Obwohl diese Lehre zuzeiten sowohl falsch ausgelegt, als auch schwer mißbraucht worden ist, zielt sie deutlich darauf ab, nicht nur Gottes Herrschaft über die ganze Schöpfung zu bekräftigen, sondern auch die Kirche zum Zeugnis und den Christen zur Teilhabe an den Strukturen anzuleiten, von denen sein tägliches Leben bestimmt wird, als eine Form verantwortlicher Sorge für die Schöpfung, gegenseitigen Dienstes am Nächsten und der ganzen Menschheit, und des Einbezogenseins in die Kämpfe um größere Freiheit und Gerechtigkeit für alle.“ – Eine Theologie die einseitig das Evangelium auf das hic et nunc erfahrbare Heil des Individuums verengt und Erlösung durch Christus als objektiver abgeschlossenes Geschehen versteht, das der Glaube sich aneignen oder abweisen kann, leistet

einem Neugnostizismus Vorschub. Es kann nicht darum gehen, fromme Seelen aus der bösen Welt herauszuretten; Christus will vielmehr mit und durch erlöste Menschen diese Welt verwandeln.

These 3: Eine Polarisierung, die nur feindlich auf den Kommunismus fixiert, ist weder ratsam noch sachgemäß. Christliche Mission und Marxismus haben auch gemeinsame Anliegen.

Ideologiekritik ist richtig und wichtig. Sie muß allerdings eine konstante Selbstkritik der Kirche einschließen und den marxistischen Ideologieverdacht gegenüber dem Christentum ernstnehmen. Im übrigen hat die Kirche längst erkannt, daß sie gründliche soziale und politische Analysen als Basis für ihr soziales Handeln erarbeiten muß. Dabei tritt sie in einen fruchtbaren Dialog mit den Marxisten. — Den von Hans Otto Harms zitierten Appell (Memorandum vom 15. 12. 78, versandt vom ELM Niedersachsen) von Julius Nyerere ¹⁾ verstehe ich nicht so sehr als Kampfansage an den Kommunismus, sondern als Appell an die Kirchen, ihre Diakonie endlich so auszuweiten, daß die politischen und ökonomischen Wurzeln des Elends, dessen Diakonie sich annimmt, miteinbezogen werden.

Wer nicht zur Kenntnis nimmt, daß sich seit Jahrzehnten ein positiver Dialog zwischen Christen und Marxisten vollzieht und daß namhafte Theologen in allen Erdteilen einschließlich Indien die christliche Botschaft in ihrer sozialen Stoßrichtung mit marxistischer Terminologie formulieren können, hat aus dem Versagen der Kirchen am Arbeiterstand in Deutschland des letzten Jahrhunderts noch immer nicht die richtigen Schlüsse gezogen.

4. These: Von Christus her bestimmen sich Auftrag, Weg und Ziel der Mission. Kein noch so hohes Ziel rechtfertigt einen zweifelhaften Weg. Mission ist immer mehr als ein politisches Programm. Nicht wir schaffen das Reich; Gott schafft es, aber auch nicht ohne uns.

Christliche Mission ist durch kein politisches Programm, keine Feindbilder, noch durch ein humanistisches Ideal motiviert, sondern durch den Auftrag ihres Herrn. Dieser Herr ist Weg und Ziel (Joh. 14,6). Daraus folgt einerseits, daß kein noch so erhabenes Ideal zweifelhafte Mittel rechtfertigt; daraus folgt andererseits, daß Botschafter Christi das Evangelium verraten, wenn sie nicht zugleich bereit sind, ihrem Herrn auf seinem Leidensweg und in leibhafter Solidarität mit den Zu-kurz-gekommenen der Gesellschaft zu folgen. „Die Kirche muß so verwundbar sein wie die Menschen, denen sie dienen möchte“ (Manas Buthelezi).

Es ist theologisch falsch, Gottes Handeln und menschliches Handeln gegeneinander auszuspielen. Gott will durch Menschen, die von seiner Liebe bewegt werden, die Götzen und Herren dieser Welt vom Thron stoßen. Dabei wissen Christen von der umfassenden Macht der Sünde und werden somit den Kern des Bösen nicht einfach mit bestimmten sozialen und ökonomischen Übeln identifizieren. Christen wissen, daß sie in ihrem Planen und Handeln auf die Gnade und Vergebung ihres Herrn angewiesen bleiben. Denn in jeder Kreativität und Möglichkeit des Menschen wächst zugleich der Geist der Zerstörung und der Selbstrechtfertigung. Weder seine Vernunft noch sein Gewissen garantieren, daß der Mensch nicht im Grunde seinen eigenen Zwecken dient. — Von diesem Vorbehalt sind kirchliche Aktivität und missionarisches Handeln nicht ausgenommen.

5. These: Christliches Engagement für die Befreiung des Menschen beinhaltet politische Parteinahme. Wo christliche Mission den Versuch macht, neutral zu bleiben, dient sie den Herren dieser Welt.

Heinz Eduard Tödt hat bei der 5. Vollversammlung des LWB in Evian 1970 sehr extrem formuliert: „Die Rechtfertigung des Evangeliums vollzieht sich als Menschheitsgeschehen, als Weltgeschehen.“ (Vgl. These 2!) Charles Birch hat in seinem Einführungsvortrag zur Sektion VI der 5. Vollversammlung des ÖRK in Nairobi 1975 diese Position unterstrichen und die her-

kömmliche Vorstellung, daß lediglich der Mensch verändert werden müsse, damit neue Menschen die Welt verändern, als irrtümlich zurückgewiesen: „Die Erlösung der Menschen“ bedeutet für Birch „die Erlösung der Welt, in der sie leben“. — Aber hüten wir uns vor falschen Alternativen. Es ist wohl beides mit 2. Kor. 5, 19 ff. zusammenzuhalten — und ich stimme hier der Auslegung O. Sakrauskys (Luth. Rundschau 1/1977, S. 9) zu, der katallagä auf die Welt im allgemeinen bezieht und den logos tās katallagās als an den einzelnen Menschen gerichtet versteht. So unaufgebar die Entscheidung des einzelnen Menschen bleibt (CA JV und V), so wenig kommt der Christ an konkreter, klarer politischer Parteinahme vorbei. Auch das ist von der Reformation zu lernen! „Die Kirche kann nie wirklich — in einer Position der Neutralität — über dem politischen Kampf stehen. Sie muß inmitten der politischen Machtkämpfe in Wort und Tat prophetisch wirken . . . Neutralität ist ein politischer Mythos.“ (W. H. Lazareth, 6. Vollversammlung des LWB, Darassalaam 1977)

6. *These: Christliche Mission, die sich beschränkt, verkürzt das Evangelium. — Bei ihrer Bekämpfung sozialer Nöte muß sie auch deren religiöse, politische, soziologische und ökonomische Ursachen mit bedenken und bekämpfen, sonst kann sie zum Handlanger falscher Herren werden.*

„Salvation involves social liberation“, sagt M. M. Thomas²⁾ mit Recht. Vgl. auch These 1! Wenn auch noch keine Übereinstimmung im ökumenischen Gespräch hinsichtlich der Rolle von Kirche und Mission im Bereich der sozialpolitischen Probleme dieser Welt erreicht ist, so setzt sich doch zusehends die Einsicht durch, daß Christen in aller Welt sich mit den Grundursachen sozialen und wirtschaftlichen Unrechts und Elends „befassen“ müssen, (wie auch immer die Einsicht dann in die Tat umgesetzt werden mag.) — Aber auch hier ist vor falschen Alternativen zu warnen: der Kampf gegen falsche Strukturen macht herkömmliche Diakonie und Werke der Nächstenliebe nicht überflüssig.

7. *These: Christliche Mission bezieht sich auf das fleischgewordene Wort Jesus Christus, d. h. auf ein bestimmtes Handeln Gottes in der Geschichte. Dieses Wort ist jeweils theologisch verantwortlich in neue geschichtliche Situationen auszulegen, so daß es zur befreienden Botschaft für die Unfreien wird. — Christliche Predigt kann denselben Christus nur verkündigen, wenn sie sich verändert.*

Christliche Mission geschieht z. B. in einer Welt, in der ein Viertel der gesamten Menschheit niemals ausreichend zu essen hat. Mission in Indien geschieht in einem Land, in dem 20 % aller ländlichen Haushalte über ein Vermögen von unter 1000 Rs. verfügen, nur 4 % der „Bauern“ dagegen 30 % aller ländlichen Betriebe und ein Vermögen von über 50.000 Rs. besitzen. (Das sind die Zahlen, die auch die Weltkonferenz für Agrarreform und ländliche Entwicklung in Rom, 1979, genannt wurden. Die Wirklichkeit dürfte schlimmer aussehen. Wir haben sie täglich vor Augen.)

Was heißt christliche Versöhnung und Befreiung in diesem Kontext? Wie hat sich im indischen Erwartungshorizont Mission zu vollziehen? — Mit dem Wiederholen von Bibelziten und dogmatischen Formeln europäischer Kirchengeschichte ist es jedenfalls nicht getan. J. R. Chandran urteilt: „Oft ist die Kirche am Heiligen Geist vorbeigegangen und hat angenommen, daß die Wahrheit, wie sie einmal in der Vergangenheit formuliert wurde, hinreiche. Die Apostel hatten, wie das Neue Testament zeigt, nicht eine solche statische Auffassung. Paulus gestand, daß sein Erkennen in diesem Leben nur Stückwerk sei. Der Evangelist Johannes gab in hohem Alter zu, daß er Christus nicht so kenne, wie er wirklich ist . . . (1. Joh. 3, 2). Wir wissen noch nicht alles. Der Heilige Geist wird uns zu tieferem Verständnis führen, wenn wir Christus unserer Welt von heute zu bezeugen suchen. Der Dialog mit Menschen anderen Glaubens und die theologische Aufgabe sind auf jeden Fall Teil unseres Zeugnisses für Christus.“³⁾

Ein europäischer Kollege versichert mir dagegen: mit der Theologie sei das so, wie mit dem elektrischen Licht; da gebe es auch kein „indisches elektrisches Licht“, und doch braucht es Indien. – Wo steckt der Irrtum? – 1. Wer kann sich schon in Indien elektrisches Licht leisten? 2. Prioritäten sind zu setzen. Die meisten Menschen dieses Landes brauchen Nahrung, Kleidung und Wohnung nötiger als Strom. 3. Es ist freilich richtig, daß Mission nicht darin gründet, daß sie Bedürfnisse befriedigt (These 4!); darin unterscheidet sie sich wohltuend von jenem technischen Know-how, das in Indien meist nur die Bedürfnisse einer städtischen Oberschicht befriedigt. Aber auch ärztliche Mission, die sich zu den Ärmsten dieses Landes gesandt weiß, erkennt mehr und mehr, daß sie nur die Folgeerscheinungen eines unmenschlichen Systems pflegt. Beispiel: Nicht bloß der Hakenwurm muß bekämpft werden; nicht bloß Aufklärung tut not, daß der Hakenwurm keine Chance hat, wenn man Schuhe trägt; sondern Schuhe sind die erste Medizin, die nützt. Aber auch hier bitte nicht Schuhspenden vom Westen, sondern Bewußtseinsbildung daß ein System zu verändern ist, in dem sich mehr als die Hälfte der Bevölkerung keine Schuhe leisten kann. Nicht die Vitaminpille tut not, sondern ausreichende Ernährung. Zugegeben: *jetzt* ist sie noch nötig, morgen muß sie aber überflüssig werden! Diakonie muß den Mut und den Weitblick haben, zur Wurzel des Übels vorzudringen und dieses Übel ständig beim Namen zu nennen. Christen müssen beides: ihren Protest schreien und schweigend und betend Hand anlegen. „Es ist nicht mehr erlaubt, zwar ehrlich, aber gleichzeitig auch naiv zu sein.“ (Yoshiro Ishida) 4. Das eigentliche Argument gegen den obigen Vergleich ist ein theologisches: Das Evangelium ist keine technische oder dogmatische Formel, sondern bezieht sich auf Gottes in der Geschichte *) fleischgewordenes Wort. Dieses Wort ist an Menschen aus verschiedenen Kulturen, Nationen, Religionen, Rassen in verschiedenen Situationen gerichtet. Hier befreit es aus der Sklaverei, klagt ungerechte Strukturen an, dort wird es erfahren als Befreiung von Schuld, Gesetz und Tod. Jesus wurde seinen

Zeitgenossen zur Befreiung in ihrer ganz bestimmten Situation auf sehr verschiedene Weise. „Wir müssen darauf achten, daß die biblische Botschaft alle Menschen in ihrer jetzigen Lage trifft und betrifft und das gesamte kirchliche Erbe für die jeweilige Situation und die Bedürfnisse des Tages angewandt wird. Das Evangelium muß seinem Wesen nach durch Lebensrealität von Christen vermittelt werden, die persönlich für das Heilsgeschehen des Evangeliums Zeugnis ablegen können.“ (Y. Ishida in Daressalaam) – Damit zu verbinden ist die hermeneutische Einsicht, daß Verstehen der Botschaft nur geschehen kann, wenn sie zur Existenz und dem „Bedürfnishorizont“ des Hörers durchdringt. Die sog. jungen Kirchen signalisieren der europäischen Theologie, daß sie unser exegetisches und dogmatisches Know-how nicht – sei es nicht mehr, sei es noch nicht – brauchen und entwickeln ihre Waterbuffalo-, Liberation-, Black-, African-, Indian- etc. Theologies. Gut so! –

8. These: *Es gibt einen doppelten Zusammenhang zwischen dem befreienden Wort und dem Lebensstil dessen, der es ausrichtet:*

- a) *Stimmen Botschafter und Botschaft nicht zusammen, wird letztere unglaubwürdig.*
- b) *Die Botschaft antwortet auf existentielle Fragen des Empfängers (7. These). Nimmt der Botschafter nicht in leibhaftiger Solidarität an diesen Fragen teil, wird seine Botschaft irrelevant.*

„In der neuen Gemeinschaft, die zur gemeinsamen Mission gerufen ist, gibt es keine Grenzen dessen, was geteilt werden kann.“ (Bericht des Seminars I, Daressalaam). Bis auf wenige Ausnahmen gehört der westliche Missionar in Indien zu den „Sahibs“ und teilt weithin den Lebensstandard der Oberschicht: der Missionar verfügt oft über servants, Auto mit Driver, große und schöne Wohnung (air conditioned wenn möglich), gute Gesundheitsfürsorge, Ferienhaus in den Bergen, gute Schule für seine Kinder, gute Verbindungen zum Westen. Er reist mit Flugzeug oder Zug 1. Klasse und er-

nält ein Brutto-Gehalt, das 5 bis 20 Mal so hoch ist wie das eines vergleichbaren indischen Kollegen. Ich weiß, eine Menge führen wir zur Rechtfertigung dieses Zustandes an, vielleicht ist einiges davon sogar stichhaltig. Dennoch bleibt es eine seltsame Sache, daß eben dieser Missionar die frohe Botschaft von dem ausrichten soll, der in einem Stall geboren, für uns arm wurde, seinen Jüngern die Füße wusch, für uns diente, liebte, litt und starb. — „Ich habe bei alledem ein gutes Gewissen“, versichert mir mein europäischer Kollege.

Wie können mein indischer Bruder und ich „partners in obedience“ werden. Sind das bloß fromme, schöne Worte? Jedenfalls trifft mich dazu der zornige Kommentar Emerito. P. Nacpils tief: „If we can, under present conditions, it can only be (and so far this seems to be the case) a partnership between the weak and the strong. And that means the continued dominance of the strong over the weak . . . Under this kind of partnership, the mission becomes the apostle of affluence, not sacrifice; cultural superiority, not christian humility; technological efficiency, not human identification; white supremacy, not human liberation and community . . . I have asked many young people what they see when they see a missionary, see green — the colour of the mighty dollar . . . They see the face of a master, the mirror of their own servitude. They do not see the face of the suffering Christ, but a benevolent monster which must be tamed because it can become useful for their own convenience.“ Nacpils Schluß: „The most missionary service a missionary under the present system can do today to Asia is to go home! And the most free and vital and daring act the younger churches can do today ist to stop asking for missionaries under the present system.“³⁾ Ich weiß aus Gesprächen mit meinen indischen Kollegen, daß viele von ihnen ähnlich denken.

9. These: Was gegenwärtige westliche Mission in Indien am meisten braucht, ist die Fähigkeit zur Selbstkritik, zum Zuhören und Umdenken. Das gegenwärtige System befreit nicht von den entscheidenden Abhängigkeiten.

Buße ist gefragt, keine Selbstrechtfertigung. — „Wir können nur dann glaubwürdig gegen die Rechtsverletzung durch andere Zeugnis ablegen, wenn wir eingestehen, wo wir versagt haben, und uns selbst dem Urteil Gottes aussetzen. Das Wissen um eigene Ungerechtigkeit darf uns aber nicht daran hindern, Unrecht Unrecht zu nennen — bei uns selbst nicht weniger als bei anderen“ (Erklärung der 6. Vollversammlung des LWB).

Indischen Christen wird von den eigenen Landsleuten eine zu starke Bindung an den Westen vorgeworfen. Gandhi nannte die indischen Christen „denationalized“. Diese Bindung mag ihre historische Berechtigung gehabt haben, um die Ausgestoßenen und Rechtlosen in einem unmenschlichen System zu schützen. Heute droht der Paternalismus zum Hindernis zu werden für die Verbreitung des Evangeliums. Es ist nicht einzusehen, daß indische Christen weithin europäische Kirchen-Strukturen, westlichen Konfessionalismus, westliche Musik, westliche Liturgie, Talare, Architektur, Frömmigkeit, Gebetsformen etc. übernehmen. Die westliche Überfremdung geschah so perfekt, daß inzwischen die meisten indischen Christen gar nicht anders können, als die Augen zu den westlichen Bergen aufzuheben, von denen noch immer die einzige Hilfe zu kommen scheint. — Es ist jetzt bereits 70 Jahre her, als der christliche Dichter von Maharashtra, Narayan Vaman Tilak über die indischen Kirchen sagte: „Let the building be ever so simple, but let it be your own. Build the church with your own hands, live on one meal a day, endure privation, but build your own church. How long are you going to drink water from another hands? How much longer are you to remain like a cat with its nose in the dish? It is a century since you became Christian. Are you still to remain children only able to crawl?“

Im Jahr 1966 hatten alle weißen Missionare unser Nachbarland Burma zu verlassen. U Ba Hymín, Präsident des Burma Council of Churches, schrieb 10 Jahre später: „At first it was hard to shoulder our responsibilities and some people had to take on five or six jobs, but we have become stronger. Now we can see it was the naked hand of God at work.“ — Es ist eine

erhebliche, innere Aufgabe in einem Land und in einer Kirche, die den Missionar in gewisser Weise „braucht“, so zu leben und zu arbeiten, daß man überflüssig wird, zumindest ersetzbar. Und daran führt kein Weg vorbei. —

10. These: Wir stehen nicht am Ende christlicher Mission. Aber wir brauchen einen neuen Anfang!

Ich gehe davon aus, daß die Zahl westlicher Missionare im pädagogisch-diakonischen Bereich in Indien weiter zurückgehen wird. Die Tür für den theologischen Dozenten scheint weiterhin offen zu bleiben. Wird er noch gebraucht?

Ja, wenn er sich in jeder Beziehung bereithält heimzukehren. Der Langzeit-Missionar muß die Ausnahme werden. Er neigt in der Regel dazu, sich einem Gesellschaftssystem mit den Jahren anzupassen und verliert den kritischen Abstand. Thesen, wie die hier vorgetragenen, wird er als Bedrohung empfinden. Er droht vom Tempo ökumenischer Bewußtseinsbildung überholt zu werden; von der geistigen Entwicklung seines Heimatlands erst recht. — Sendungsbewußtsein kann zur frommen Ideologie werden, mit der man sich gegen die hier vorgetragenen ökumenischen Einsichten sträubt. Einladungen indischer Institutionen und die Sendung durch die Missionsgesellschaft oder Heimatkirche entbinden nicht von kritischer Beleuchtung der gegenwärtigen Aussendungspraxis. Die Tatsache, daß ein Missionar ein billiger, qualifizierter (hoffentlich!) Mitarbeiter für die Empfänger darstellt und oft der Brückenkopf für finanzielle Forderungen, und die andere, daß die Aussendung weiterer Missionare die Existenz der Missionsgesellschaften rechtfertigt, sollten zwar nicht als stichhaltige Motive gelten dürfen, aber realistischere Weise mitbedacht und nicht mit frommer Sprache verbrämt werden.¹⁾

Ja, wenn er bereit ist, sich mit den Leiden, Nöten und Hoffnungen auch der Ärmsten zu identifizieren in Wort und Tat. Das erfordert große Opfer, geistige Beweglichkeit, seelische Stabilität und Sensibilität, radikale Änderung des Lebensstils, theologische Reflektion ge-

sellschaftlicher Fragen, Verzicht auf Trennung von Hand- und Kopfarbeit, aktive Teilnahme an sozialen Aktionen („Doing Theology“).

Ja, wenn er aufhört, sich als der Überlegene zu geben und anfängt, sich und seine eigenen Übersetzungen infrage zu stellen. Das impliziert permanentes Gespräch mit einheimischen theologischen Stimmen und das partnerschaftliche Entwickeln theologischer Interpretation im Fragehorizont derer, die auf Hilfe und Befreiung warten. Mit bloßem Dozieren und Vorkauen westlicher Weisheiten und exegetischer Einsichten ist es jedenfalls nicht mehr getan. Kritikfähigkeit, Kreativität und Selbständigkeit des Studenten müssen vornehmliches pädagogisches Ziel werden; dieses Ziel wird gefördert durch ökumenische Weite, Selbstkritik, und Sensibilität auf Seiten des Lehrers, es wird verfehlt durch konfessionelle Enge, Pedanterie und die bornierte Überzeugung, daß nur man selbst gültig und voraussetzungslos die Bibel zu lesen imstande sei.

Ja, wenn er von einer Missionsgesellschaft ausgesandt wird, die zusammen mit dem Missionar die hier angeschnittenen Fragen reflektiert und gegebenenfalls auch unangenehme Konsequenzen daraus zieht. Es ist zu überlegen, wie die indischen Partner und die Entsendestelle die Freiheit gewinnen, einen Missionar u. U. gegen seinen Willen abzurufen. Umgekehrt ist zu bedenken, wie herkömmliche Strukturen so beweglich werden, daß ein Missionar oder dessen Frau am Einsatzort von sich aus neue Schwerpunkte setzen können, auch wenn sie Traditionen sprengen.

Ja, wenn alle Beteiligten bereit sind, traditionelles „Mission-Compound-Denken“ aufzugeben. Wir brauchen keine Enklaven westlicher Kultur und Überlegenheit. Keine Beschneidung mit westlicher Theologie ist Vorbedingung für die Gemeinschaft mit Christus. Wir brauchen mehr Vertrauen in das Wort als in Geld und Spezialisten, in das Wort, das Europäer und Indier verwandeln kann.

(Pfr. Dr. H. H. Günther, Mack House, Serampore 712 201, Hoogly District, West Bengal, Indien)

Anmerkungen:

- 1) „Ein Christ wie Nyerere bittet die Christenheit, auf diesem Gebiet nicht dem Kommunismus alles zu überlassen.“
- 2) The Secular Ideologies of India and the Secular Meaning of Christ, Madras 1976, S. 194
- 3) Indische Beiträge zur Theologie der Gegenwart, ed. H. Bürkle, Stuttgart 1966, S. 166
- 4) Das ist ja die eigentliche Botschaft für Indien: die zentrale Betonung muß liegen auf „doing the will of God or responding to the purpose of God in the historical realm, and not on philosophical vision or mystic union. Salvation is of man as historical being and it invests history and human freedom and action in history with ultimate spiritual significance.“ (M. M. Thomas, op. cit., S. 194)
- 5) Missionary Service in Asia Today. A Report on a Consultation Held by the Asia Methodist Advisory Committee, Kuala Lumpur 1971, S. 78 f.
- 6) Günther Schultz, 1951–56 Dozent in Ranchi, hat die Berechtigung westlicher Dozenten, auch auf Einladung anwesend zu sein, vor 25 Jahren in Frage gestellt: s. Partnership in Obedience, Revolution in Missions, The Popular Press, Vellore 1957, S. 72 f. und: Kein Platz mehr für Weiße. Das Dilemma der Mission, unterwegs-Reihe Nr. 3, Berlin o. J.

Kritische Stimmen zur Präsenz westlicher Missionare in Asien

The bondage of the Indian Church to Western ecclesiasticism, Western theology, Western money and personell was pointed out by all speakers, and there was a unanimous agreement that what is needed is liberation from this bondage and to assert our freedom to be what we are.

T. V. Philip, Director of the Senate of Serampore College, in his report about the National Conference of Theological Teachers, Bangalore June 1978.

In der theologischen Ausbildung liegt immer noch der Ton auf dem Verstehen der vorgegebenen Elemente der christlichen Tradition und weniger auf ihrer zeit- und ortsgemäßen Interpretation. Abhängigkeit von theologischen Büchern, die im Westen und für den Westen geschrieben wurden, ist ein verwandtes und ernstes Problem. Der indische Theologiestudent weiß daher weniger über indisches christliches Denken als über westliche Theologie. Die an indischen theologischen Hochschulen gelehrt Theologie ist in hohem Maße eine aus dem Westen importierte „Topfpflanze“, die sich zudem noch nicht im indischen Boden eingewurzelt hat. Theologie wird erst dann wirklich einheimisch werden, wenn sie aus dem tiefen Interesse der Kirche am Verständnis ihres Glaubens genährt wird und wenn sie diesen Glauben für den indischen Menschen so faßt, daß er in seiner jeweiligen Situation dem Wort Gottes gegenübergestellt wird.

J. R. Chandran, Bangalore

Wir können heute nicht von der Kreuzesnachfolge der Christen sprechen, ohne dabei an das Leid zu denken, in dem große Teile der Menschheit leben müssen. Es ist nicht nur ein individuelles, sondern auch ein kollektives Leiden, das seine Ursachen in ungerechten sozialen, politischen oder ökonomischen Strukturen hat. Jesu Leiden und Sterben hatte gleicherweise theologische wie politische Ursachen, die eng miteinander verquickt waren.

Ohne die Befreiung von politischer Unterdrückung wird die Befreiung von Sünde, Tod und der Gewalt des Bösen spiritualistisch und personalistisch. . . . Die menschliche Sünde pervertiert alle gutgemeinten Pläne. Statt anderen dient man sich selbst. Deshalb muß die Kirche einerseits konstante Selbstkritik üben und andererseits gründliche soziale und politische Analysen als Basis für ihr soziales Handeln erarbeiten. So wird sie erkennen, daß weder sie noch irgendeine christliche Gruppe oder Partei die bessere Einsicht und Interpretation hat.

Studienbuch zur Vorbereitung auf die VI. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes.

The young people in my own country have a name for missionaries and ecclesiastics. They call them „clerico-fascists“. Emerito P. Nacpil, Philippinen

Foreign missionaries who come from the west are tied spiritually, economically, socially, far more firmly to New York und Paris and London than they are to Delhi or Madras or to the Christian Church in this country. People have said for years now that the foreign strand in the life of the Church here prevents the Church from „incarnating“ Christ – its real vocation . . .

A Mission Board is paying for a foreign missionary couple the rent for an apartment which is as much, or more, monthly than the wages of 20 Indians – and not the poorest at that – who have to support themselves, their wife, their children, from their pay.

C. Murray Rogers, Bareilly, India

Können Indien-Missionare ernsthaft darüber urteilen, ob der Ast abzusägen sei, auf dem sie sitzen?

H. Günther

ans HOW, New Delhi, Mr. 7/8-81

Tribals of Chotanagpur

Interlated aspects of erosion of tribal culture and the problem of assimilation into the mainstream

A penetrating analysis of a complex problem

BY

ALEXENDRA E. GEORGE

"AN inferiority complex runs in our blood," says Father Albinus Minz, an Oraon Roman Catholic priest and practising lawyer of Ranchi. He would trace the Hindu perception of the autochthone as an outcaste from the times of the earliest Aryan invasions into the subcontinent which he claims pushed the aborigine further and further into the forests into pockets of isolation as the Hindu kingdoms expanded and developed into centralized states. However, there is considerable evidence to show that there are many strong tribal bloodlines in the various Kshatriya dynasties in the first millenium A.D. and even earlier. But the fact that many aboriginal chieftains and their followers felt it necessary to accept Kshatriya status and a revised ancestry traced back to reputedly Aryan lineages from the Brahmin preceptors shows that even then there was a sense of inferiority which had somehow been inculcated in them.

The tribal problem today as it presents itself in South Bihar in its dual interrelated aspects of erosion of tribal culture, mainly from industrialization and the problem of assimilation into the mainstream through the very bottom of the caste system reflects a worsening of the tribal position socially and economically in relation to the dominant castes and classes. For previously, as

D.D. Kosambi has shown, many Rajput families had a tribal ancestry. According to this source, a tribal chieftain would feel intellectually inferior to the Brahmin priest mediating in the forest and would often adopt him as a preceptor and fountainhead of the modern knowledge of the day. The situation of the tribals in South Bihar may even be worse today in comparison to earlier times because, contrary to what Father Minz believes, the tribals were never considered outcasts within the caste system; rather the tribals were never classified hierarchically since they were never considered part of the Hindu social system. In fact the tribals were left much to themselves until the advent of the British when the capitalist economy brought the contractor and moneylender into the forests and this contact with a more advanced mode of production doomed the more primitive tribal way of life as Kosambi has shown.

The history of the Chotanagpur Hills since the British began administering the areas in the late 18th century has been one marked by resistance and rebellion from the tribals, particularly the Hos. Several agrarian revolts took place in 1831-32, the Santhal Rebellion occurred in 1857 and the Kol rebellion among numerous others. All of these were directed against the 'dikus' or outsiders who had entered the areas as moneylenders, businessmen and officials. It was also during this period that the demand for a Jharkhand state grew and in the 1840s the Lutheran missionaries were actually fighting alongside the tribals for a state of their own.

The break up of Chotanagpur Hills to make up four other states is viewed by some educated tribals as a deliberate step by the politicians in 1947 to prevent the tribals from consolidating themselves. Since then the government has adopted a systematic policy of colonizing the area to bring the percentage of tribals down through construction of industries and importation of a workforce from outside as well as through the appointment of officials from North Bihar. Even business and trade is almost entirely run by Marwaris and Gujaratis. Twenty five years ago the percentage of tribals in Ranchi district was 52 per cent but in 1980 it was 48 per cent. Comparing the 1961 and 1971 Census there was a decline in tribal population of all six districts of South Bihar, the greatest fall in the percentage of tribal population occurring in Dhanbad where it fell from 61.61 per cent to 58.08 per cent.

Dhanbad is the most industrialized area in Bihar and the Bokaro steel plant which supplies 25 per cent of the cooking coal in India is the biggest steel plant in Asia. The fact that the biggest decline in the percentage of the tribal population in relation to the total population took place here proves A.K. Roy's contention that the large industries, both public and private, are bringing in outsiders at all levels and the tribals are not even 50 per cent of the unskilled labour force despite being expropriated of their lands to make way for these industries.

According to A.K. Roy, the BCCL dismissed 6753 casual labourers between 1 March 1977 and 1 January 1981 while the managerial and supervisory staff increased from 22,749 to 23,557 for the same period and the

August 1981

time-rated staff also increased from 53,900 to 61,819. This retrenchment of labour has been due to mechanization in the nationalized coal industry. Despite the creation of skilled jobs on account of the mechanization none of the weaker sections were trained for the jobs but between 1 Apr. 77 and 1 Apr. 1980, when mechanization was completed, according to figures from a review by the Ministry of Energy on the Rajadhyaksha Committee Report, 8380 casual labourers were retrenched. But during 1980-81 almost the same number of extra staff were hired on piece-rates to man the mechanized coal mines. A.K. Roy, feels that these figures represent the replacement of poorer weaker sections of society, predominantly Harijans/Adivasis by more dominant castes, favoured by the officers.

The first workers in the South Bihar coal mines after independence were tribals and semi-tribals who generally worked in the unskilled mining jobs together with weaker sections from other states, especially from eastern U.P. and western Bihar. However, when some of the facilities increased, safety measures developed, job pay increases occurred and mechanization started other higher caste people began pushing for the jobs and removing the unskilled labour.

Over the past three years there appears to have been abuse of rules in the CCL coalmines at Hazaribagh and Kuru in the number of persons replaced under the VRS whereby sons and sons-in-law of Harijans/Adivasis have a right to the job of the relative retiring. At Hazaribagh out of 268 persons retired between 1978-1980, 80 were replaced by non-Harijans and non-Adivasis who were appointed as "dependents" of Harijans and Adivasis. In Kuru out of 602 persons retired 112 of those replaced were non Harijans/non Adivasis, appointed as "dependents" of Harijans and Adivasis. If these "dependents" were sons-in-law one cannot but suspect large scale marriages of convenience or wonder how long these lasted before the Harijan/Adivasi views were abandoned after the "dependents" jobs were secured.

The large-scale concentration of heavy and light industries, mines and coalfields in South Bihar has meant that there has been an acceleration in the erosion of the tribal culture compared to other tribal areas of India, for example Koraput district, Orissa or Bastar, M.P. The primitive and the modern world, which has doomed the tribes of Chotanagpur, coexist side by side in Jamshedpur, with its joint steel mill. Near the steel plant, hall mark of 20th century progress, tribal women can be seen putting dung patties to dry on walls of urban hovels. Last October lepers were living in tents nearby. With large scale expropriation of land for the construction of industrial complexes, the large scale influx of outsiders from North Bihar and other states domination of Marwaris and Gujaratis in trade and commerce, the tribals and Scheduled Castes, which together comprise 42 per cent of the population of Chotanagpur, have been deteriorating steadily in numbers over the years as the industrial sector, the most concentrated in the country, has been expanding rapidly.

The government's attitude with regard to Scheduled Castes and Scheduled Tribes communities is somewhat

ambivalent. On the one hand, the reservation policy is meant to uplift these weaker sections and help them obtain positions of self-respect within Hindu society. On the other hand, one questions the government's goodwill because on such issues as legally required payment of compensation for expropriated tribal land for public sector enterprises, in the majority of cases the tribals' compensation is felt to be grievously inadequate or delayed. Furthermore, in the majority of cases promise of unskilled jobs to tribals as part of compensation are only partially fulfilled. Almost all the Commissioner's Reports of Scheduled Castes and Scheduled Tribes have shown that the reservation quotas for lower echelon government jobs remain seriously underfilled, while U.P.S.C. recruitment to the higher cadres of the IAS and All India Services succeeds in filling their quotas annually. The suspicion arises that while the upliftment of the SCs and STs remains an ideal embodied in the secular Constitution, it is only translated into action at higher Union levels while traditionalist hierarchical attitudes towards lower castes and tribals continue to dominate relations in States and at a lower levels in Central Government echelons.

In 1943, 293 acres out of 643 acres of Adivasis' family land at Rajhanka villages in Singhbhum were expropriated to build a cement factory. Although some compensation and some factory jobs were given at the time, 33 years later, despite all the government welfare schemes for tribals, no one in the village has benefited from them so as to qualify for white collar or skilled labour employment at the factory. Sikhs on motorbikes and other 'outsiders' can be seen around the factory which is ruining the rest of the village land by the effluence of white smoke from the chimney which settles on vegetation for a few kilometres around.

To build the HEC complex in Ranchi 20,000 tribals were uprooted, no adequate compensation was paid and of those promised jobs only about 50 per cent received appointment. The project was completed in 1959 when about 16,000 workers from South India and West Bengal were brought in to fill the managerial, technical and skilled jobs. The tribals received no compensation for their land when it was expropriated in 1954 as HEC construction began but only after three demonstrations were organised before the HEC office in January 1962, May 1967 and January 1976, over 16 years later. According to Dr. S. Mukherjee, a well informed citizen of Ranchi, with a social conscience, the Adivasi families each received only 800 to 1000 rupees for their land. According to N.E. Horo, leader of the Jharkhand Party, HEC has expropriated thousands of acres which he claims will remain unutilized over the next 50 years. Some of the land is in Palamau and Hazaribagh. Dr. D. Minz of Ranchi claims no record exists of the resettlement of expropriated tribals and many go deeper into the jungles, as has happened in Palamau, east of Chandwa.

In fact instead of improving, the situation of the tribal population situation appears to be getting worse. After the nationalization of the coalfields in 1971, there was a large scale retrenchment of unskilled labour and in a single week 50,000 Adivasis and other weaker sections

lost their jobs and were replaced by people mainly from Bhojpur region of North Bihar. During the "efficiency drive" enjoined during the Emergency thousands were retrenched in mines and with rare exceptions they were all Adivasis or Harijans, an example of how directives from above are perverted into exploitative trends at lower levels.

Since the 19th century when the British began exploiting the forest wealth of Chotanagpur, the tribals have, little by little, had their land encroached upon. With the introduction of the capitalist economy the British allowed moneylenders and contractors to enter tribal areas to exploit forest resources. Various devices were used to deprive them of their land.

So much land was being alienated from tribals to moneylenders and contractors that the British passed Chotanagpur Tenancy Act (1916) which forbade any tribal land being sold without the consent of the Deputy Commissioner. But means were devised to evade the law through 'collusive title suits'. In 1969 the CTA was amended by the Land Restoration Regulation under which any land alienated in the 30 years up to 1969 in violation of CTA would be restored to the tribals if the latter applied for restoration in the courts. The courts have begun restoring some land but due to flaw in the law, after lower courts had restored land, many parties appealed to higher courts. According to a report in the *Statesman* dated August 31, 1980 out of 40,000 petitions disposed of in Bihar nearly 16,000 went against the tribals.

About 1905 when the Land Survey was made, most of the forest areas were under tribal occupation. Later when the Indian Forest Act was passed most of the areas were taken over by the Forest Department. As more and more areas are auctioned off to the forest contractors and with the loss or curtailing of traditional rights to use the forest for firewood, hunting and gathering of produce, the tribals have become poorer and poorer and sunk deeper into debt.

The Forest Department is in fact the tribals' main enemy as it is slowly strangling the Adivasis to death. Most of the forest areas in Singhbhum were under sal trees which provided the tribals with fruits and the seeds with nutrition in times of famine. But the forests are now being cleared by the Forest Department to plant teak for a World Bank Project. Worse still, most of the villages in the forest area around Gua and Singhbhum are not revenue villages and therefore not under blocks. Thus they cannot get loans or development aid and find themselves at the mercy of Forest Department.

While the tribals are accused of destroying the forest and illegally chopping down trees, huge parcels of land are expropriated for mining purposes. In Saranda can be found the best sal forest in Asia which the Adivasis have been accused of destroying. But 7000 hectares of their land has been taken for two big iron ore projects at Kiriburu and Meghatuburu and 'allotted' and another 300 hectares has been taken over for the depositing of iron tailings, a scheme that would pollute

the tribals' drinking water and further denude the forests.

The DFO has certain quasi-judicial powers regarding complaints of illegal tree felling. But contractors are rarely fined. If caught they have little difficulty in paying the fines. But thousands of tribals are caught and fined or jailed for forest offences every year simply because the forest has been their means of livelihood for centuries. Worse still in view of the loss of forest it is the government's refusal to concede the tribal's demand for the release of portions of forest land for agricultural purposes. With the whole machinery of the state on their side, the tribals are waging a losing battle with the Forest Department. Documents released by the Janata Ministry in 1978 list about 50,000 cases of forest offences by tribals of which 45,000 were finally dismissed. About one thousand tribals were in jail at the time, half of them being Pahadias of Santhal Parganas.

Denied their traditional right to the forest, the landless, tribal have been forced to fell trees for the contractors for a pittance merely to survive. The government gives contracts to fell in areas where trees are old but the Marwari contractors tell the tribals to cut trees in other areas in Singhbhum and to bring the trees assigned by the government. This is done in collusion with government officials who are paid off, according to an independent Tamil source in Chaibasa.

About three years ago partly for economic reasons the tribals of Singhbhum began going back deep into the forests to their ancestral graves from where they had been moved by the British in the last century and resettled in villages on the outskirts of the forest. After their return there they began cutting the trees and claiming the land as their own and at this point the contractors began encouraging the tribals to cut more trees for money, according to this same Tamil source. In this way crores of rupees of timber were cut down. Such acts can only be regarded as self-destructive because sal trees take twenty years to grow. Many have begun abusing their collective tribal right, *khunt katti*, to land which belongs to the clan or village. Since they are apprehensive that one day they will find the Forest Department cutting down trees on this land they themselves cut them for fear that they will lose everything. On the train platform at Ranchi between 5 and 6 a.m. many tribal women or 'headloaders' carrying bundles of firewood can be seen. Four to five sticks sells for two rupees and they have to bribe the police on the platform with 10 or 20 paise for each headload. Sometimes these women have to travel as much as 50 to 60 km. every other day. Another problem afflicting the Hos of Singhbhum, the main tribal group there, is the division of family land among sons causing fragmentation of land and making them almost landless. Their destitution is much that a weakening of the Ho family unit is occurring as many can no longer afford a traditional marriage ceremony and take to casual affairs started at weekly markets.

The 31 different tribal groups of South Bihar are heterogeneous both ethnically and in their mixed levels of economic advancement. While most of the tribes

such as Mundas, Hos and more primitive tribes are of Austric stock, the Oraons language is of the Dravidian family. There are eight primitive tribes in Chotanagpur, some at the food gathering stage, at the other extreme are the Christianized tribals, mainly Oraons and Mundas of Ranchi or the Santhals of Santhal-Parganas who are now largely settled agriculturalists. The eight primitive tribes are the Asurs and Birjias of Netarhat the Birhors of Hazaribad, the Mal Baharias and Sauria Paharias of Santhal-Parganas, the Hill Kharias of Singhbhum and the Korwas and Parahi-yas of Palamau.

The influence of the Christian missionaries on the tribals of Ranchi district, where the majority of the missionary educational work was concentrated, has been a progressive one for the tribals. Most of the reservation quotas for the Scheduled Tribes are being filled by the Christianized tribals of Ranchi as opposed, for example, to the more backward Hos of Singhbhum district where missionary activity was never strong. Out of 300,000 Catholics in Chotanagpur, 200,000 are Oraon and 50,000 are Munda, the rest mainly Kharias whilst out of 65,000 Anglicans, 45,000 are Munda and out of 150,000 Lutherans the majority are Munda.

The Jesuits have been responsible for building up the institutional infrastructure of the Catholic missionaries as it stand today, which the editor of the *New Republic*, the main Ranchi English daily, refers to as an "empire." The Catholic tribals can borrow money from the Catholic Cooperative, a credit society, which has a capital of 2 crores rupees. It was founded by one of the greatest of the Jesuit missionaries Father Paul Hoffman in 1908 who is also the author of the classical multi-volume work on the Mundas, the *Encyclopedia Mundarica*. The cooperative society functions in all the parishes and each village unit has several members. Although the bank's director is a Jesuit, "it is the money of the aborigines," according to one Jesuit missionary.

However, the influence of the missionaries is resented by many caste Hindus who claim that it is preventing a rapprochement between tribals and non tribals. According to Uttar Sen Gupta, editor of the *New Republic*, Roman Catholic, Anglican and Lutheran missionaries have built up powerful empires in Chotanagpur founded on the massive conversion of tribals. On this account a fusion between Hindus and tribals at this point would weaken the missionaries' institutions, one of the leading ones in Ranchi being the Jesuit St. Xavier's School for Social Work.

Despite the excellent education given by the missionaries Father Albinus Minzis adamant in the belief that all tribals have an inferiority complex when they come face to face with the Hindus. As one example, he cites the case of fourteen to fifteen tribal advocates in the Ranchi court are considered third class because they do not have the gift of oratory. He claims they are too frightened to speak in the court because they are hampered by their inferiority complex. But the tribal elite of Ranchi seems to have acquired the traits of the Hindu mainstream they have joined and have failed to address themselves to the

problems of other tribals. One such example is T. Bodra, former state forest minister, one of the richest among the tribals holding properties in Nayatoli, Ranchi. He has been accused of carrying out benami transactions in hundreds of acres of land.

The tribal elite is not alone in its loss of identity. In fact the erosion of the rich and varied tribal culture of Chotanagpur can be seen around Murmumela, an Adivasi mela held annually about 30 km. from Ranchi. One sees few tribals in costume and the poverty of the Adivasis can be seen from the scarcity of items for sale. There is a lack of opportunity in the dancing and most of those attending the mela are dressed in shirts and trousers which is an indication that the tribal culture is dying out.

Precisely on account of the indigence, the Christian influence notwithstanding, the Left is making new inroads into South Bihar. The influence of the Marxists developed over the past five years in East Ranchi in the Bunur area, in Sonathalu and Tamanu. According to N.E. Horo the Marxists began supporting the demand for a Jharkhand state made up of the original Chotanagpur Hill tracts because they have found that unless they support this demand they will not have an impact. The Naxalites have also begun activities in the Singhbhum, the Binod Mishra faction being active in MP and the Satya Narayan Sinha group in Singhbhum and West Bengal.

An attempt was made to gauge the state of tribals of Chotanagpur and the impact of government programmes for settling of nomadic tribes by visiting several villages at various locations in Ranchi district. Ichadaf village near Ranchi, has approximately 400 people divided into five castes—Rajputs, Kurmis, Lohars, Yadavs and Harijans as well as Adivasi families. Most of the land is owned by the Rajputs. While several of the Harijan families interviewed possessed land and others were landless agricultural labourers earning Rs. 3—4 a day, all the Adivasi families interviewed were in debt, one family being bonded labourers. One Harijan Ramga Ragwar possesses 6 acres of land and works in the post office. One Adivasi family Bandu Mahli has bonded himself for one year to a landlord for a share of food-grain and between 250-300 rupees a year. He says he has enough to eat for nine months of the year but during June, July and August he weaves baskets for a livelihood. His father is living in a village in the interior of the forest and his aim is to educate the children.

Another Adivasi family Punit Mahli has become a bonded labourer from a Rs. 200 loan he took 19 years ago. The landlord let the debt accumulate into accumulated interest until he could take over two out his five acres of land to cover the loan and interest. Today his family works on this land and the landlord still gets the produce after 19 years. The loan was taken to perform the Shraddah ceremony. So as not to starve he gets odd jobs such as road repairing and sells kendu leaves.

Many of the villagers are in the clutches of South Indian moneylenders from Madras as well as Punjabi money-

lenders, who stay in Our manji and spread out into the villages. If a villager fails to pay his debt after a ten week period, the moneylenders come and take the villager's utensils away and threaten them.

Health care is very difficult as the nearest dispensary is 8-10 km. away and one baby has advanced polio but has never been to a doctor.

In eastern Ranchi where many of the villages are very poor, many families go to Punjab, Assam and earlier to Andamans to find work in a bad crop year. In the Adivasi village of Chingri near Netarhat made up of several tribes, although many have land, they do not work as they are too poor to buy ploughs. There is no government school. Last summer five families went to Punjab to work as servants although the village chief, a naukri admitted that they only go as servants when there is famine. Other families have earlier gone to Andamans to work as coolies or cut wood in the jungle and brought back money. One family has been there for 13 years,

In one of the poorest village visited last October called Akir, in the same vicinity as Chingri four tribal girls had been taken away by some men about six months ago, according to the mother of one of the girls. While three of the girls returned claiming they worked as bricklayers, they do not know where they were taken. They say they were separated and paid Rs. 4 a day for bricklaying. The mother of the missing girl who is called Gormi Basanti has no other relatives.

A few kilometres away from Chingri are two villages, Beti and Jehangupta, where the government has settled Birhors and Asurs, primitive tribes at the food-gathering stage who used to live in the jungles. At Beti, a Birhor village, the government has built mud rectangular huts which have been crumbling for the past years. The Birhors have sold the tiles of the roofs of the huts and have replaced them with the traditional roofing of leaves. Out of the 30 families originally settled here, 14 have gone back to live in the jungle. In the process they sold the cattle and goats the government gave to each family. However, in the winter some of the families return "as life in the jungle is too hard then."

According to one social worker working with the Birhors in Beti they have little patience to cultivate and instead make string from sahir which they sell at Rs. 1 for a batch of string. Although the government provides seed for sowing, it is subsidized and never free. The Birhors claims that sometimes they have no seed to cultivate on their plots of land and go without food. This is probably because like the primitive groups, like the Wa of Yunnan province, they eat up the seed and feed it to their animals at one go when it is available. The Birhors are in the hands of South Indian moneylenders based in Banari village nearby because they find the procedure for filling out forms for low interest bank loans and the requirement of a guarantor too difficult to fulfil, according to the social worker. But now the BDO is preventing them taking loans from the moneylenders according to the same source.

The welfare officer said it is difficult to tell whether there is any corruption on the part of the BDO at

Bishnupur in charge of the area because "whatever comes from the government goes to the block itself, so we only see what they bring to the villages"

Despite the fact that Birhors are materially better off than when they were living nomadic lives in the jungles, the fact that over half of those originally settled at Beti have gone back there permanently has a significance that should not be missed. Namely, that a way of life close to nature providing material goods has more value to certain societies than life in an ordered state where material goods and comforts are available. In fact, the term 'backward' used to describe tribals, and particularly the more primitive tribes, is based on a value judgement founded on a misconception which consequently has endowed the term with negative connotations. The tribal way of life, close to nature, is conceived as something barbaric, a 'life in the dark' which is as unrealistic as Rousseau's conception of the 'noble savage' was overromanticized. Government officials and bureaucrats in this country are convinced that by elevating the tribals by 'detrribalizing' them through education and bringing them into the Hindu mainstream they will contribute to their mental and physical well-being. But nothing could be further from the truth as a visit to one of the few remaining secluded primitive tribes, the Upper Hill Bondas of Koraput district, Orissa, demonstrates.

The money economy has barely penetrated this matriarchal tribe and only a few of the the wealthier families walk the 15 km. down from the hills to the local Sunday tribal market. Even here the goods for sale are few compared to remote rural markets in other parts of India. But precisely because the 50 square miles of hills and forests in which the 31 Bonda villages are located have never been encroached upon by government (for example, the area is still unsurveyed), unlike the tribals of Chotanagpur, the Bondas have retained their wealth based on their land, mostly paddy fields, and their unlimited rights to the forests. Lack of material goods, education and health care which we equate with progress has nothing to do with the advancement of mental and physical well-being with which ironically the term 'progress' is equated with in the modern world, as the Upper Hill Bondas show. They lack the material goods, education and health care which we equate with progress. These ought, in theory, to mean the advancement of mental and physical well-being. The experience of the Upper Hill Bondas shows ironically that in the practical processes of 'development' the equation does not always apply.

However, if their per capita income is calculated it would be negligible. But they have plenty to eat being expert rice cultivators and having plenty of forest land which provide a balance diet. They live in spacious warm dwellings and their clothing, however, scanty, is adequate to their needs. The basic human requirements of food, shelter and clothing are thus met and they are far better off than resident of an urbanized slum. Even more important their quality of life produces an exuberance that is sadly lacking in the careworn struggle for existence of the pavement and slum dwellers.

The greatest loss to which a tribe, clan, or nation can
(Contd. on page 20)

(Contd. from page 8)

Cost of living is cost of production of labour

Thus Rs. 21.35 is cost of minimum living for a labourer family. In other words it is the cost of production of labour i.e. the cost that a labourer couple has to incur to produce one days labour. It is an almost accepted principle now that the farmer should get cost of production for his produce. Similarly the labourer also should get his cost of production of labour.

Wage rates and justice

This rate (Rs. 10.70) may appear too high to some people, only because we are accustomed to a very low unjust figure of Rs. 4.

These wages are scientifically calculated to provide the necessary calories and proteins from the cheapest source (jowar and pulse) and to provide other necessities of life at the present level of actual consumption by the poor (and not ideal level). Hence they are minimum.

Three things must be borne in mind while thinking about these rates.

(i) Rs. 21.35 per day \times 26 days of work per month = Rs. 556 per month will be the income of a family of 5.6 persons. This is still within the limit of average per capita national income of our country. So our economy can provide such wages—provided the exuberent incomes of few other people is slashed down. This is, afterall, a question of political will. The calculations developed in this article would at the most give scientific rational support to such will or to the efforts towards such end.

(ii) Minimum wage or E.G.S. are not merciful reliefs or doles offered by the Government to the labourers. This a legal right of the labourers and pledge and responsibility of the government of Maharashtra.

(iii) When I discussed these calculations with Mr. Page, his immediate reaction was, "If we accept your suggestion of I.C.M.R. figure of calory requirements, then we will not give the 60% margin we have provided for the other expenses of life."

This is going back on ones own words. Page committee in its report

(1973) has made very clear recommendation to the Government that "Even though the committee has made an attempt to provide some suitable basis for the wage structure, the committee is conscious that method is not free from difficulties or absolutely free from errors. However whenever revision is necessary the committee hopes that this base will be adhered to by the Government."

I have made these calculations using the same basic method evolved by the Page committee and have only corrected some errors on the basis of scientific facts and figures. So the committee or Government can't reject this method just because they don't find it convenient now. When there is Government of the same party in the state and same Mr. Page is the chairman of the revision committee, both of them are morally bound to adhere to this method and accept these calculations because it is their proclaimed pledge.

Some practical suggestions

To make the implementation of these wages more practically possible, I have only 2 suggestions.

(i) The farmers may find it difficult

to give these wages at the present cost of agricultural produce. But the wages can not be reduced due to this reason because they are already minimum. The solution is to calculate the cost of production of agricultural produce with this new level of wages—either for hired labour or for family labour—and the farmer should get such cost of production for his produce. Such step will also take care of Dr. V. M. Dandekar's suggestion of starting the calculation of agricultural produce not from farmers but from the minimum wages to the labourers.

(ii) The daily wages calculated here are based on the calory requirements after 8 hours of heavy work a day. But some labourers on daily fixed wages in E.G.S. might not put in sincere 8 hours labour. The solution can be to keep the daily wages in E.G.S. slightly low say Rs. 8 per day—and to fix the rates of work on task basis such that after sincere and heavy work of 8 hours the labourers couples should be able to earn Rs. 21.35 This will put the responsibility on the labourers to do sincere work to earn the minimum wages.

Grassroots Experience

Adivasis, Landlords, Moneylenders and the Police

Report of a combat between poor peoples, organisation and oppressors' violence.

Eyewitness account from a small town in Maharashtra

This is the report of the experience of the poor and the oppressed in Ganjad, a little-known town, in a remote part of our country. But it is by no means an exception. Similar incidents occur frequently in other areas as well and the questions this raises are universal for our system.

On the 21st of July 1981, Ganjad was full of expectation. Ganjad a small town, 14 kms to the east of Dahanu Road Station (WRly) was buzzing with activity and expectation. The atmosphere was tense. And the cause of the tension was not difficult to explain.

The Kashtakari Sanghatana was to hold a public, peaceful, protest

meeting at Ganjad. Police had turned up in numbers, armed to the teeth with rifles and lathis. There were four police sub-inspectors and even the sub-divisional police officer, Shri Kale. There were lady police and plainclothesmen too! But all of them were sitting in and around the shops of the local moneylenders and exploiters. And there was no denying the message they were conveying: they were there to protect the vested interests. For under their shadow they were helping themselves to tea and snacks.

The public meeting began at about 2.00 pm, about a hundred or two hundred meters away from the shops. It was held on a hill top, overlooking the surrounding. About 400 adivasis had collected. This inspite of the rain, and during a season of ploughing. They had left their ploughs in the fields and turned up for the meeting. Slogans and songs rent the air. They denounced the high handedness of the moneylenders, the collusion of the police with the vested interests, the harassment at the hands of the police and demanded justice and their basic human rights. The speakers were all adivasis. Varu Sonawne of the Shramik Sanghatana spoke of the need to unite to fight for our rights. And he gave a vivid and recent example of collusion of police, SRP and the vested interests to fight against the interests of the poor in Dhule district. Rambhau Vadoo of the Bhoomi Sena spoke also for unity. He too gave a recent example that took place in their area, where the landed gentry beat up the adivasis who had been demanding minimum wages. Jayram Bonar and Bhinwa Ghimbal of the Kashtakari Sanghatana corroborated what the others said. And all pointed to the need of uniting ourselves to fight injustice and the class system, that protects the rich and impoverishes the poor and the oppressed.

Pressmen, Raajan Chavan of Mumbai Sakaal and his photographer Devdat Kakde, alongwith Motiram Bakal and B.K. Raut were witness to the meeting and wondered why inspite of heavy rain, the people gathered there did not move, but listened with enthusiasm to the speakers. Former sarpanch Shri Lahanu Dhindhia also spoke and

corroborated the fact of exploitation. The police made copious notes, while from a distance and under the protection of the police the landlords and moneylenders listened in pindrop silence to what the adivasis were saying, that there is a limit to human endurance.

One needs to go through the background to understand why this meeting was at all held and necessary. And also to understand the plight and the conditions of the adivasis who are supposed to be awake but still very much voiceless and silent!

Ganjad is a village with about twelve hamlets and a population of over two thousand adivasis. Only about twenty-five people are non-adivasis and they are either Marwaris, kumbhars (potters) or lohars (blacksmiths). But these twenty-five are the moneyed community who control not only Ganjad but nearly the whole taluka of Dahanu. The whole village is spread over a radius of three kilometers. In one of the hamlets called Dassarapada, the residents are almost totally katkaris (semi-nomad adivasis). The rest of the adivasis are Warlis. The Katkaris soon after the rains go to find odd jobs for survival. This year when they returned, some from the brick kilns, others from the forest coupes, some from the contractors' clutches, they discovered in their hamlets 32 new houses. These new residences had been build in their absence and there were a number of queries in their minds. So they approached the Kashtakari Sanghatana, and an activist was deputed to investigate and find out facts for himself to ascertain the truth.

Some of the facts discovered were startling. There are nearly 150 families of the Katkaris in Dassarapada of Ganjad village, Dahanu taluka. They total nearly 450 people. And except for a handful, go out after the monsoon to work. This year when they returned at the end of May 1981, they discovered to their surprise that 32 new structures had been constructed. This in place of the old. Earlier about four to five years ago, the people remember something similar had happened. Under some twenty point programme 32 huts had been constructed for thirty-two families. The huts were

10' by 10', had four vertical wooden posts or pillars, and four horizontal posts and a number of wooden strips to hold the thousand or odd tiles on each house/hut. They had then welcomed the huts. But only 32 families had received them. And the houses were a bit too tiny for more than the half the families who are freedom loving and on the move all the time. And so some had abandoned them, others had kept their cattle in them, and they were of late falling apart !

This year when by the end of May, the Katkaris returned, they discovered to their surprise new houses on the site of the old, and the old ones simply disappeared. Houses had been constructed of bricks with mud paste, and plastered with cement and sand. The roofs had been covered with six asbestos sheets. The welcome sight soon brought some unwanted news : the tiles, the wood, and a number of 'possessions' of the dwellers of the old houses had just vanished, disappeared. And for this reason, the Katkaris had approached the Kashtakari Sanghatana to come and investigate.

Accordingly, on the 9th of June 1981, about 17 affidavits were filled by the people. Fifteen were either not there or were not willing to file the affidavits. They were too much under the domain of the landlords and the powers that be. Further investigations pointed out to the fact that the local talathi the sarpanch Govind Babji Dalvi, the asst. sarpanch Narottam Kumbhar, Harish Beraf, Raosaheb and Bhausaheb were all involved in spiriting away the wood, tiles and the belongings of the absent adivasis. When the investigation being done by the Kashtakar's Sanghatana fell on the ears of the moneylenders, they summoned all the Katkaris and warned them that if they went to the Kashtakar's they would forfeit all help, they would not get consumption loans, neither would they be employed and more the government would not help them in the future with any projects or programmes. So they must choose. Besides if they chose wrongly, they would be beaten black and blue ! Fourteen dropped off and only three remained who would give testimony to the construction of the houses in their absence, and

the thefts of their household articles. The houses had been built in the month of Shimga that is March, when all the people were busy at work elsewhere, far away from the village.

Not one of the people knows on what basis the distribution of the houses was done. What they do know is that at least one Janya Mahadu Sawra, a passive activist of the Congress, got three houses. One for his eldest wife, Janki, the second for the son of the eldest wife, who is just 15 years old, not yet married and named Tanya, and the third one himself and his youngest wife. Some of the houses are being used to tie goats and cattle, nearly a dozen are still lying vacant, vacated by the adivasis, for according to them, "A jail has more place to move about freely. Besides it has only one door !" The children use some of the structures for toilet purposes during the monsoon !

Rearing of Goats

While the investigation of the house construction was going on, another problem cropped up. In the beginning of June 1981, about fifteen other Katkaris families (not occupying the new structures) had been given six goats each, totalling ninety goats. Each family was given one he-goat and five she-goats. The goats had been brought from Bhivandi they say. But one day suddenly thirteen goats died, and a couple of days later two more died. All the fifteen goats belonged to three families. And now these families were left with just one goat each. And no one seemed to know any conditions that were set while giving the goats.

When we enquired as to how the goats died, the people spontaneously replied, "Dev lagla"—they were taken by the gods. "The pasture land belongs totally to the Sawria goddess, and while the goats went for pasture, they must have crossed the path of the goddess. The goddess got angry and destroyed the goats. We must not anger the gods. The goats are making them very angry. Our god Sawria must be left in peace."

Before an application could be made to the Collector, the Asst. Sarpanch

Narottam came, pressurised the people and made them withdraw their applications, under threat of boycott from loans. And they were silenced once more.

Land Issue

While the investigations were going on about the houses and the goats, some of the Katkaris approached Ashok Goda with their land problems. They had gone to Arjun Kalangala of Kirkeepada of Ganjad with their problem. And Arjun had directed them to the activist of the Kashtakari Sanghatana. Accordingly on the 7th July 1981 their story was heard. The issue was the alienation of the ancestral lands taken away through fraud and force by the local moneylenders and shopkeepers and grass merchants. Mankya Soma Pawar, an elderly Katkari about 50 years old, and the uncle of Dhakia, Soni and Babu Kakdia Pawar related his story. The land immediately implicated measured about 25 acres, which had been misappropriated by Narottam Kumbha and sold to Shankar Lohar and Kaalia Parsi Baharam.

Accordingly on the 9th of July 1981, the three brothers Dhakia, Soni and Babu ploughed and planted their ancestral lands.

On the 11th July at about 12.00 noon, Dhakia Kakdia Pawar, his brothers Soni and Babu went to the Ganjad naka. They entered a hotel to drink water. Shashikant Lohar (also known as Rokarlal Vanmali Panchal) stood threateningly at the door. When Dhakia came out, Shashikant asked him, "why have you sown paddy in our lands ?" "It is our elder's lands I have sown in" Dhakia replied. "Then why were you asleep for so many years ?" Shashikant barked. "At least I am awake now" smiled Dhakia. "How much paddy have you sown ?" demanded Shashikant. "About fifteen kilos. I have still to sow more, but right now I do not have a plough" responded Dhakia. Shashikant Lohar, about 25 years old, a bit tough and the local moneylender and brick merchant, caught Dhakia by his banyan and dragged him to Sugand Nahar's shop, now owned by the son Janti Nahar. "So many years the land lords have been plough-

ing your land, were you dead then?" barked Shashikant and began raining blows on defenseless Dhakia, 20 years old. Dhakia tried to defend himself. In the presence of Janti's elder brother Dhakia was beaten. A blow on his side, felled Dhakia to the ground, where he was kicked on his legs and sides. Slowly Dhakia raised himself from the ground and limped back home, about a kilometer away.

About twenty-five adivasis looked on helplessly as they witnessed one of their brothers being beaten up mercilessly. For long they have been accustomed to the fact that intervention does not pay. And they watched the injustice in broad daylight, as they stood in the queue outside the moneylender's shop to ask for consumption loans.

Dhakia limped back home. He related to his mother what had happened. "Why make enmity with the landlord" the mother tried to make Dhakia understand. "After all we have always depended on him during our hard times". Slowly Dhakia limped to the neighbouring hamlet of Kirkeepada and met a local youth Arjun Ralangada. Arjun and Dhakia trekked back to Das-sarapada where two Kashtakari Sanghatana activists Ashok Goda and Bhinva Ghimbal had just come in. All sat together to discuss with the advice of the *kaka*, uncle Mankya Soma Pawar, they decided to go to the Dahanu Police Station and lodge a complaint.

Accordingly, Ashok Goda, Bhinva Ghimbal alongwith Dhakia, Soni and Babu Kakdia Pawar went to Dahanu police station. They boarded the Dahanu bus at Ganjad at about 4.00 pm. Shashikant Lohar and Thakur Lohar kept staring from outside the shop.

The case was registered at the Dahanu police station. Dhakia who was bleeding through his nose was given a note for medical certificate. But Dhakia got frightened of the 'needle', wiped his nose, and returned home without a medical examination. On their way to Dahanu they had noticed the car of Narottam outside Ashgad police outpost, about 8 kms from Ganjad and 6 kms from Dahanu. And standing there were Narottam, Thakur, Shashikant and

others. They managed to catch the 8.00 pm bus for Ganjad.

At about 9.00 pm the bus reached Ganjad. And not suspecting anything, the five, Ashok, Bhinva, Dhakia, Soni and Babu got out. The bus stop is just opposite the shop of Narottam. As they got off the bus all were allowed to alight first. Then from nowhere Narottam Kumbhar, Kaalia Parsi Bahram, Binoo Bhai, Shashikant Lohar, Thakur Lohar, Shankar Lohar, Ishwar Lohar and Amrut Lohar (tailor) all pounced on the innocent victims.

Babu Kakdia Pawar, the eldest brother stood by unrecognized and slowly in the confusion he slipped off and disappeared into the dark, frightened.

Soni Kakdia Pawar was caught by Thakur and Ishwar Lohar, but throwing both the assailants off, Soni just ran for his life and into the dark.

Dhakia was caught by three people. But he threw two of them into the fields, escaped from the clutches of the third and also ran for his life. It was dark and it was difficult to find his way home early to inform the others.

For sometime Raghya Dhahji Karmoda, a twenty-two year old Katkari stood by and looked on helplessly. And then just disappeared.

Bhinva Laksha Ghimbal, the activist of the Kashtakari Sanghatana was attacked by two people. But Bhinva dropped both of them off and into the roadside fields. Two more attacked Bhinva. His umbrella was snatched and also his bag containing two books of forms to be filled on information about encroachment), one exercise book of 200 pages, one three cell torch of Kranti brand, a Colgate toothpaste and toothbrush, a blue purse with Rs. 200/- Bhinva slipped and ran off to report to others.

Ashok Goda was left behind. And all pounced on him like hungry wolves waiting to destroy and devour their prey. And they beat the life out to him. Raghya Dhanji Karmoda, aged 25 years, who was watching the whole violent attack was threatened by Ishwar Lohar who yelled at him saying, "You do not stay here,

else we will thrash you too", Raghya ran for his life and disappeared.

No one really know what happened to Ashok Goda. Bhinva walked all the way to Shisne and with another companion, fellow activists tried his best to convince Ashok to go back to Bhavnagar in Gujarat.

Ashok is arrested. But requires hospitalization. And so he is hospitalised at the Government Cottage Hospital under police escort.

And all the while, the real culprits move scot free. They even patrol the Dahanu Jawahar road for Kash-takaris to be attacked. And what is more, the police are there in numbers to protect and safeguard the interests of the moneyed gentry! It is an open secret that the PSI Shri Gurule has been bribed to the tune of Rs. 8,000/-. The talathi too has been heavily bribed and blackmailed to falsify records. All the lower officials seem to have sunk deep into the mire of murck and money. And so all these happenings take us back to the meeting of the 21st July 1981 taking place at Ganjad at around 2.00 pm.

About 400 adivasis have come with red flags displaying the symbol of a raised fist and a balance. There are plainclothes police. There are other policemen and policewomen too. A blue jeep, a police van and Gurule's motorbike. There are rifles and and lathis and pistols, all displayed by the police. But the people who have gathered are not afraid of rifles and guns, for as long as they have a VOICE, they will speak out loud and clear, demanding justice and fighting for justice and for their basic human rights.

The pressmen are there too to witness the happening.

The adivasis have collected, the poor and the oppressed. Varu from Shramik Sanghatana, Rambhau Vadoo from Bhoomi Sena, Lahanu Dhindhia former sarpanch of Ganjad, and the activists of the Kashtakari Sanghatana. All ask the basic question: Why is justice denied to the poor? The unrecognised poor fighting for land in Dhule district have been attacked by the landed gentry and the police and the SRP have protected the culprits. In Palghar too, the landlords attacked the landless workers, and the police

protected the landlords. In Dahanu too, the landlords attacked the dispossessed, and the police protected the landlords. For whom are the police, for justice or for the exploiters ?

All who attended send a statement to the Mamlatdar to protest and to request an investigation into :

- (i) the landlords taking the law into their own hands and spreading violence and terror.
- (ii) the use of violence to prevent adivasis and poor from seeking redress and to regain the rightful possession of their ancestral lands.
- (iii) the inaction of the police of Dahanu, in spite of clear instructions from the DSP to conduct impartial enquiries.
- (iv) the unwarranted and illegal arrest of Sanghatana activists who are in fact victims of the brutal attack
- (v) the collusion of the local police with the local vested interests
- (vi) investigation into the frauds that have surfaced with regard to the houses, and the lands alienated from the poor
- (vii) the whole moneylending process that is taking place at Ganjad.

The poor and the oppressed affirm that they will not resort to violence to regain their lost rights. But they are prepared to fight through the law courts and the organisation. And that they will not allow such shameful acts to take place.

Only time will show for whom the government works: for the poor, the oppressed and the unorganised. Or for the moneybags ! ☐

(Contd. from page 13)

succumb is the loss of its culture and traditional values for this necessarily leads to its demise. This is precisely what has happened gradually to the tribals of Chotanagpur over the last two centuries. But the situation would be somewhat attenuated if the society eroding their culture could give them an equal place in the new order and if the latter constitutes elements which form a genuine synthesis and does not make them ashamed of their own traditional values. Unfortunately, attitudes of superiority which are strengthening more than at any time since Independence, means that the educated 'detribalized' joining the mainstream identity but his self-worth as he joins the lowest ranks of the Hindu hierarchy. Even the exceptions who rise higher do so at the cost of losing their own cultural roots becoming ashamed of these and thus developing an inferiority complex.

WEST BENGAL

Tribal workers in

Brick Industry

Demand

Fair Deal

'HOW' publishes here a memorandum submitted on behalf of the tribal workers engaged in brick industry in West Bengal. The memorandum reveals the appalling conditions of their work and existence and indicates some of the measures which need to be taken immediately to ameliorate their conditions.

THERE are nearly 850 brick making industry running in West Bengal in Bashirhat, Barasat, Nilganj and both the side of Ganges from Bondel to Budj Budj respectively. The Brick maker includes nearly 35000 Adivasi from Chotanagpur (and few from Gaya, Nalanda of Bihar) particularly from Singhbhum. Regularly tribal girls are being recruited from Chaibasa Sadar, Singhbhum, Bihar for Faijabad, Barabanki, UP and to North Bihar too. It is seen many girls are being sold in hats, bazars in cities and many were missing. There migrated labour because a good trade for the corrupt, unscrupulous, anti-social organisation. To-day the Industrial development makes extension & cities with Multi-stories buildings comes to black money holder's building of new multi-stories buildings at the cost of valuable lands of the teants and have sucked Adivasi Girls blood and flesh.

Division of Work in Brick Industry

1. Adivasi females (Reja) working in carrying bricks, loading and unloading.
2. These making "Kutchra" bricks are scheduled castes from Nalanda, gaya etc. They came with their families.
- (3) Other make dump earth and prepare it for bricks.
- (4) Those who make bricks in "Bhatas". One Brick factory owners buy paddy lands. Initially they buy from poor peasants who are in difficulties with a price four to six times more than local market value. Then they compel other peasants to sell their lands as the Bhatta's dust, roads and bhatta's working population spoil the best paddy lands. Here the owners engage the local Mustans for protection of brick field owners interest. These owners contribute a large amount in General Election Fund. The difficulties regional Adivasi Parties of Chakradharpur and police extracts money from Sardar's for tribal labour recruitment. The owners oblige them to exploit the poor tribal.

Reja's Wages

For then bricks (Kutchra) carrying at a time 3 to 4 hundred yards distance receive one tickly (token). 20 tickly into ten bricks equal to 200 bricks, for which wage is Re1—, for ten bricks (Pucca) at a time-distance 3 to 4 hundred yards get one tickly. For 44 tickly (equal to 440 bricks, get Re1— as wage. They can hardly earn Rs. 4.50 to 5/— a day.

Child Labour

Age 10 to 12 years are 25% of the total strength. They can hardly earn Rs. 10 to 15 a week. But an adult Reja earn Rs. 25/— to 30/— for six days work. But they receive Rs. 15/— a week only and a child receives Rs. 10/—. They can buy 4 kg. rice for seven days and a child labour hardly can buy 3 kg. a week. They take rice and salt only as their receive with a fixed Khoraki. The owners deducted rest of the wage and assure them that when they will return for village remaining wage is to be paid. Fact is that they never get the deducted wage any more. The cost price per thousand bricks is Rs. 80/— to Rs. 100/— and selling price in the market is Rs. 350/— to 450/— per thousand bricks.

Recruitment of Adibasi Reja and Coolies

The adibasi Girls of Singhbhum District are best carrying bricks on their heads very swiftly. In Singhbhum, particularly Chakradharpur, Girburu, Sonua, Chaibasa etc. are worst draught effected areas and famine is prevailing there. There is no irrigation and for agriculture they can hardly get a crop in a year. On the other hand Chirburu 200 unemployed rejas are in worst difficulty, passing through starvation death due to illegal lock out since March, 1979. Moreover in recent days military and police repression forced them to accept the jobs under brick owners as bonded labour. The female workers pull on with starvation and can live on forest roots but there is no means to buy cloths. So these girls come to the brick industry with the hope of buying sarees and clothes and to have a two square meals for themselves only. But not for the family. The Sardars take the advantage with the present socio-economic condition. These Sardars generally recruit unmarried Adivasi girls for the brick industry, as they can work hard as well as they can be sold out at any time for the owners.

Contravention of Labour Legislation

There is no eight hours bar as working hours. There is no National Holidays with wages. They get weekly payment on rest day instead of working day. There is no system of wages or measurement slip. There is no system to pay the full wages at a time. Rather the owner make part payment with the understanding that the due wages would be cleared when the brick field will be closed at rainy season. It is seen that the workers do not get the full due wages when they return home in rainy season. There is no register for wage payment nor they take any thumb impression on wages register, identity cards, attendance cards or employment cards are not maintained in the Brick field industry.

Minimum Wages

Minimum wages has not been introduced in the brick field industry so far. Daily rated male worker's wage is Rs. 5/—.

Working Hours

These workers are to join work by 6-00 A.M. and duty hours till sun-set or more.

Welfare

The adibasi workers are staying in "Ghoopris", Its space is less than a pig hole. A girl can not sleep in properly in rest. There is no lavatory in the Brick industry. No supply of Drinking water at working in hot summer days. There is no first aid/medical facilities in brick field industry. These tribal workers have no democratic rights to participate in political or Trade Union meeting. They can not leave Bhatta or Jhopri without the permission of Sardar or brick field owner. On rest day they can go to buy their fooding materials or other commodities.

The Adibasi Female Workers Prestige

Female sardars are generally seasoned and trusted workers of the owners. In their young age they were concubi-

ness of the owner. They now act on behalf of the owners and look after the owners interest. They get Rs. 30/— to Rs. 40/— per labour and they encourage and present the young girls to owners, supervising staff, truck driver and Khalasi and local mustans. The adivasi girls have no scope to protest and protect their chastity. If any girl refuse to surrender, then the girl is being locked up in a room and boalted, hot iron rod is being touched in body or she is being druncked havily, they are to hema horrible dark age condition. They present society overlooked it. These adibasi unmarried girls do not get any protection from women organisation. Trade Union and political parties against these bonded labour working condition. So, we demand and urge upon the Govt., Trade Unions, Women Organisation, Member Parliament and Assembly to take up the matter, in the name of Tribal Welfare.

- (i) Brick workers must be supplied with employment cards and attendance cards.
- (ii) Measurement slip and Wages Slip should be introduced.
- (iii) Payment of wages register and employment of workmen with full address to be maintained properly.
- (iv) Minimum wages should be introduced in the Brick Industry.
- (v) 8 Hours work with half an hour interval must be implemented.
- (vi) Brick industry owners must take licence from District Commissioner with full address and the Labour with identify photos.
- (vii) Govt. should appoint tribal Welfare Advisory concilior with the representative and social workers organisation and political parties working in tribal areas.
- (viii) Child labour act to be strictly enforced.
- (ix) Creche and Maternity provisions to be introduced.
- (x) Supply of drinking water at working hours to be enforced.
- (xi) Quarter with light, tube, well and latrine, bathroom should be provided.
- (xii) Trade Union rights to organise themselves, freedom to participate in TU meetings after working hours must be enforced.
- (xiii) An enquiry committee with parliamentary member to be set up on working condition and tribal girls in brick industry.

It is not only the responsibility of State Government but mainly of the Home Ministry, Commissioner Scheduled Castes and Tribes Govt. of India to take up the matter. In this matter, AITUC Unions are ready to co-operate from the recruitment spot to industry.

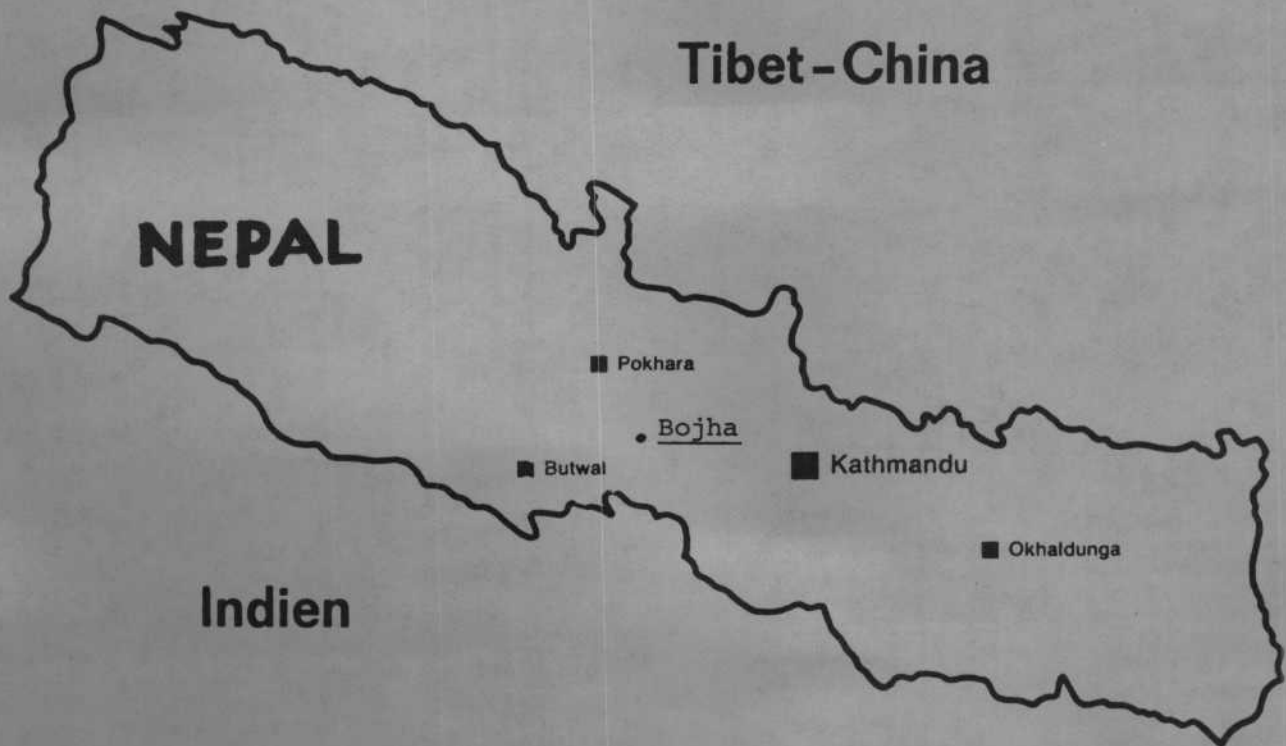
Laru Jonko,

P. Mazoomder

J A H R E S B E R I C H T 1981

aus Nepal

von Angelika und Hans-Martin Dietz



GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41
Tel. 030 - 85 10 21

Postscheckkonto: Berlin West 520 50-100
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00,
Kto.-Nr. 0407480700

Liebe Freunde,

mehr als ein Jahr sind seit unserem letzten Rundbrief vergangen und es hat sich in der Zwischenzeit viel getan.

I. Der jüngste Magara - Moritz Dietz

Von der wohl schönsten und einschneidendsten Veränderung werden die meisten von Euch schon gehört haben: am 6. September, morgens um 1 Uhr, wurde unser Sohn Moritz im Krankenhaus von Tansen geboren. Während unseres Urlaubs in Deutschland im Juli letzten Jahres wurde Angelika von vielen Leuten gefragt, ob sie nicht lieber in Deutschland entbinden möchte. In Nepal sei das doch mit vielen Risiken verbunden. An unserer Entscheidung, das Kind in Nepal zur Welt zu bringen, zweifelten wir jedoch keinen Augenblick, und wir waren dann auch sehr beeindruckt von der Natürlichkeit und Wärme, die uns bei der Geburt von Moritz umgab. Da waren keine übertriebenen Hygienemaßnahmen, die auch noch die Eltern-Kind Beziehungen sterilisieren möchten.

Mitte September zogen wir dann mit dem zwei Wochen alten Moritz zurück nach Bojha. Mit dem Rucksack auf dem Rücken, Moritz auf den Bauch gebunden und der Verantwortung noch oben drauf, lief der Vater voraus, und die Mutter kam auf noch etwas wackligen Beinen hinterher. Anstatt der üblichen acht Stunden benötigten wir siebzehn Stunden für den Fußmarsch. Zur Belohnung gab es dann in Bojha einen tollen Empfang. Jeder bestaunte Moritz und kniff ihn auch mal liebevoll in die Wangen. Inzwischen ist Moritz ein richtiger Magar geworden und erhält regelmäßigen Sprachunterricht auf dem Schoß einer alten Dame vom Dorf. Mit unseren Mitarbeitern übt er Nepali und Englisch, und wenn wir mit ihm in Deutsch reden, quakt er auch recht fröhlich. Angelika ist nun auch eine 'richtige' Frau geworden, und man kann mit ihr über Dinge reden, für die sie vorher ungeeignet war.

II. Ein Unwetter und seine verheerenden Folgen

Die kühle Zeit des Jahres ist wieder angebrochen. Die langen Hosen wurden aus der Kiste hervorgeholt, und für besondere Notfälle liegt ein warmer Pullover bereit. Nach einem regenreichen Frühjahr und einem guten Monsun konnte man eine sehr gute Ernte erwarten. Neu eingeführte Mais- und Reissorten übertrafen die Erwartungen. Der Traum, endlich mal keine oder nur wenige Nahrungsmittel zusätzlich kaufen zu müssen, wurde jedoch einem verheerenden Unwetter Ende September zerstört. Innerhalb weniger Stunden wurden 30 % der Reisernte vernichtet und große Flächen bewässerbaren Landes von den Flüssen mit weggerissen oder in Geröllhalden verwandelt. Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, um zu glauben, wie sonst kaum knöcheltiefe Bäche an diesem Tag Felsblöcke von der Größe einer Hütte mit sich führten. Überall, wo man hinblickte, sah man die klaffenden Wunden an den Berghängen, die nach den unzähligen Erdrutschen zurückblieben. Ein Dorf, in dem wir drei 7 Tage zuvor übernachtet hatten, wurde von Erdrutschen verschüttet, und zwei Leute starben. Die übrigen Bewohner verließen das Dorf. Da sah man Bauern vor ihren Häusern sitzen, die plötz-



Angelika, Hans-Martin und Moritz beim
Festessen für Moritz



Unwetter verursachen Erdrutsche
(Auf dem Absatz in der Mitte des Bildes
lag das Dorf, welches zerstört wurde)

lich zu heulen begannen.

In den Tagen zuvor beschäftigten wir uns öfters mit einer Frage, die überall und immer wieder aufkommt: Warum gibt es eine Gruppe von Leuten, die von Neuerungen nichts wissen wollen, obwohl sie sich ständig über ihren alten Zustand beklagen? Darauf wird es sicher keine einfache Antwort geben; ein möglicher Aspekt wurde uns aber nach dem großen Regen klar.

Da gibt es in Bojha einen Bauern, der schafft von früh bis spät, ohne sich auch nur einen Moment Ruhe zu gönnen. Er hat sich einige neue Felder angelegt und ist stets der erste, der Neuerungen annimmt. Im Laufe der Zeit konnte seine Familie eine etwas größere Sicherheitsspanne in der Nahrungsmittelversorgung gewinnen, als es die anderen Familie haben. Während des Unwetters verlor er am meisten. Seine Ingwerfelder wurde weggeschwemmt, zwei Drittel seiner Reisernte gingen verloren und die Hälfte seines bewässerbaren Landes ist einen Meter dick mit Geröll bedeckt. Die anderen, die sich gerne mal eine Pause gönnen und zum Jagen gehen, hatten zwar auch ihren Schaden, aber doch nicht in dem Ausmaß wie der Fleißige.

Nach einem solchen Unwetter mag sich mancher Bauer die Frage gestellt haben, warum er sich bis aufs Blut schinden soll, wenn ein Naturereignis, auf das er keinen Einfluß hat, innerhalb kürzester Zeit alles zerstört.

III. Projektalltag

Inzwischen ist der Alltag wieder eingekehrt. Er hat bei uns sehr verschiedene Gesichter, und vor Monotonie brauchen wir uns nicht zu fürchten. Die meiste Zeit verbringen wir in den Dörfern, an unseren Schreibtischen im Haus sitzen wir je nach Jahreszeit häufig nur am Abend oder späten Nachmittag.

Ein zentraler Teil unserer Arbeit ist durch "sallaha garnu" bestimmt. Dieses Wort kennzeichnet unser Projekt und heißt "sich beraten, diskutieren, zusammen nachdenken." In allen Stadien eines Programmes, beim Festlegen des Zieles, bei der Planung und der Durchführung spielen die Dorfleute die wichtigste Rolle. Unsere Partner können verschieden sein: Einzelpersonen, ganze Dörfer oder der offizielle Gemeinderat. Meist aber sind alle mit eingeschlossen.

Große sichtbare Institutionen wollen wir nach Möglichkeit vermeiden. Da die Bewohner in der Umgebung der meisten Entwicklungshilfeprojekte als erstes (und ab und zu als einziges) solche sichtbaren Institutionen wahrnehmen, hat man auch an uns gewisse Erwartungen, die sich in bestimmten Fragen äußern, wie "wo ist denn euer Camp" oder "wieviel Diener habt ihr denn im Büro."

Aber bei uns wohnen die Mitarbeiter übers Projektgebiet verstreut und nicht wie üblich in einem Camp. Damit können wir zwar die mit der Camp-Situation verbundene Isolation von der Bevölkerung vermeiden, jedoch bringen die Entfernungen zwischen den Teammitgliedern Verständigungsschwierigkeiten mit sich.

Im Unterschied zu den meisten Projekten besitzt unser Projekt auch kein Fahrzeug (für die vielen Fahrten nach Kathmandu, Butwal oder Tansen), was uns ein Stück näher an die Bevölkerung bringt. Jedoch lassen sich unsere Herkunft und unsere Vorstellungen von Effektivität nicht leugnen, wenn der Bus für eine 70 km lange Fahrt 5 Stunden braucht, oder man sich auf dem Weg von Bojha zur Straße die Beine aus dem Leib läuft, um möglichst rasch in die Stadt zu kommen, und der Bus doch erst mit drei Stunden Verspätung eintrifft. In solchen Situationen kommen Gefühle der Frustration auf, die aber immer nur kurze Zeit anhalten.

IV Angelikas Arbeit

"Was macht denn die Mutter vom kleinen Moritz jetzt? Arbeitet sie noch? Wenn ja, wie sieht diese Arbeit jetzt aus?" So oder ähnlich werden viele von Euch fragen. Ja, ich, Angelika, arbeite noch bzw. wieder, aber nur noch halbtags. Die bisherige Arbeit in den Dörfern brachte mir viel Erfahrungen, die ich jetzt auf dem Papier in Form von Berichten, Unterrichtsmaterialien usw. und in Trainings- und Weiterbildungsseminaren auswerten kann. Ab und zu gehe ich (wir, denn Moritz ist immer dabei) jedoch auch in das eine oder andere Dorf. Dort ist Moritz natürlich sofort im Mittelpunkt. Erstaunen kommt auf, wenn sie sein Alter erfahren. Die Kinder der Dorfbewohner haben in der Regel die Größe von Moritz erst, wenn sie ein paar Monate älter sind, als er jetzt ist. Dann kommt meistens die Frage, welche Nahrung Moritz bekommt: nur Muttermilch, nein, das können sie nicht glauben. So oder ähnlich komme ich unversehens in die Ernährungsberatung.

Aber ich habe auch Zugang zu Informationen, die die Frauen vorher nie mit mir teilten, wie z.B. den genauen Vorgang der Geburt eines Kindes. Oder einige Frauen beklagten sich, daß sie ihr Kind zu Hause lassen müssen, wenn sie zur Arbeit gehen. Zwar kommen sie nach einiger Zeit zum Stillen wieder zurück, aber wenn ihr Kind zwischendurch vor Hunger schreit, können sie das natürlich nicht hören. Sie erkennen dies auch selbst als einen Grund dafür, daß ihre Säuglinge so schwächling sind.

Ich bin sehr froh, daß der von mir begonnene Unterricht in Ernährung und Hygiene in den Dörfern jetzt von meiner Nepali-Kollegin und den freiwilligen Helfern fortgesetzt wird.

V. Hans-Martins Arbeit

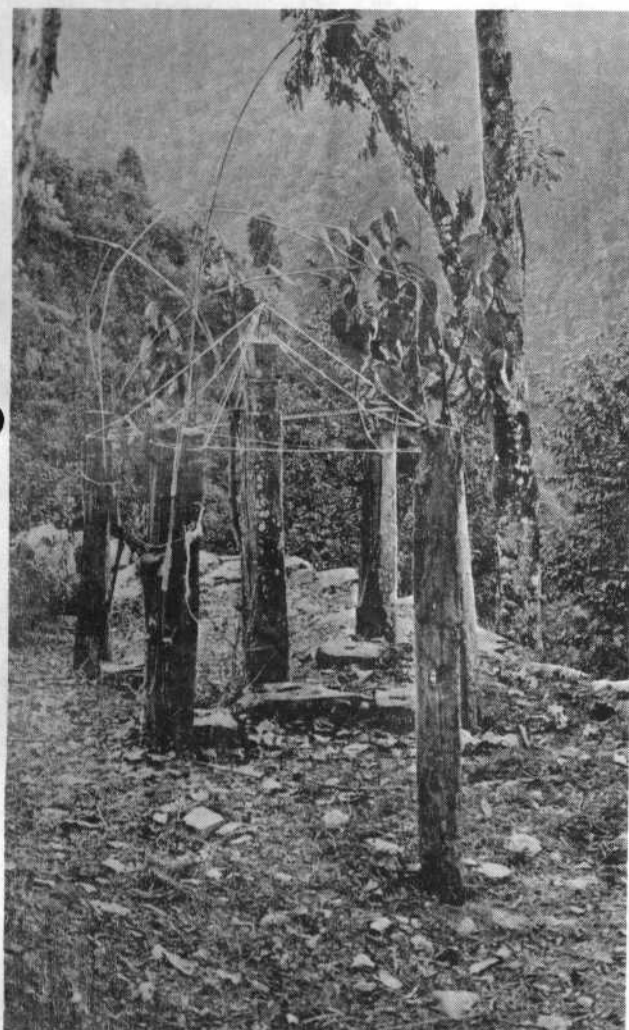
An der Stellung vom Moritz' Vater hat sich nicht allzu viel geändert. In Männerkreisen redet man über andere Dinge.

Meine, Martins, Arbeit konzentrierte sich in letzter Zeit auf die Gebiete der Getreidelagerung, der Entwicklung ländlicher Klein-Industrien sowie der Vermarktung bestimmter Verkaufsfrüchte. Die Bedeutung der beiden letztgenannten Arbeitsbereiche möchte ich etwas ausführlicher beschreiben.

Sechs bis neun Monate können sich die Farmer im Projektgebiet von den selbstangebauten Produkten ernähren. In der übrigen Zeit lebt man vom Verkauf von Bananen, Orangen, Ingwer und Webwaren. Sehr



"Sallaha garnu" - Hans-Martin diskutiert mit Dorfbewohnern und berät sie in landwirtschaftlichen Fragen



Verehrungsstätte der Götter



Magars beim Feiern

viele Bauern (50 - 75 %) müssen in bestimmten Perioden auf den großen Farmen im Terai (Gangestal im Süden Nepals) arbeiten, um sich über Wasser halten zu können. Ein großer Teil der landwirtschaftlichen Nutzfläche in den Bergen sollte überhaupt nicht kultiviert werden, da es sich in der Regel um sehr steile Hänge handelt. Die Folgen der ständigen Bebauung solcher Flächen wurden bei dem Septemberunwetter sehr deutlich. Die Wasseraufnahmefähigkeit der Böden ist stark herabgesetzt, da jegliche Vegetation fehlt (keine Bäume, keine Sträucher). Somit schießen die großen Wassermassen die Hänge hinunter und verursachen sichtbar für jedes Auge starke Erosionen des Mutterbodens und im Extremfall Erdrutsche. Das Wasser fließt ohne jedliche Verzögerung in die Bäche und Flüsse, was dann zu großen Überschwemmungen führte. Die mitgeschleppten Geröllmassen, die von den Erdrutschen stammen, vergrößern den Schaden der Überschwemmungen. Wenn dann noch Erdrutsche Bäche blockieren, kann es zu Katastrophen kommen. Während des letzten Unwetters stauten sich die Wassermassen des Tinau Khola an einem Erdrutsch auf. Als dann plötzlich der Damm brach, wurden die Bewohner von Butwal von einer Flutwelle überrascht. Man fand später 280 Leichen. Wieviele man nicht mehr finden konnte, war in den Zeitungen nicht zu lesen.

Mit diesen Schilderungen wollte ich die Wichtigkeit meiner Arbeit nicht überdramatisieren. Die Nutzung aller natürlichen Möglichkeiten und menschlichen Kräfte des Gebietes zur Schaffung neuer Arbeitsplätze und zusätzlichen Einkommens sind eine wichtige Voraussetzung dafür, daß die beschriebenen randständigen Berghänge wieder aufgeforstet werden können oder zumindest nicht mehr bebaut werden müssen.

Um dem gestörten ökologischen Gleichgewicht wieder näher zu kommen, gibt es im Projekt noch eine Reihe von Aktivitäten, die die gleiche Bedeutung der obengenannten haben: Verbesserung der Landwirtschaft durch die Einführung von neuem Saatgut, verbesserte Dünger- und Kompostwirtschaft, Errichtung von Baumschulen, Einführung wirtschaftlich interessanter, mehrjährig wachsender Pflanzen, die auf Berghängen angebaut werden können und damit einen zusätzlichen Erosionsschutz bieten.

VI. Christentum zwischen Geistern, Göttern und Dämonen

In diesem Rundbrief möchten wir der Darstellung und Beschreibung eines Teiles unseres persönlichen Lebens mehr Raum geben, der eine sehr wichtige Rolle spielt. Wir arbeiten hier in Nepal in einer Mission und somit ist Religion für uns etwas sehr Nahes, etwas, mit dem wir uns täglich auseinander setzen müssen. Im wesentlichen sind es vier verschiedene Lebenseinstellungen zur Religion, die in unseren Alltag ragen, und mit denen wir täglich konfrontiert sind. Da sind erstens unsere eigenen Gefühle, unsere Vorstellungen, wie Religion im Alltag verwirklicht werden kann, unsere Verhaltensweisen, die aus der religiösen Erziehung von zu Hause entstammen, in einem Umfeld, das geprägt ist von absoluter Armut; zweitens die Vorstellungen unserer europäischen Mitarbeiter, die sich von unseren unterscheiden; drittens die der nepalesischen, christlichen Mitarbeiter und schließlich die der Dorfbewohner.

Zunächst die Dorfbewohner. Sie nennen sich Hindus, ihr religiöser Alltag ist jedoch stark geprägt von einer Natur- und Geisterreligion. Die Magars bauen keine Tempel zur Götterverehrung, sondern bringen ihre Opfer unter ausgewählten Steinen und Bäumen zu bestimmten Festtagen dar. Während in Orten wie Kathmandu, Pokhara oder Tansen die gläubigen Hindus an solchen Tagen zum Tempel gehen, ihre Opfer bringen, fasten und meditieren, ziehen es die Magars vor, ein Schwein zu schlachten, sich den Magen vollzuschlagen, und zur besseren Verdauung einige Schnäpse zu trinken. Abgesehen von Ausnahmesituationen wie Krankheit, Tod oder Schwangerschaft, kennt man keine strengen Essensvorschriften. Ebenso sind prüde Verhaltensweisen (üblich bei hochkastigen und strenggläubigen Hindus) unter den Magars nicht wiederzufinden.

Die Götter bereiten den Dorfbewohnern weniger Ängste und Sorgen als vielmehr die bösen Geister und Waldmenschen. Herrn Bender (Parapsychologe) aus Freiburg hätte hier sicher ein reiches Betätigungsfeld. Es gibt unzählige Geschichten von Toten, die herumspuken und ihre bösen Späße mit den Lebenden treiben. Man erzählt sich von Waldmenschen, die Dorfleute in der Nacht entführen und erst nach Wochen wieder freilassen. In mondlosen Nächten huschen Lichter über die Berghänge hinweg, schneller als jeder Mensch sich bewegen könnte. So sieht man es gar nicht gerne, wenn ich ab und zu erst nach dem Einbruch der Dunkelheit im Dorf ankomme. Dies hat durchaus einen realistischen Hintergrund (der von den Dorfbewohnern natürlich anders erklärt wird), denn wenn man in der Nacht auf den schmalen, steinigen Wegen stürzt, kann man vor dem nächsten Morgen keine Hilfe erwarten.

Auch die bösen Geister, die "bokshis", treiben es schlimm mit den Menschen. Kurz nachdem wir mit Moritz in Bojha ankamen, erhielten wir von guten Freunden die Warnung, zwei bestimmte alte Weiber nicht zu nahe an Moritz heranzulassen. Sie könnten ihm sonst einen bösen Geist anhexen. Als wir mit Moritz kürzlich auswärts waren, begann er mitten in der Nacht in seiner üblichen Lautstärke zu krähen. Die Erklärung erhielten wir prompt am nächsten Morgen: Tags zuvor hatte eine uralte Magarfrau Moritz auf dem Schoß und hexte ihm dabei einen Bokshi an. Jetzt wissen wir es also genau. Aber aus ungeklärten Gründen schreit Moritz auch weiterhin in der Nacht. Vielleicht hat er "nur" Hunger?

Wenn man die Umgebung kennt, in der sich solche Vorstellungen und Ideen entwickelt haben, ist es nicht weiter überraschend: Wälder, tiefe Täler, völlige Abhängigkeit des Menschen von der Natur. Der Rübezahl aus dem Erzgebirge und viele Geschichten aus dem Bayerischen Wald zeigen, daß es zu Hause unter solchen Bedingungen viele parallele Entwicklungen gab und noch gibt. Denn wenn wir hier unsere deutsche Wochenzeitung lesen, haben wir den Eindruck, daß manche Politiker, vor allem aus München (der Einfluß des Bayerischen Waldes?) von Bokshis befallen sein müssen.

Unsere europäischen Mitarbeiter im Projekt stammen aus sehr religiösen Kreisen und kamen nach Nepal mit dem Ziel, zu säen und zu ernten, das Wort aktiv zu verbreiten und so das Christentum den

Nepalis näher zu bringen und sie schließlich zu bekehren. In den Vorstellungen vieler UMN Mitarbeiter ist der Teufel im Hinduismus und noch viel mehr im Animismus verkörpert. Deshalb ist es ihnen ein ehrliches Anliegen, sie zu retten vor der Dunkelheit, vor der täglichen Angst und vor dem Ungewissen. Man bringt es vor in Gebetsstunden und spricht die Nepalis direkt darauf an. Daß es um keinerlei materielle Interessen geht, zeigen die sehr niedrigen Gehälter der Mitarbeiter - eigentlich muß man von Taschengeldern reden. Daraus läßt sich auch der sehr karge Lebensstil vieler erklären. So wie sich die hochbezahlten Experten der Vereinten Nationen oder anderer Organisationen im Sheraton oder im International Club in Kathmandu treffen, kommt man in der Mission zu Liederabenden und Gebetstreffen zusammen.

Unsere einheimischen Mitarbeiter im Projekt (eine Frau aus Darjeeling und ein Ehepaar aus Pokhara) haben ihren eigenen Weg gefunden, Christentum zu leben, das sich von dem vieler Ausländer unterscheidet. Ihr Hauptaugenmerk ist die Arbeit, die es gilt, sinnvoll und mit Hingabe zu erfüllen, um damit ein Zeugnis abzugeben. Man predigt keine großen Worte und teilt keine Pamphlete aus; ihre Arbeit ist die beste Verkündigung.

In der Umgebung gibt es vereinzelt lebende Christen, aber keine Gemeinden. So haben wir nur bei unseren Besuchen in Pokhara, Tansen oder Butwal die Gelegenheit, sie kennenzulernen. Die Zahl der Christen und der Gemeinden ist in den letzten Jahren enorm gestiegen. Man ist aber noch ein ganz schönes Stück davon entfernt, einen nepalesischen Weg zu gehen, d.h. ein Christentum zu entwickeln, das sich dem kulturellen Kontext einpasst.

Der sehr starke Einfluß der Europäer ist unverkennbar: die Form des Gottesdienstes, die Lieder, die Gebete, die starken Reglementierungen, die sich auch bei vielen Mitarbeitern der Vereinigten Nepal Mission wieder finden lassen: Alkohol-, Rauch- und Kinoverbot. Dadurch kehren sie sich stark nach innen: Wir, die Geretteten, und die anderen. Überlicherweise spricht man von "bishwasi" und "abishwasi", den Gläubigen und Ungläubigen. Wir dürfen uns hier zu keinen Verallgemeinerungen verleiten lassen, denn vor allem an der Basis gibt es eine große Zahl von Christen, die uns tief beeindruckten. Leute, die ihr Christentum im Alltag mutig verwirklichen, so daß wir uns manchmal unserer Schwächen schämen müssen.

VII. Christenverfolgung und ihre Hintergründe

Ein nepalesisches Gesetz verbietet das Wechseln der Religion. Personen, die ihren Glauben wechseln, können mit einer Haftstrafe bis zu einem Jahr rechnen, jene, die andere zum Glaubenswechsel bewegen, können bis zu sechs Jahren eingesperrt werden. Über viele Jahre hinweg dominierte das Prinzip, "wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter." In den letzten Jahren kam es jedoch zu vielen Verhaftungen aufgrund dieses Gesetzes. Es wurde viel darüber geredet und geschrieben. Selbst in der "Frankfurter Allgemeinen" erschien im vergangenen Jahr ein Artikel zu diesem Thema, der dann auch einigen Wirbel hier verursachte. In unserer näheren Umgebung konnten wir einige Fälle beobachten. Die Hintergründe dieser Verhaftungen und

Folterungen sind zahlreich und es wäre wohl nicht ganz gerecht, in einem Streich ausschließlich die Behörden und den Staat zu verurteilen.

Lernt man einige Fälle genauer kennen, so erkennt man alte Familienfehden als Ursache wieder. Es wird keine Gelegenheit ausgelassen, dem anderen eins auszuwischen. Einen solchen Fall hatten wir im Nachbarpanchayat.

Die Polizei hat inzwischen auch gelernt, daß man bei der Verhaftung von Christen hohe Kauttionen fordern kann und sie dann auch bekommt. Die Hälfte des Geldes fließt in die eigene Tasche, und somit wird die Sache für einen Polizisten mit einem Monatsgehalt von 75 bis 100 DM profitabel. Die Quelle dieser Gelder ist recht offensichtlich: Spenden christlicher Gemeinden im Ausland.

Natürlich gibt es auch Beamte, die durch die Verhaftungen eine gewissenhafte Arbeit zeigen wollen und sich davon eine Beförderung versprechen.

Eine weitere Ursache, die wir für sehr wesentlich halten, ist das Fehlen jeglicher Kommunikation zwischen Hinduisten und Christen. Die Vorstellungen der Hindus über Christen wirken grotesk und zeigen nur Äußerlichkeiten auf: sie rauchen nicht, sie trinken nicht, sie singen Lieder, und sie schlachten Kühe (was natürlich nicht stimmt, aber man identifiziert sie mit Ausländern, von denen man weiß, daß sie Kühe schlachten). Auch bei Evangelisationen - so haben wir das Gefühl - steht Liebe und Vergebung nicht immer im Mittelpunkt. Vielmehr deutet man auf die Schuld, in der sich die anderen, die Ungläubigen, befinden. Eine Evangelisationsgruppe nennt sich "Kreuzzug für Christus" (sie ist amerikanischen Ursprungs und wird von dort auch finanziert). Welch ein unsinniger Widerspruch! Wie kann man durch einen Kreuzzug den Gekreuzigten predigen?

VIII. Christentum im Alltag

In dieser Situation kamen wir also vor drei Jahren. Martin, als guter bayerischer Lutheraner, der bis zu seinem 17. Lebensjahr nicht wußte, daß außer Lutheranern und Katholiken auch noch andere Christen existieren. Angelika wuchs als gute Katholikin unter ähnlichen Bedingungen auf. Religion war, um ehrlich zu sein, immer mehr oder weniger eine Sache des Pfarrers. Es war kein Thema, über das man sich sehr viel unterhielt. Die Bibel hatte zwar ihren festen Platz im Bücherregal, das Lesen überließ man aber besser dem Pfarrer am Sonntag in der Kirche. Wir können uns noch sehr gut erinnern, wie beim ersten Gebetstreffen in Kathmandu uns einfach kein Wort über die Lippen gehen wollte, als wir nach unseren religiösen Erlebnissen gefragt wurden. Eine Mischung aus Scham und Ärger kam in uns auf. Im Laufe der letzten Jahre mußten wir uns mit diesen Verhaltensweisen auseinandersetzen und unsere eigenen Meinungen und Standpunkte bilden. Dabei lernten wir sehr viel, was wir nicht zuletzt unseren europäischen Mitarbeitern zu verdanken haben. Die Vielfalt der Meinungen kann ein Zusammensein mehr fördern, als eine Homogenität. Bei dem Grad an Vielfalt, der in der UMN vorhanden ist, erfordert dieses gute Prinzip ein sehr hohes Maß an Toleranz, nicht zuletzt von unserer Seite.

So gibt es bei uns im Team sehr unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie Christentum im Alltag verwirklicht werden soll. Die Einstellung vieler Mitarbeiter beschrieb ich bereits vorher. Wir selbst können das Wort nur durch unsere Arbeit weitergeben, durch Liebe, Hingabe und Einordnen.

Es ist überraschend, wie genau diese Verhaltensweisen bei den Dorfleuten wieder zu finden sind. Kaum sonstwo haben wir so viel Liebe, so viel Angenommensein gespürt wie in den Dörfern. Da geben die Leute wirklich ihr bestes und letztes für den Gast. Viel besser als die Predigt erscheint uns da der Dialog, ein Austausch, wo jeder gibt und bekommt. Ab und zu gelingt es uns, einen solchen Dialog zu führen und wir empfanden das als sehr befriedigend.

IX. Vertragsverlängerung der Familie Dietz

Im Mai dieses Jahres wäre unser Vertrag zu Ende gegangen, wir haben ihn jedoch um ein weiteres Jahr verlängert. Die Arbeit bereitet uns sehr viel Freude, wir empfinden sie als sinnvoll und können kreative Beiträge leisten. Wir konnten über die letzten Jahre hinweg viele Erfahrungen sammeln, die gebraucht werden und gefragt sind. Und in einem Jahr? Da werden wir sicher ähnlich denken, aber einmal muß man wieder zurück, wenigstens eine zeitlang.

Auch im Projekt wird sich einiges ändern. Die Regierung bat uns, die Arbeit auf zwei weitere Panchayats auszudehnen. Da sich das Gebiet und die Zielbevölkerung etwa verdoppeln, wir aber die Zahl der Mitarbeiter etwa halten wollen, werden sich unsere Arbeitsstrategien etwas verändern müssen.

In zwei Wochen werden Angelikas Eltern uns besuchen kommen, und sie freuen sich darauf, ihren ersten Enkel zu treffen. Auch wir freuen uns sehr darauf, sie wiederzusehen.

Wir sind am Schluß des Rundbriefes angekommen und möchten Euch alle sehr herzlich grüßen,

Hans-Martin, Moritz und Angelika Dietz

Januar 1982

Als Ergänzung zum Jahresbericht von Angelika und Hans-Martin Dietz möchten wir zur Information unserer Freunde hinzufügen:

1. Seit einigen Jahren ist ein Anthropologe für die Vereinigte Nepalmission (UMN) tätig, der die Kulturen und Religionen Nepals erforscht. Darin kommt zum Ausdruck, daß zwar einige Missionare, aber nicht die UMN als ganzes ablehnend gegenüber nicht-christlichen Religionen steht.

2. In Bojha gibt es eine kleine christliche Gemeinde, die sich regelmäßig zu Gottesdiensten und gemeinsamen Andachten trifft. Die Gemeinde besteht aus drei bis vier Familie einschließlich Familie Dietz.

Gossner Mission

J A H R E S B E R I C H T E 1980/1981

aus Zambia

von unserer Mitarbeiterin Eva Engelhardt



GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41
Tel. 030 - 85 10 21

Postscheckkonto: Berlin West 520 50-100
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00,
Kto.-Nr. 0407480700

B E R I C H T I - 1980

Einleitung

Aus verschiedenen Gründen war es für mich sehr schwierig, mit meiner Arbeit zu beginnen. Einmal mußte ich ein völlig neues Programm anfangen, das vorher noch nicht da war. Zum andern gab es keine praktische Anleitung. Der Auftrag lautete lediglich:

Arbeit mit den Landfrauen, die bis heute mehr oder weniger nur schweigende Teilnehmer der sich wandelnden Gesellschaft sind.

Diese Unklarheit wurde für mich noch durch meinen eigenen Ausbildungsweg an der Universität verstärkt. Die Soziologie, in der ich unterrichtet worden war, ist eine kritische Wissenschaft. Sie fragt nach Widersprüchen und trifft klare Unterscheidungen zwischen den allgemeinen theoretischen Grundsätzen und den einzelnen Erscheinungen im täglichen Leben, die "individuelle Erfahrungen" genannt werden. Dies ist einer der Gründe gewesen, warum mir die anderen Teammitglieder kaum helfen konnten. Denn ihre Ideen und Vorschläge passen nicht in das Schema, nach dem ich die Probleme ansah und nach praktischen Lösungen suchte.

In den ersten Wochen nahm ich in Lusaka Kontakt mit Universitätsprofessoren auf, die die Probleme der Frauen schon erforscht hatten. Auch besuchte ich den "Zambischen Rat für Soziale Entwicklung" (Zambian Council for Social Development), der kürzlich eine Abteilung für die Frauenausbildung eingerichtet hat (female extension work). Während ich die anderen Teammitglieder bei ihrer Arbeit begleitete, machte ich zahlreiche Beobachtungen. Alles zusammen führte mich zu meiner Arbeitshypothese:

Das Geld, das durch den Verkauf von Gemüse oder Getreide oder durch "Entwicklungsprojekte" verdient wurde, floß bisher in die Hände der Männer, die das formale Haupt der Familie sind, und es kam nicht notwendigerweise der Familie zugute. Das bedeutete, die isolierte wirtschaftliche Verbesserung, die mit dem Geldverdienen erzielt wurde, trug in keiner Weise dazu bei, daß der Lebensstandard der Familien auch verbessert wurde.

Dies ist aber das Ziel aller Entwicklungsprogramme. Ich wurde somit in meiner Meinung bestärkt, daß die Frauen in den Bargeld-Sektor (cash sector) so integriert werden müßten, daß sie auch über ihr eigenes Geld verfügen können. Ein unabhängiges Einkommen ist für sie notwendig, das nicht in Konkurrenz zu den Männern verdient wird. Dadurch kann sichergestellt werden, daß das Geld auch wirklich zum Wohl der ganzen Familie verwendet wird.

In Diskussionen und durch eigene Beobachtungen erhielt ich eine zusammenhängende Erkenntnis über die Bedeutung und die Auswirkungen des Geldes, die schließlich zu einem Konzept führte, das nicht mehr im Allgemeinen stecken blieb, sondern konkrete Aktionen für meine Arbeit im Gwembetal ermöglichte.

Meine Aufmerksamkeit und meine Energie wollte ich auf folgende Bereiche konzentrieren:

1. Die tägliche Arbeit der Frauen, mit der das Überleben der Familie gesichert wird, sollte leichter werden und weniger Zeit in Anspruch nehmen.

Die reine Subsistenzwirtschaft hat sich inzwischen überall gewandelt und produziert auch für den Markt. Aber die Haus- und Feldarbeit der Frauen ist weiterhin unverändert geblieben. Nach einer Studie von 1973 verbringt eine zambische Landfrau sechs Stunden täglich für die gleiche Hausarbeit:

Einsammeln von Feuerholz und nach Hause tragen	1.0 Std.
Stampfen und Mahlen von Mais oder Hirse	1.5 Std.
Wasserholen (1-2 km Entfernung)	0.75 Std.
Feuermachen und Essen kochen	1.0 Std.
Zubereiten der Mahlzeit, Kinder füttern	1.0 Std.
Waschen der Kinder und der eigenen Kleider	0.75 Std.

Wenn die Felder bestellt werden müssen, kommen zu dieser täglichen Hausarbeit noch neun Stunden Feldarbeit pro Tag hinzu, Hin- und Heimweg mit eingeschlossen.

Die Feldarbeit der Frauen nimmt nicht nur viel Zeit in Anspruch. Sie ist auch körperlich sehr anstrengend. Wenn diese schwere Belastung nicht reduziert wird, wird kaum eine Chance bestehen, die Landfrauen für neue Ideen über Überernährung, neue Anbaumethoden und dafür zu gewinnen, daß sie neue Gemüse- und Getreidesorten verwenden. Denn dies alles bedeutet zusätzliche Arbeit zu den schon vorhandenen Pflichten.

Landwirtschaftliche Beratung für Frauen

2. Nicht wir können die Entscheidung herbeiführen, ob die Subsistenzwirtschaft der Tal-Tongas in die nationale Marktwirtschaft einbezogen wird oder nicht. Aber schon heutzutage trägt der Anbau von Baumwolle, die dann verkauft wird (cash crop), einen tiefgreifenden Wandel in die Familienwirtschaft hinein.

Für die Frauen bringt die neue Produktion für Geld (cash crop production) kaum Vorteile. Denn sie bleiben vom Markt ausgeschlossen, für den diese Produkte produziert werden. In der Diskussion über die Ausbildung der Landfrauen ist darum vorgeschlagen worden, Einkommensmöglichkeiten für die Frauen zu schaffen. Aber solange dieser Vorschlag nur das eine Ziel verfolgt, daß die Frauen Geld verdienen können, ohne ihnen zugleich einen Zugang zu den Gütern zu verschaffen, die sie selbst herstellen, bezweifle ich den Wert dieses Ansatzes. Ein Beispiel soll dies deutlich machen: Wenn Frauen so ausgebildet werden, daß sie eine kleine Hühnerfarm unterhalten können, wird ein solches Programm kaum etwas für die Verbesserung der täglichen Ernährung leisten, denn das Futter, das gekauft werden muß, ist so teuer, daß die Hühner und Eier auf dem städtischen Markt verkauft werden müssen, um überhaupt noch einen Gewinn zu erwirtschaften. So werden die Frauen mit eigenem Risiko wohl als Produzenten in die vom Geld bestimmte Wirtschaft integriert werden, nicht aber auch als Verbraucher. Ein solches Programm trägt dann nicht mehr zur Verbesserung der Ernährungslage der Familie bei.

a) Die Frauen sind nämlich schon an den neuen Bewässerungsprojekten hier beteiligt. Sie leisten hauptsächlich die Arbeit auf dem Feld, nur daß nun die Felder künstlich bewässert werden und das geerntete Gemüse für Geld verkauft wird. Aber sie werden weder vom landwirtschaftlichen Berater betreut, noch nehmen sie aktiv an den Beratungen teil, was mit dem Geld geschieht.

Sie sind nur schweigende Teilnehmer. In der Öffentlichkeit werden sie von ihren Ehemännern vertreten, bei offiziellen Versammlungen zählt weder ihr Beitrag noch ihre Stimme. Die Organisation der Arbeit wird mehr oder weniger von den Männern gemacht. Die Männer werden darin geschult, wie die Felder richtig bewässert und wie die Produkte später vermarktet werden. Der Einfluß der Frauen auf diese Entscheidungen und speziell auf die Verwendung des verdienten Geldes ist sehr gering.

b) Der Ausschluß der Frauen von diesem öffentlichen Bereich und von den Entscheidungen über die Verwendung des Geldes geht Hand in Hand mit einem wachsenden Geldbedarf, um die Familie zu ernähren. So ist eine neue Abhängigkeit der Frauen von dem Verantwortungsgefühl der Männer gegenüber ihren Familien geschaffen, wie sie in der traditionellen Gesellschaft nicht bestanden hat. Rein formal war die Ernährung der Familie ausschließlich Aufgabe der Frauen. Sie konnten diese auch mit ihren Fähigkeiten leisten. Heutzutage aber wird Geld gebraucht (z.B. für die Schulerziehung der Kinder, für Nahrungsmittel, die immer weniger angebaut werden, da immer mehr Produkte zum Verkauf angepflanzt werden, für Kleider). Zu diesem Geld haben sie aber nur über ihre Ehemänner Zugang. Es scheint, daß den Männern die Einsicht über ihre neue Verantwortung fehlt. Sie sehen im Geld eine zusätzliche Einnahme, die sie nicht unbedingt für den Lebensunterhalt der Familie ausgeben müssen, sondern über die sie frei verfügen können, um Luxus- oder andere Güter zu kaufen. Warum sollen die Männer auch einsehen, daß die Familie das Geld braucht, wenn ihnen immer eine Mahlzeit vorgesetzt wird und wenn sie sogar bei den Mahlzeiten als erste Essen erhalten?

Sicherlich müssen die Ehemänner sich ihrer neuen Verantwortung und ihrer Fürsorgepflicht gegenüber den Kindern bewußter werden; aber dies wird viel Zeit in Anspruch nehmen, denn diese Veränderung berührt unmittelbar Werte und Ordnungen, die fundamental für die traditionelle Kultur und Identität sind.

3. Bisher konzentriert sich die Ausbildung der Frauen vorwiegend auf Fähigkeiten, die sich mehr an den Bedürfnissen der europäischen Hausfrauen orientiert und weniger an denen einer afrikanischen Frau, die in die Subsistenzlandwirtschaft eingebunden ist: nämlich Kochen, Nähen, Kinderbetreuung. Die Ausbildung müsste aber so erweitert werden, daß die Kenntnisse und Fähigkeiten der Landfrauen berücksichtigt werden. Da sie vor allem die Feldarbeit machen, müssen ihre Grunderfahrungen auch ernst genommen werden. Darum müssen sie so geschult werden, daß sie neue landwirtschaftliche Methoden erlernen und neue Gemüse- und Getreidesorten anbauen können. Denn nicht nur ihr Selbstbewußtsein muß gestärkt werden, sondern gerade auch ihre vorhandenen Fähigkeiten müssen richtig eingesetzt werden, welches für die "Entwicklung" besonders wichtig ist.

Die Frauen, die in der Landwirtschaft arbeiten, sollten also als Zielgruppe angesprochen werden, die neue landwirtschaftliche Methoden erlernen, Informationen über Düngemittel erhalten und mit den Problemen des Baumwollanbaus vertraut gemacht werden.

Aber nur zu oft werden die Frauen als der zurückgebliebene Teil der Gesellschaft angesehen, die für einen Wandel nicht offen sind, sondern in traditionellen Bindungen verhaftet bleiben. Diese Einstellung scheint zu übersehen, daß die Frauen bisher niemals eine Chance erhalten haben, eine aktive Rolle in den Programmen und Projekten zu übernehmen.

Im Hinblick nun auf meine Arbeit ergeben sich zwei Konsequenzen:

1. Andere Teammitglieder und Regierungsbeamte müssen ermutigt werden, daß sie mehr auf die Beteiligung der Frauen achten. Diese Aufgabe ist zu komplex, als daß sie von einer einzigen Person mit isolierten Programmen geleistet werden könnte.
2. Obwohl ich nicht in der Landwirtschaft ausgebildet bin, möchte ich aber gerade diese Linie, wie sie beschrieben worden ist, verfolgen. Die landwirtschaftliche Schulung der Frauen sollte in jedem Programm zentrale Bedeutung erhalten. Denn ihre Arbeit im Subsistenzbereich ist fundamental für die Verbesserung der Situation der ganzen Familie. Neue Einkommensmöglichkeiten sollten nur in Erwägung gezogen werden, wenn Nahrungsmittel für den lokalen Markt produziert werden. Man muß sicher gehen, daß es nicht zu einer Konkurrenz zwischen dem Subsistenzbereich und der Produktion für Geld kommt. Diese Konkurrenz bringt die Frauen in das Dilemma, entscheiden zu müssen, ob sie ihre produzierten Nahrungsmittel der Familie zur Verfügung stellen oder verkaufen, um die vorher investierten Geldmittel zurückzuzahlen. Weil beim Geldverdienen immer Gewinne einkalkuliert werden, wird der Bedarf der Familie immer den Kürzeren ziehen und erst an zweiter Stelle Berücksichtigung finden.

Vorgeschichte des Sisal-Programms

Als 1971 das Bewässerungssystem in Siatwinda angelegt wurde, pflanzten die Bauern Sisal als natürlichen Schutzzaun drumherum. Diese Sisalpflanzen sind inzwischen zu großen Stauden geworden. Ihre Fasern wurden bisher wirtschaftlich nicht genutzt. Als die vage Idee aufkam, diese natürlichen Ressourcen als Geldquelle zu erschließen, wurde 1979 in Japan für K 2.779,50 (= DM 6.420,-) eine Maschine gekauft, mit der die Sisal-Fasern zu Seilen verarbeitet werden können. Den Frauen von Cimonello war schon versprochen worden, daß mit ihnen ein Sisalprogramm durchgeführt würde, aus dem sie Nutzen ziehen könnten. Es wurde allerdings übersehen, daß dieses Dorf 15 km von Siatwinda entfernt liegt, wo die Sisalstauden wachsen und wo genügend Wasser vorhanden ist, um die Sisalblätter zu verarbeiten. Obwohl ich die wirtschaftliche Perspektive dieses Programms bezweifelte, trug ich es am 22.5.80 auf der 1. Generalversammlung von VSP (Valley Self Help Promotion Funds) vor.

Es fanden sich zwei junge Frauen aus Kanchindu, die an dieser Arbeit interessiert waren, Winnie Syakabizi und Christina Mufwiimpizi. Beide haben nach der dritten Klasse die Oberschule wieder verlassen und sind zu ihren Eltern zurückgekehrt. Sie sind motiviert und möchten eine Aufgabe übernehmen, die sich von der täglichen Arbeit ihrer Mütter und Tanten unterscheidet. Beide sind noch nicht verheiratet.

Winnie und Christina sprechen fließend Englisch, so war unsere Verständigung leicht. Im Mai, Juni und Juli verbrachten sie einige Tage im Camp in Nkandabwe, und wir haben zusammen mit Sisal Versuche durchgeführt: wie lange die Blätter im Wasser aufgeweicht werden müssen, wie man mit dem Eisenschaber umgeht, den die Werkstatt unter Anleitung von H.-M. Fischer hergestellt hat. Beide zeigten viel Geduld, als wir lernten, mit der Maschine zur Herstellung der Seile umzugehen. Wir verbrachten Stunden damit, uns mit den einzelnen Teilen der Maschine vertraut zu machen, die Geschwindigkeit herauszufinden, die Ösen für die Dicke der Seile richtig einzustellen usw., bis wir die ersten Seile herstellten, mit denen wir zufrieden waren.

Diese Maschine und ihre Arbeitsweise wurden von den beiden Frauen auf zwei Landwirtschaftsausstellungen vorgeführt. Nach dieser Erfahrung waren sie geschickt genug, Seile mit einer Stärke zwischen 6 und 12 mm in guter Qualität herzustellen.

Im August und September wurde ein Wasserbecken im Siatwinda-Bewässerungssystem ausbetoniert, in dem die Sisalblätter aufgeweicht werden können. Es liegt unmittelbar neben der von Isaak Krisifoe angelegten Sisalpflanzenschule. Zusätzlich wurde eine Grashütte gebaut, die Schutz vor Regen und Sonne bietet. Die Sisalmaschine ist in einem Raum des ehemaligen Handwerkszentrum in Siabaswi untergebracht.

Die ersten drei Monate des Lusumpuko-Sisal-Frauenclubs

Vorstandsmitglieder der Siatwinda Kreditgenossenschaft waren bereit, mir dabei zu helfen, das Sisalprogramm zu entwickeln. Bei einer Versammlung am 8. August wurde beschlossen, zunächst ein Seminar abzuhalten, bei dem die beteiligten Frauen Grundinformationen erhalten sollten. Aus den vier Dörfern Mugenko, Cimonello, Mwemba, Siabaswi sollten für die Anfangsphase des Programms je fünf Frauen ausgesucht werden. Man stimmte meinem Vorschlag zu, daß zunächst nur unverheiratete Frauen ausgesucht würden: Schulabgänger der Grundschule, geschiedene Frauen, Witwen und alte Frauen. Diese Gruppen sind im Hinblick auf Einkommen am meisten benachteiligt. Da Geld von Männern verwaltet wird, haben diese Frauen nur durch ihre Eltern Zugang zu Bargeld. Sie bekommen noch weniger Geld als die Frauen, die es von ihren Ehemännern erhalten. Ein anderer Grund, warum ich gerade diese Gruppen wählte, war der, daß diese Frauen unabhängiger mitarbeiten können, weil sie nicht für die Ernährung ihrer Kinder sorgen und nicht für die Familie ihrer Ehemänner arbeiten müssen.

Die Mitarbeiter des Gwembe-Süd Entwicklungsprojektes (GSDP) schlugen mir am 2. Oktober vor, die Frauen in einem Club zu organisieren, wo sie am besten während des ganzen Produktionsprozesses über die Weiterverarbeitung bis zum Verkauf zusammenbleiben würden. Es war Absicht, daß gleich von Beginn an die Frauen mit den Schwierigkeiten umgehen lernen, die vor allem im Zusammenhang mit den Finanzen auftreten. Sie sollten selbst herausfinden, welche Seile für welchen Preis sich verkaufen lassen und welcher Qualitätsstandard erreicht werden muß, damit die Produkte überhaupt Käufer finden. Die Form eines Clubs erlaubt es, das Programm als Experiment zu beginnen, bei dem die Frauen für ihre Arbeit nicht bezahlt werden. Man

kann Versuche machen um herauszufinden, welche Arbeiten anfallen und notwendig sind, ohne zunächst in finanzielle Schwierigkeiten zu geraten.

Die Mitarbeiter des Projekts (GSDP) stimmten zu, daß Winnie und Christina aus Projektmitteln bezahlt werden, weil sie schon an der Maschine geschult und zugleich verantwortlich für die Sisalpflanzenschule sind. Sie kennen die einzelnen Arbeitsvorgänge und organisieren die Arbeit.

Das Drei-Tagesseminar erfüllte unsere Erwartungen. 20 Frauen wurden in einer Gruppe zusammengefaßt und Grundwissen über Sisal und Vermarktungsprobleme konnte vermittelt werden. Am Ende wurde der Lusumpuko-Sisal-Frauenclub gegründet. (Lusumpuko heißt Fortschritt).

Das Arbeitsprogramm

Da die Sisalblätter zwei Wochen lang aufgeweicht werden müssen, wurde jeder zweite Mittwoch für die Herstellung der Sisalfasern in Siatwinda festgesetzt. An den Mittwochtagen dazwischen kam die Gruppe in Siabaswi zusammen, um die Seile und andere Produkte herzustellen (z.B. handgemachte Fäden, die für bestimmte Heimarbeiten sehr nützlich sind).

Die Zusammenkünfte im Club boten zugleich Gelegenheit für regelmäßige Diskussion über die Aufteilung der Arbeit und die Möglichkeiten, wie das verdiente Geld verwaltet werden kann. Gleich von Anfang an stimmten alle zu, daß sie umsonst arbeiten und der Verdienst von der Schatzmeisterin auf ein Gemeinschaftskonto bei der Kreditgenossenschaft eingezahlt wird.

Entscheidungen vom 29. Oktober 1980 in Siabaswi:

1. Die Frauen beschließen, daß zusätzlich an jedem zweiten Samstag gearbeitet wird, um die Produktion der Fasern zu erhöhen.
2. Eine weitere Arbeitsgruppe soll gebildet werden, die die Sisalzäune säubert und die Sprösslinge von den Stauden einsammelt. Die existierenden drei Gruppen schneiden die Blätter ab, schlagen sie weich und schaben die Fasern aus.
3. Es wird vereinbart, daß Sprösslinge gesucht werden, um in Cimonello ein neues Feld anzulegen.
4. Für dieses neue Feld sind erforderlich
 - ein geeigneter Platz, der von einem der vier Dorf-Ältesten (headmen) zugewiesen wird
 - Säuberung des Feldes durch alle Clubmitglieder. Beginn am Samstag, 8. November
 - Wenn der erste Regen fällt, soll ein Mann engagiert werden, der das Feld mit seinen Ochsen umpflügt. Anschließend werden die Sprösslinge gepflanzt.
5. Alle Geräte gehören dem Club. Alle Fäden und anderen Produkte, die von Einzelnen hergestellt werden, gehören dem Club. Die Clubmitglieder treffen von Zeit zu Zeit gemeinsame Beschlüsse über die Finanzen.

Protokoll vom 26.11.1980

1. Mit dem Verkauf von dickeren Seilen, die zum Pflügen gebraucht werden, soll begonnen werden.

2. Für jede Frau sollen 1/2 kg Salz und ein Stück Seife gekauft werden.

3. Eine neue Vize-Schatzmeisterin mußte gewählt werden, weil die Vorgängerin geheiratet hat und nach Maamba gezogen ist. Seit dem Beginn (Anfang Oktober) sind 8 Frauen nicht mehr erschienen (4 haben geheiratet, 2 sind fortgezogen, 2 geben keine Gründe an); 9 neue Mitglieder wurden aufgenommen. Es wurde vereinbart, daß die ausscheidenden Frauen sich von der Gruppe verabschieden und nicht einfach ohne Vorankündigung verschwinden.

4. Man beriet, ob Erdnüsse in Cimonello angebaut werden sollen, weil nicht genügend Sprösslinge vorhanden waren, um das ganze Feld zu bepflanzen (Das Feld ist ca. 1/2 Lima groß - 1 Lima = 0,25 ha), und ob man Geld für das Saatgut ausgeben soll.

5. Am Mittwoch, 24.12., wird eine Weihnachtsfeier in Kanchindu stattfinden. Jede Frau spendet 50 Ngwee.

Protokoll vom 29.11.1980

1. Die Frauen wollen den Auftrag der Nkandabwe-Bauern über 2.000 Sisalsetzlinge zu 3 ngwee pro Stück annehmen.
2. Sie wollen nächstes Jahr ein Stück Trockenfarmland neben der Pflanzenschule mit Erdnüssen und grünen Bohnen bepflanzen.
3. Ein Bauer hat bereits zugesagt, dieses Feld für K 7 (= DM 17,50) zu pflügen.

Aus dem Protokoll kann man erkennen, daß die Frauen über die Sisalproduktion hinaus schon andere Aktivitäten wahrnehmen. Ich hatte die Idee von einem zusätzlichen Gemüsefeld, weil ich kommen sah, daß Sisal in naher Zukunft kein Geld bringen werde. Andererseits war abzusehen, daß das bereits gerodete Feld bei Cimonello so schnell nicht mit Sisal bepflanzt werden würde. Warum sollte das einmal gepflügte Feld also nicht in der Regenzeit mit irgendetwas anderem bepflanzt werden? Die Frauen waren auch sofort überzeugt. Es liegt ihnen viel näher, ihre Kräfte für die Produktion von Lebensmitteln einzusetzen als für etwas anderes. Alles andere ist für sie mehr oder weniger zusätzlich oder sogar ein Luxus.

1980 kam der Regen spät, erst kurz vor Weihnachten. So konnten beide Felder erst im Januar 1981 gepflügt werden, das ist sehr spät. Glücklicherweise wurden wir von dem landwirtschaftlichen Berater von Siatwiinda, Herrn Mutinta, beraten, der die Anlage des Feldes, das Säen und Pflanzen überwachte. In seinem Monatsbericht für Januar 1981 schreibt er:

- "- auf dem Bewässerungsgelände in Siatwiinda wurden neben Sisal zusätzlich 920 qm mit Erdnüssen in angehäufelten Reihen bepflanzt, sie gedeihen gut.
- Cimonello - 460 qm am 28.1. mit Erdnüssen bepflanzt."

Gegenwärtige Probleme und die Zukunft des Lusumbuko-Sisal-Frauenclubs

Nach nur viermonatigem Bestehen dieses Programm ist es entschieden noch zu früh, seine Entwicklung bzw. Fehler auszuwerten. Bestimmte Erkenntnisse, die für die weitere Planung wichtig werden können, zeichnen sich aber bereits jetzt schon ab:

1. Bilanz bis zum 17.12.1980

Datum	Vorgang	Einnahmen	Ausgaben	Stand
Nov.	Verkauf von Seilen	15.50	-	15.50
"	" " "	10.00	-	25.00

Datum	Vorgang	Einnahmen	Ausgaben	Stand
Dez.	Kauf von Salz	-	6.75	18.75
"	" " Seife	-	11.50	7.25
"	" " Saatgut	-	4.80	2.45
"	Verkauf von Setzlingen	39.00	-	41.45
"	" " einer Sisaltasche	2.00	-	43.45
"	Pflügen eines Feldes in Siatwiinda	-	7.00	34.45

Betrachtet man das Sisalprogramm vom wirtschaftlichen Standpunkt, so verhilft es den Frauen bis jetzt noch nicht zu dem erwarteten regelmäßigen Einkommen. Sie arbeiten immer noch freiwillig, ihre Gruppe gleicht mehr einem Club: sie arbeiten nicht für einen Markt, sondern für die eigenen Bedürfnisse. Das Gefühl für eine marktorientierte Produktion ist noch nicht entwickelt.

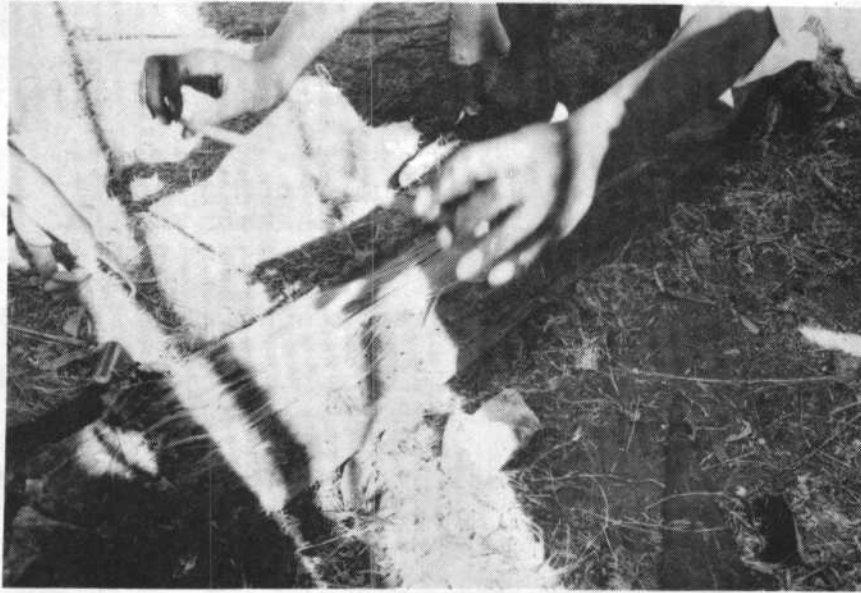
Der lokale Absatz von Seilen ist schwieriger als erwartet, das mag sich aber ändern, wenn die Qualität besser und das Projekt bekannter wird. Aber wann das Projekt in der Lage sein wird, sich selbst zu amortisieren und zu tragen (2.780,- K für die Seilmaschine, die Kosten für den Bau der Betonwanne und der Hütte und die laufenden Kosten - Gehalt für einen Angestellten, 12 x K 16 pro Jahr = K 192) ist noch nicht erkennbar.

2. Bereits in dieser kurzen Zeit hat sich der häufige Wechsel der Gruppenmitglieder als das größte Problem herauskristallisiert. Von den 28 Frauen, die im Oktober zusammen anfangen, haben 20 bereits den Club wieder verlassen, neue Mitglieder sind dazugekommen. Die Durchschnittszahl beträgt 22 Frauen. Winnie, eine der leitenden Frauen, verließ die Gruppe im Januar 1981, um eine Ausbildung am Lehrerausbildungsinstitut in Monze zu beginnen. Obwohl es durchaus kein ungeschriebenes Gesetz der Gruppe ist, daß Frauen nach ihrer Verheiratung nicht mehr kommen dürfen, bleiben sie danach weg. Sie ziehen fort zum Haus ihres Mannes und übernehmen nun die Rolle der verheirateten Frau mit all ihren Pflichten im Haus und auf dem Feld.

Welche Konsequenzen müssen aus der Tatsache gezogen werden, daß die meisten jungen Frauen der Gruppe nicht länger als 6 Monate angehören werden, die Mitgliedschaft also ständig wechselt?

Es bedeutet einmal, daß eine langfristige Planung nur beschränkt möglich ist. Gleichzeitig sollte aus diesem Grund das Schwergewicht mehr auf Aktivitäten gelegt werden, die einen unmittelbaren Bezug zu dem späteren Leben der Frauen als Mütter von Kindern und als Verantwortliche für die tägliche Nahrung haben. Welche Fähigkeiten und Kenntnisse können in dieser Zeit vermittelt, und wie können sie auf die späteren Pflichten einer Tongafrau abgestimmt werden?

Die Sisalproduktion konfrontiert die Frauen mit einigen Techniken, die sie bis dahin noch nicht kannten. Es ist nicht nur die spezielle Behandlung der Pflanze, sondern auch die Planung der verschiedenen Arbeitsschritte. Durch den Umgang mit der künstlich bewässerten Pflanzenschule lernen die Frauen die Methoden einer Bewässerungslandwirtschaft kennen. Im Hinblick auf ihre Heimarbeit entwickeln die Frauen bei der Verarbeitung von Sisal Ideen und Fertigkeiten, die sie auch später anwenden können. Aber die fehlende Kontinuität ist natürlich ein großes Hindernis, weil die Erfahrung, die die Gruppe aus Fehlern oder Erfolgserlebnissen sammelt, nicht von denselben Leuten verarbeitet werden kann. Der lange Prozess eines Lernens durch positive Erfahrungen und Fehler kann so bei dieser Struktur nicht stattfinden. Das aber war mein Ziel, als ich die Arbeit



Sisalfasern werden ausgeschabt



Frauen tragen die Hauptverantwortung
der Ernährung

mit der Gruppe begann. So ist eine der wichtigsten Aufgaben, den Zusammenhalt der Gruppe durch Seminare und gemeinsame Aktionen immer wieder zu festigen. Zusätzlich brauchen wir eine Art von Leiterin, damit Kontinuität und eine Woche-zu-Woche-Planung nicht nur durch mich gewährleistet wird, sondern in der Verantwortung der Frauen liegen.

Zweifellos wird derzeit das Sisalprogramm von den Frauen im Augenblick vergessen, wenn sie heiraten und Hausfrauen und Mütter werden, denn dies ist für eine erwachsene Tongafrau der einzige Status, der von der Gesellschaft anerkannt wird und der ihr ihre wichtigen Rechte in dieser Gesellschaft verschafft.

3. Nichtsdestoweniger steht es für mich fest, daß der Lusumbuko-Sisal-Frauenclub weiterbestehen sollte, auch wenn er keine großen Gewinne erwirtschaftet, denn er kommt dem anderen Wunsch der Frauen nach irgendeiner Form von Weiterbildung entgegen. Sowohl diejenigen, die zur Schule gegangen sind, als auch diejenigen, die das nie getan haben, wollen "irgendetwas lernen", sei es über Landwirtschaft, Mathematik oder anderes. Die gemeinsame Arbeit auf dem Feld oder in Siabaswi ist immer begleitet von Gesprächen und Diskussionen und manchmal auch Unterricht. Ich halte das für sehr wichtig, wenn auch keine meßbaren Ergebnisse dabei herauskommen. Die Frauen haben ihren Wunsch nach mehr Bildung ausgesprochen. So ist geplant, im nächsten Jahr regelmäßig Seminare abzuhalten, in denen jeweils ein Thema (von Grundkenntnissen in Mathematik bis zu Methoden des Gemüsetrocknens) ausführlich behandelt werden kann.

Entwurf für ein Ernährungsprogramm in Sinazeze

Bei einem Ernährungsprogramm ist es ganz entschieden nicht damit getan, nur Unterricht zu geben und Milchpulver auszuteilen, wenn die Mütter ihre kranken Kinder zur Klinik bringen. Es geht zunächst darum, die vielfältigen Gründe für die Fehlernährung zu untersuchen, seien es gesellschaftliche Zwänge, überkommene Gewohnheiten oder landwirtschaftliche Methoden. Die "Steine auf dem Ernährungsweg" sind nicht nur eine fehlende Gesundheitserziehung, sie können darum auch nicht durch einen einzelnen Feldzug aus dem Weg geräumt werden. Zu ihrer Beseitigung ist eine vielfältige Strategie notwendig, an der alle Regierungsämter beteiligt sein müssen.

Zielgruppe: die Frauen, die ihre Kinder zur Kleinkinduntersuchung (under five clinic) zum ländlichen Gesundheitszentrum in Sinazeze bringen, die jeden Dienstag-Vormittag stattfindet.

Diese Frauen haben alle ein oder mehrere Kinder. Sie kommen zur Klinik, weil ihr Kind sehr krank ist oder weil sie an medizinischer Vorsorge wie Impfungen interessiert sind. Sie sind eine ansprechbare Gruppe. Nach der Behandlung sind sie bereit, einem Unterricht zuzuhören, sei es über Masern oder bessere Ernährung.

Das Problem: sie kommen nicht regelmäßig. Jeden Dienstag sind andere Frauen da. Die Zielgruppe ist also eine sehr lockere Gruppe ohne feste Organisationsstruktur, die gemeinsame Interessen verfolgen würde. Ihre Zusammensetzung ist willkürlich. Es ist noch kein Beschluß darüber gefasst worden, ob es außerhalb der Dienstagvormittag-Besucher einen eigenen Club geben soll, in dem sich eine gute Gruppe regelmäßig trifft. Wenn es keinen Club gibt, in welcher anderen Form soll man an diese Frauen herantreten? Welcher Plan bietet die Gewähr, daß jede Gruppe jedesmal etwas Sinnvolles tut? Oder wie soll ein übergreifendes Rahmenprogramm aussehen, das

eine Kontinuität garantiert und die verschiedenen Schritte in einem "Ernährungsprogramm" einander zuordnet?

Die Träger des Programms ("Promoter"): bis jetzt haben zahlreiche, wenn auch unregelmäßige Gespräche stattgefunden mit Florence Munalula, der jungen Gemeinwesenarbeiterin (noch in der Ausbildung), mit Cecilia Sikulakula (Krankenschwester) vom Ländlichen Gesundheitszentrum, mit Agnes und Monica Meja, die praktischen Unterricht auf Grund ihrer Erfahrung als Mutter von drei Kindern gibt. Diese Gruppe diskutiert und bereitet die Unterrichts- oder Arbeitseinheiten vor, die nach der Kleinkinduntersuchung am Dienstagvormittag angeboten werden. Zur Vorbereitung gehören das Studium eines Buches über Ernährungsfragen, das zambische Verhältnisse verarbeitet, und das Herausfinden von Themen, die dazu beitragen, vorhandene Mißverständnisse auszuräumen. Z.B. sprachen wir über die Überzeugung der Mütter, daß sie mit dem Stillen aufhören müßten, sobald sie erneut schwanger werden, weil dann die Milch für das Kind gefährlich (sauer und giftig) sei, oder über die Fütter-Gewohnheiten: kleine Kinder bekommen, was die Erwachsenen übriglassen, und selten interessiert sich jemand dafür, ob jedes Kind seinen angemessenen Teil vom gemeinsamen Mahl erhält. Einer der Hauptgründe für Fehlernährung ist nämlich darin zu suchen, daß kleine Kinder nicht einen ihnen entsprechenden Anteil von der Mahlzeit der Familie bekommen. Gemüse, Fleisch und Milch werden zunächst den Erwachsenen als den Ernährern der Familie gegeben. Nsima (Maisbrei), die Hauptnahrung der Kinder, ist aber mit Sicherheit nicht ausreichend für die Ernährung von Kindern.

ATULIME NDONGO - Laßt uns Erdnüsse pflanzen

Obwohl Erdnüsse beliebt und bekannt sind, werden sie im Tal kaum angebaut. An ihnen läßt sich gut aufzeigen, daß es nicht genügt, den Müttern nur Informationen über richtige Ernährung zu geben ohne Hinweise darauf, wie sie sich diese zusätzlichen Nahrungsmittel auch beschaffen können.

Die Ziele des Erdnußanbaus in Sinazeze:

1. Die Frauen sollen die Notwendigkeit und Nützlichkeit von Erdnüssen durch praktische Vorführung erkennen. Dieser Kochunterricht hat sich schon herumgesprochen. Der Brei, der dort gekocht wird, wird den Kindern, die zur Untersuchung gebracht werden, verabreicht und von diesen "getestet". Wissenschaftliche Erkenntnisse und Ernährungszusammenhänge können dabei erklärt werden.
2. Auf einem Gemeinschaftsfeld sollen Erdnüsse (Bohnen und Okra) angepflanzt werden, wobei jede Frau beim Hacken, Säen, Jäten und Ernten mithilft. Während dieser gemeinschaftlichen Arbeit können Informationen über verbesserte Anbaumethoden vermittelt werden, wie z.B. das Pflanzen in Reihen oder die Verwendung eines Seiles mit Knoten zur Markierung der richtigen Abstände.
3. Für den persönlichen Bedarf soll Saatgut angeboten und verkauft werden. Der Mangel an Saatgut ist einer der Hauptgründe, weshalb einige Pflanzen nicht angebaut werden. In einer Art von Nachbereitung des Schrittes 2) könnte man auf die Felder der einzelnen Farmer gehen, um nachzusehen, ob die Ratschläge befolgt worden sind.

4. Die geernteten Erdnüsse (Bohnen oder Okra) können zu weiteren Kochdemonstrationen verwendet oder den Frauen gegeben werden, die zur Kleinkinduntersuchung kommen. Sie sind zum Verzehr, nicht zum Verkauf bestimmt.

Auf längere Sicht könnte man daran denken, einen detaillierten Unterrichtsplan aufstellen, der Kochdemonstration und Zubereitung jahreszeitlich bestimmter Nahrung sowie gemeinschaftliche Feldarbeit enthält. Er kann als Lehrplan von anderen Gesundheitszentren übernommen werden.

Dieser Entwurf eines Ernährungsprogramms ist aus den Gesprächen mit den verantwortlichen Frauen und aus der praktischen Arbeit, die Agnes meist ganz allein geleitet hat, entstanden. Die beabsichtigten Aktionen und ihre Verwirklichung klaffen allerdings noch weit auseinander.

Das größte Problem war und ist der organisatorische Rahmen. Zunächst boten wir besondere Treffen an mit dem Ziel, eine Art von Ernährungs-Club zu gründen, aber die Frauen machten nicht mit. Andererseits waren diese Frauen, die ihre Kinder zur Vorsorgeuntersuchung brachten, an den Kochdemonstrationen interessiert und folgten ohne Widerrede Agnes' Anweisungen, auf das Feld zu gehen und zu arbeiten. Aber bis heute scheinen sie wegen der willkürlichen Zusammensetzung der Gruppe kaum den Sinn und Zweck dieser Tätigkeit zu erkennen. Auf den Informationen und Gesprächen mit der Gruppe der einen Woche konnte in der nächsten Woche nicht aufgebaut werden. Das ist ein schweres Handicap, denn solch ein Programm kann nicht einzig und allein an den Erträgen an Erdnüssen usw. gemessen werden. Wichtiger sind die Fortschritte im kollektiven Lernen: das Sich-bewußt-werden von Problemen (in diesem Fall dem der Fehlernährung), die Suche nach ihren Ursachen und ihren Lösungen. Diese Lernprozesse nehmen viel Zeit in Anspruch und brauchen Kontinuität, damit Erfahrungen, die vereinzelt gemacht werden, zueinander in Beziehung gesetzt werden können.

Die Instabilität der Gruppe wird noch verstärkt durch die ungewisse Zukunft der verantwortlichen Frauen. Florence wird ganz bestimmt nach Abschluß ihrer Ausbildung weggehen, Cecilia, die Krankenschwester, kann jederzeit versetzt werden, und sogar Agnes spricht davon, aufs Plateau zu ziehen. Dies ist ein anderer schwacher Punkt des Programms: bis jetzt hängt alles an Einzelpersonen. Wenn die, die am meisten interessiert sind und am regelmäßigsten kommen, nicht mehr teilnehmen, muß alles von vorne angefangen werden. Das ist ein anderer Grund, weshalb es nicht ausreicht, daß nur die Promotoren das ganze Programm kennen, sondern es ist wichtig, daß sich so viele Frauen wie möglich engagieren und Verantwortung übernehmen.

Persönliche Einsichten und Konsequenzen für die zukünftige Planung

Am Tage ihrer Heirat ziehen die Frauen zum Haus ihres Mannes und arbeiten im Haus und auf dem Feld der Familie. Sie wenden all die vielfältigen Kenntnisse an, die ihnen ihre Mütter beigebracht haben. So werden sie zu Landfrauen, auf denen noch heute die Landwirtschaft der Tongas ruht. Wenn man das berücksichtigt, sollte man bei der Einrichtung von Clubs für unverheiratete Frauen, die noch "Zeit haben", überlegen, wie man diese Zeit nutzt, um ihnen Techniken und Kenntnisse zu vermitteln, die sie später auf ihren Feldern verwenden können.

Das Ernährungsprogramm, das von verheirateten Frauen besucht wird, die für die Ernährung ihrer Familie verantwortlich sind, zielt in die Richtung: Pflanzensorten und Anbau- und Verarbeitungsmethoden einzuführen, die für die tägliche Versorgung der Familie verwendet werden können. Sie müssen auf den vorhandenen traditionellen Methoden aufbauen, die immer noch gelten.

Diese praktische Seite muß durch eine Erziehung ergänzt werden, die nicht nur Informationen über Pflanzen weitergibt oder sich auf die Vorteile der vorgeschlagenen Methoden beschränken. Sie sollte vielmehr die Frauen in die Lage versetzen, über Mängel und Gründe nachzudenken, die einer Verbesserung der Situation im Wege stehen oder Anlaß zu Beschwerden geben (z.B. der Mangel an Saatgut).

Die Erfahrungen, die ich mit dem Sisal-Club in Siatwiinda gemacht habe, wo sowohl die Frauen als auch der Landwirtschaftliche Berater ganz offensichtlich Freude am Unterricht hatten, bestärken mich darin, Beamte der Behörden für Landwirtschafts-, Gesundheits- und Gemeinwesenentwicklung zu bitten, eine gemeinsame Strategie für die bessere Ausbildung von Frauen auszuarbeiten. Ihr Beitrag zur "Weiterbildung von Frauen" wird darin bestehen, regelmäßige Programme aufzustellen, wonach z.B. eine ganz bestimmte Frauengruppe in einer Regenzeit nur eine bestimmte Pflanze anbaut. Diese Aktivitäten könnten von Kursen über Ernährung, Verwertung von Nahrungsmitteln usw. begleitet werden. Wenn die erwähnten Behörden kooperieren und ein solches Programm regelmäßig im Zusammenhang mit der Kleinkinduntersuchung durchführen würden, könnte eine größere Anzahl von Frauen erreicht werden, und es würde auf diese Weise zu einem bedeutenden Bestandteil des Erwachsenenbildungsprogramms werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es meine Aufgabe sein, die Gruppe anfangs zu organisieren, und ich sehe darin den schwierigsten Teil des Programms. Sowohl die Regierungsbeamten als auch die Frauen selber betrachten die Frauenclubs allgemein als Freizeitgruppen, in denen genäht und gestrickt wird (damit will ich den Wert solcher Gruppen nicht herabsetzen). Die Sisal-Frauen, mit denen ich jene guten Erfahrungen gemacht habe, waren bereits recht gut organisiert. Ich muß nun herausfinden, ob Frauen auch Interesse an einer Gruppe haben, die nicht den herkömmlichen Erwartungen entspricht und nicht immer mit der Anwesenheit einer weißen Fachkraft rechnen kann.

Schlußbemerkungen

Wie man leicht aus den Beschreibungen der beiden Projekte ersehen kann, liegen die größten Probleme darin,

- a) Frauen für ein übergeordnetes Lernziel zu interessieren und zu organisieren
- b) für eine solche Gruppe einen formalen Status (z.B. ein Club) zu finden, weil so etwas bisher im Dorfleben noch nicht vorhanden war
- c) einen formalen Status für die sogenannten Leiter (leader) zu finden.

Letzteres ist besonders in den ländlichen Gebieten noch ein ungelöstes Problem und muß im Zusammenhang mit der Regierungspolitik gesehen werden. Selbst wenn alle verfügbaren Behörden und Beamten die Frauenbildungsarbeit begrüßen und aktiv daran mitarbeiten, sind sie doch nicht in der Lage, alle Gebiete des Tales zu erreichen.

Die Gemeinwesenarbeiter des Gwembe-Süd-Distrikts kann man an einer Hand abzählen: es sind genau 5. Sie sind in den größeren Orten stationiert, 2 in Malima, 1 in Sinazongwe, 1 in Kanchindu (mit nur kurzer Ausbildung) und 1 in Sinazeze, der von einem "Lehrling" unterstützt wird, der nach einem Jahr weggehen wird.

So stellt sich also wieder die Frage, wie man neue Gruppen in Gegenden aufbauen soll, die bisher noch nicht von einem Gemeinwesenarbeiter besucht werden. Und diese Gebiete sind während des Krieges am meisten von der Regierung vernachlässigt worden.

Es ist also deutlich, daß es noch eine ganze Weile dauern wird, bis die Regierung von Zambia genug Personal zur Verfügung stellen kann. Andererseits ist es gefährlich, durch das Gwembe-Süd Entwicklungsprojekt neue Stellen zu schaffen, die aufgegeben werden, wenn das Projekt seine Arbeit beendet und das Tal verlässt. Das führt zum nächsten Problem. Die Regierung wird nur Leute übernehmen, die ein ordentliches Zeugnis vorweisen können; sie wird nur Leute bezahlen, die eine dreijährige Ausbildung an einem anerkannten Institut nachweisen können. Sie wird nur Gesundheitsberater anerkennen, die die staatliche Ausbildung erhalten haben. So ergibt sich folgendes Bild: auf der einen Seite die immer noch traditionelle dörfliche Lebensgemeinschaft, die mehr oder weniger auf Familien oder Großfamilien beschränkt ist. Auf der anderen Seite starre Regierungsorganisationen, denen es bisher nicht gelungen ist, die Leute auf Selbsthilfe-Basis zu mobilisieren. Was fehlt, ist eine gesellschaftlich anerkannte Infrastruktur, nach der Leute aus den Dörfern, die vielleicht nur eine kurze Ausbildung erhalten und dann in ihren Dörfern eingesetzt werden, anerkannt und finanziell von den Behörden unterstützt werden.

Ob es realistisch ist zu verlangen, daß diese Leute als unbezahlte Freiwillige arbeiten sollen, muß ich erst noch herausfinden. Ich bezweifle es: der Druck der Bargeldwirtschaft ist so stark, daß Arbeit immer mehr nur dann Wert hat, wenn sie bezahlt wird. Die Leute haben die Erfahrung gemacht, daß alles, was sich außerhalb ihres traditionellen Dorflebens abspielt, irgendwie mit Geld zusammenhängt. Und sie fragen sich, warum sie Dienstleistungen, die in den städtischen Gebieten von bezahlten Kräften zur Verfügung gestellt werden, nicht auch erhalten sollen. Das geldorientierte Wirtschaftssystem dringt in die letzten Dörfer. Es zerstört nicht nur die landwirtschaftlichen Grundlagen der Subsistenzwirtschaft, sondern verändert auch den Stellenwert der gegenseitigen Hilfe in der Familie.

Wenn die gegenseitige Verantwortung innerhalb der traditionellen Familienbindungen immer mehr nachlässt, wie und wo sollte ein Verhalten entwickelt werden, das sich an den Belangen der ganzen Gemeinschaft orientiert?



Ein Dorf



Frauen rauchen Pfeife

B E R I C H T II - 1981

(Februar - August 1981)

Bevor ich darüber berichte, was mit den Programmen geschehen ist, die 1980 begonnen wurden, möchte ich auf die Arbeitshypothesen eingehen, die ich in meinem 1. Bericht aufgestellt habe. Es wird dann deutlich werden, wie widersprüchlich und problematisch jede Strategie beurteilt werden muß, nach der die Frauen in die Geld-Wirtschaft integriert werden sollen. Wenn ich mir heute diese Arbeitshypothesen und die Argumente vergegenwärtige, dann habe ich das Gefühl, daß sie doch recht naiv gewesen sind. Neue Erfahrungen und Erkenntnisse lassen mich die Dinge heute differenzierter sehen.

Bargeld für Frauen

Eine Grundthese meines 1. Berichtes war, daß die Frauen in den Bargeld-Sektor (cash sector) integriert werden sollten, damit sie über eigenes Geld nach ihren Bedürfnissen verfügen können:

"Ein unabhängiges Einkommen ist für die Frauen notwendig, das nicht in Konkurrenz zu den Ehemännern verdient wird. Dadurch kann sichergestellt werden, daß das Geld auch wirklich zum Wohl der ganzen Familie verwendet wird."

Inzwischen bezweifle ich sehr die Richtigkeit dieser Behauptung. Ich habe nämlich beobachtet, daß nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen Geld als zusätzliche Einnahme ansehen, über das sie für sich verfügen können und das nicht zum Lebensunterhalt der Familie ausgegeben wird. Auch die Frauen geben ihr Geld nicht "vernünftig" und geplant aus, indem sie in erster Linie die Bedürfnisse der Familie im Auge haben. Sie verwenden es vielmehr bevorzugt für Kleider und Kosmetiksachen. Im besten Fall ersetzen sie die traditionelle Nahrung durch Biscuits und Zucker.

Die Ideologie, daß man mit Geld die Welt kaufen kann, ist natürlich sehr stark. Wenn man genug Geld hat, braucht man nicht mehr für die tägliche Ernährung zu arbeiten, sondern man geht hin und kauft. Man braucht sich keine Gedanken über die Lagerung von Nahrungsmitteln zu machen, weil man mit Geld alles zu jeder Zeit kaufen kann. Mit Geld kann man sich jeden Wunsch erfüllen wie Kleidung, Nahrung, Musik und Reisen. So ist es kein Wunder, daß auch die Frauen auf dem Land genau aus diesen Gründen Geld verdienen wollen. (Es sollte jedoch nicht geleugnet werden, daß man für bestimmte Dinge Geld braucht: z.B. für Schulausbildung und Transport).

Ein weiteres Problem ist noch, daß die Preisstruktur des Marktes für die Ernährung einer bäuerlichen Familie sehr ungünstig ist. Gerade für Nahrungsmittel sind die Preise im Vergleich zum Einkommen sehr hoch: dies betrifft Konserven, Milchpulver und Fisch ebenso wie Grundnahrungsmittel, wenn man von dem subventionierten Maismehl einmal absieht. Diese Einsicht hat meine Zweifel weiter darüber verstärkt, daß die Frauen auf Kosten der landwirtschaftlichen Selbstversorgung in den Bargeld-Sektor integriert werden sollen. Schließlich soll noch eine zusätzliche Bemerkung hinzugefügt werden. Seitdem die landwirtschaftliche Produktion für den Verkauf (cash crop production) - wie Baumwolle - eingeführt worden ist, ist die Reich-

haltigkeit der täglichen Nahrung geschrumpft. Normale Mahlzeiten beschränken sich mehr und mehr auf Nsima (Brei) aus Maismehl und auf nur eine Gemüsesorte. Offensichtlich werden die verschiedenartigen Wurzeln, Blätter und Früchte, die im Busch wachsen, immer weniger gegessen. So wird die Kenntnis über diese natürlichen, essbaren Früchte einmal verloren gehen.

Im 1. Bericht liefen alle Argumente auf die Forderung hinaus, die Frauen in den Bargeld-Sektor einzubeziehen. Inzwischen ist meine Kritik an dieser Perspektive deutlich gewachsen. Ohne Zweifel beruht die Ernährung der Familie, vor allem im Hinblick auf das, was täglich verbraucht wird, immer noch zum größten Teil auf der Subsistenzlandwirtschaft. Zwar wird immer häufiger das erforderliche Maismehl in den kleinen Läden gekauft, aber das Gemüse (das Protein der täglichen Nahrung) wird vorwiegend privat angebaut.

Ich fasse zusammen. Die zwei widersprüchlichen Grundsätze bestimmen meine Arbeit:

-- Die Subsistenzwirtschaft ist zwar immer noch Grundlage, aber seit der Einführung der am Markt orientierten Landwirtschaft vernachlässigt. Dies kann man auch an der offiziellen Regierungspolitik sehen. Im Hinblick auf eine gesunde Entwicklung der Kinder müßte jedoch diese traditionelle Landwirtschaft gefördert werden.

-- Die am Markt orientierte Landwirtschaft hat das tägliche Leben auf dem Land durchdrungen. Darum ist es rückschrittlich, wenn man die Frauen von der Möglichkeit, Geld zu verdienen, ausschließt, wie es bisher der Fall gewesen ist.

Es gilt in diesem Dilemma keine klare Lösung. Die Frauen müssen letztlich ihre eigene Entscheidung treffen. Die nationalen und internationalen Wirtschaftsinteressen verfolgen sowieso ihre eigenen Ziele. Was aber kann man in dieser Situation tun?

Nach meiner Einschätzung muß man beides tun: einmal Beratung anbieten, um die Nahrungsmittelproduktion für den eigenen Bedarf zu steigern, und dann über die Möglichkeiten und Probleme einer Wirtschaftsform informieren, die vorwiegend am Geld orientiert ist.

Der Lusumpuko-Sisal-Frauenclub

Die Monate seit Februar 1981 sind enttäuschend verlaufen. Viele Frauen haben nur unregelmäßig an den Programmen teilgenommen und sind dann ganz weggeblieben. Als Gründe wurden genannt: Heirat und der damit verbundene Wohnungswechsel und die Feldarbeit während der Regenzeit. Im März haben wir ein weiteres Seminar durchgeführt, um neue Mitglieder zu gewinnen. Anfangs klappte es auch vielversprechend. Aber dann hat sich an der alten Gesamtsituation nichts geändert.

Meine Erklärung ist, daß die richtige Motivation gefehlt hat. Vielleicht haben die Frauen ein regelmäßiges Einkommen durch diese Sisalarbeit erwartet. Einige Eltern wurden sogar mißtrauisch und vermuteten, daß ihre Töchter für mich umsonst arbeiten müssen, während ich das dicke Geld in die eigene Tasche stecke. Aber Geld wurde gar nicht mehr verdient, weil die Produktion und der Verkauf von Sisal

gestoppt wurden. Die Frauen hielten aber auch nichts von der Ausbildung, die sie bei den regelmäßigen Zusammenkünften bekamen.

Die restlichen aktiven Frauen, Christina Mufwimpiizi und ich beschlossen schließlich, "Löhne" einzuführen, um neue Mitglieder anzuwerben. Für jeden Tag, den die Frauen in der Sisal-Pflanzenschule oder beim Auskratzen der Fasern arbeiten, erhalten sie 40 Ngwee (DM 1,-). Wenn sie größere Entfernungen zurücklegen müssen, bekommen sie 50 Ngwee.

Zusätzlich sind wir zu den drei Grundschulen in diesem Gebiet gegangen. Dort wird Christina Zusammenkünfte abhalten, um ältere Schuler und Schulabgänger über das Sisal-Programm zu unterrichten.

Christinas Gehalt mußte gekürzt werden. Sie erhält nun eine Teilzeit-Bezahlung. Auch ich will mich etwas aus dem Programm zurückziehen und nur noch ein-zweimal im Monat den Frauenklub aufsuchen, um mit den Frauen die anstehenden Probleme und die weiteren Planungsschritte zu besprechen.

Das Integrierte Ernährungsprogramm

Weil die Erfahrungen mit den Frauen in Sinazeze so ermutigend gewesen sind, möchte ich dieses Programm auf alle 6 Gesundheitszentren in der Gwembe-Süd Region ausweiten.

Geplant ist, die Behörden - und zwar die Ämter für Gesundheit, Gemeinwesen und Landwirtschaft - für eine engere Zusammenarbeit zu gewinnen. Im Idealfall wird aus jeder Abteilung ein Beamter mitmachen und zusammen mit den anderen ein Schulungsprogramm für die einzelnen Monate ausarbeiten.

Die folgenden Themen wurden vorgeschlagen, über die Mütter, die ihre Kleinkinder zur Vorsorge zur Klinik (under fice clinic) bringen, unterrichtet und geschult werden sollten:

Themen für den Gesundheitsbeamten:

schwangere Mütter
Entwöhnung
Methoden des Fütterns
Wiegekarten für Kleinkinder
Durchfälle
Impfungen
Grundlagen der richtigen Ernährung
Familienplanung

Unterrichtseinheiten des Sozialarbeiters:

(Gemeinwesen)

Hygiene (reines Wasser)
Zubereitung der Nahrung
Wirtschaftsplan für saisonbezogene Nahrungsmittel

Zusammenarbeit mit dem Landwirtschaftsberater:

Planung und Anlegen eines Gemeinschaftsgartens
Organisation einer Gemeinschaftsarbeit
Methoden der Lagerung

Verbesserung der Anbaumethoden in der Subsistenzlandwirtschaft
Anwendung von Düngemitteln
Probleme der Vermarktung

Alle Unterrichtseinheiten sollten möglichst eng auf das tägliche Leben der Frauen bezogen werden. Da die landwirtschaftlichen Berater bis heute die Frauen überhaupt nicht angesprochen haben, werden sie bei diesem Programm verpflichtet, Gemeinschaftsgärten anzulegen, für Saatgut in kleinen Mengen zu sorgen und die einzelnen Frauen auf ihren Feldern zu besuchen und in praktischen Dingen zu beraten.

Besonders dieser letzte Teil des Programms ist noch Zukunftsmusik. Denn die vorwiegend männlichen landwirtschaftlichen Berater haben bis heute kein Interesse an dieser Aufgabe oder sie meinen, daß sie kein Prestige bei der Beratung der Frauen gewinnen können.

Es ist klar, daß die Hauptarbeit von den Regierungsbeamten geleistet werden muß. Es reicht nicht, daß die betroffenen Abteilungen der Behörde nur ihre Zustimmung zu diesem Plan geben. Sie müssen auch zusagen, daß sie aktiv mitmachen werden.

Um dieses Ausbildungsprogramm gleichzeitig an verschiedenen Orten beginnen zu können, plane ich zuerst ein 2-Wochen Seminar für Gesundheitshelferinnen (clarified daily employees). Es handelt sich um Schmalspur-Krankenschwestern ohne volle Ausbildung, die in den ländlichen Gesundheitszentren überall eingesetzt werden. Sie leisten oft mehr, als sie von ihrer Ausbildung her eigentlich tun dürfen. Sie sind die beste Ansprechgruppe, die mit den Frauen über Gesundheit und Gesundheitsvorsorge sprechen können. Denn jedes Gesundheitszentrum beschäftigt mindestens eine von ihnen, während Medizinische Assistenten (medical assistant) und Krankenschwestern nicht immer verfügbar sind.

Wenn der zuständige Staatssekretär des Gesundheitsministeriums der Provinz Livingstone keine Bedenken hat, soll je eine Gesundheitspflegerin von den 6 Gesundheitszentren in der Gwembe-Süd Region zusammen mit den beiden Bezirkssozialarbeiterinnen eingeladen werden. Frau Mwanza hat schon zugesagt, daß sie den Unterricht über Gesundheitsfragen übernehmen will. Sie ist Bezirksschwester, die die Gesundheitsvorsorge an Kleinkindern überwacht. Sie lebt in Sinazongwe.

Zur Zeit haben neben Sinazeze auch die Gesundheitsstationen in Malima und Siatwiinda damit begonnen, Gesundheitsprogramme neben der wöchentlichen Kleinkind-Untersuchung anzubieten.

Einen weiteren Punkt möchte ich nennen, für den ich die Frauen erwärmen will. Ich habe speziell für unsere Gegend einen Anbau-Kalender für Gemüse und Getreide zusammengestellt. Die Daten sind teils Büchern entnommen oder durch Befragung der Leute gesammelt. Dieser Kalender erklärt, in welcher Jahreszeit welche Getreide- und Gemüsearten angepflanzt werden kann und wann sie geerntet wird. Der Hauptzweck dieses Kalenders neben dieser Information ist jedoch, vor allem die Monate herauszustellen, in denen kein Frischgemüse verfügbar ist, nämlich die Monate Oktober bis Januar. Vor allem Oktober und November sind schwierige Monate. In dieser Zeit ist das Gemüse aus den

eigenen Gärten aufgegessen. Neues Gemüse kann aber nicht vor der Regenzeit, die im Dezember beginnt, angebaut werden. Dann dauert es mindestens noch zwei Monate bis zur ersten Ernte.

In früheren Zeiten kannten die Frauen zahlreiche Pflanzenarten und Wurzeln, die im Busch wild wachsen. Sie müssen nun ermuntert werden, daß sie diese Kenntnis nicht verlieren, sondern weiter nutzen. Ein anderer Weg ist, daß mit Hilfe von Bewässerung unabhängig von den Jahreszeiten zu pflanzen oder Erdnüsse, Bohnen und Okra anzubauen. Diese Produkte lassen sich leicht trocknen und lagern. Agnes Nyimba hat schon einen Versuchsgarten mit Bohnen angelegt.

Frauenklub Malima

Seit Mai ist in dem wieder aufgebauten Bewässerungsprojekt von Buleya Malima ein Versuch mit Frauen unternommen worden, der in diese Richtung zielt. Es ist bisher sehr verheissungsvoll verlaufen. Zusammen mit Peter Wendt, Herrn Malala und Herrn Duncan wurde ein Plan entwickelt, ein besonderes Programm für Frauen durchzuführen. Auch das Bauernkomitee stimmte zu. Seitdem arbeiten 20 Frauen zweimal in der Woche auf ihrem Stück Land. Sie werden von Herrn Duncan betreut und beraten. Durch Bewässerung bauen sie Gemüse außerhalb der normalen Saison an. Der eine Lima (1 Lima = 0,25 ha) ist zur Hälfte mit grünem Mais und zur anderen Hälfte mit Bohnen und Okra bepflanzt. Nach meiner Vorstellung sollte dieses Gemüse für den eigenen Verbrauch gedacht sein. Aber die Frauen haben sich anders entschieden. Sie wollen die Gemüseernte verkaufen. Ein Teil der Ernte müßte sowieso verkauft werden, um die ausgelegten Ausgaben zurückzuzahlen: 32 Kwacha (DM 80,-) für Plastikschläuche, 5 Kwacha (DM 12,50) für Saatgut und das Wassergeld, das noch nicht von der Regierung festgesetzt ist. Es könnte sich aber auf 100 Kwacha (DM 250,-) belaufen.

Da mir sehr an dieser Produktionsgruppe lag, habe ich mich gegenüber den Frauen auch autoritärer verhalten als bei den anderen Programmen. Ich möchte nun aus eigenem Interesse herausfinden, wie sich meine Einstellung und mein Verhalten während der 1 1/2 Jahre, die ich im Gwembetal arbeite, verändert haben. Ich werde diese von mir angewandte neue Methode mit der vergleichen, die ich beim Sisalprogramm im Oktober 1980 eingesetzt habe.

Eva Engelhardt

Eine Lehrerin in Nepal

Tief im bergigen Innern Nepals sind die verwitterten Fensterläden einer kleinen Schule weit aufgestoßen und geben dem hellen Sonnenschein den Weg frei auf sloganbedeckte Lehmwände, einen unebenen Lehmfußboden und Reihen kurzer Holzbänke. Hinten in einer Ecke steht das schäbige Lehrerpult.

Gewöhnlich ist dieses Klassenzimmer laut, aber nicht heute. Die Schule ist geschlossen. Ein landesweiter Streik hat dieses arme zentralasiatische Land gelähmt, und alles ist geschlossen.

Sogar die Pfade, die sich durch das nahe Dorf Amp Pipal winden, scheinen ausgestorben. Vielleicht hält auch die brütende Hitze, und nicht nur der Streik, die Leute zuhause.

Plötzlich verkünden Begrüßungsrufe von Dorfbewohnern die Ankunft eines Lehrers: einer jungen Frau mit schulterlangem Haar, Sandalen an den Füßen, einem warmen Lächeln und gekleidet in den traditionellen "Sari". Eine Menge barfüßiger Kinder umringt sie. Die Lehrerin redet die Kinder mit Namen an und streichelt die scheuen Jungen. Was sie auch sagt, es ruft fröhliches Gelächter hervor. Die beliebte Lehrerin ist keine Nepalin, sondern Deutsche: Else Furthmüller, 27, aus Calw-Stammheim.

Sie ist eine Missionslehrerin in Amp Pipal, 100 km nordwestlich des sagenhaften Kathmandu gelegen. Sie gehört zu der progressiven deutschen Gossner Mission und arbeitet für die Vereinigte Nepal-Mission, eine ökumenische Gruppe ausländischer Entwicklungsarbeiter aus allen Teilen der Welt.

Auf den Kamm eines kleinen Berges in 1.500 m Höhe geschmiegt, überblickt Else Furthmüllers winzige Schule einen kleinen Fluß, ein breites Tal und in einiger Entfernung verstreute erdfarbene, grasgedeckte Dorfhäuser. Das zerklüftetste Stück unserer Erdrinde, die Himalaya-Berge, ragt als imposanter Hintergrund auf. Stumm und in der Sonne gleißend wie riesige chromfarbene Wachtposten, scheinen die Berge einen merkwürdigen Zauber ganz eigener Art auszuüben.

Else Furthmüller ist seit drei Jahren Naturkundelehrerin in Amp Pipal. Sie ist eine von zwei ausländischen Lehrkräften an der einfachen Schule, die 800 Schülern eine Grundbildung ermöglicht. Elses kleinste Klasse hat 43 Schüler. Die 15, die in ihrer größten Klasse, mit 70 Schülern, als letzte kommen, müssen stehen, weil nicht alle Platz haben auf den Bänken. Aus irgendeinem Grund hat eins der Klassenzimmer keine Tür, und jeder - Else eingeschlossen - klettert durch ein Fenster ein und aus.

Das geheimnisvolle und bezaubernde Nepal ist das Land des weltüberragenden Mt. Everest, alter Tempel und Pagoden, der Gurkhasoldaten und Sherpaführer. Es ist ein Land voller Schönheit: der höchsten Bergkette der Welt, aufsteigender Vorgebirge, durchzogen von zahllosen Terrassen, friedlicher Dörfer, in hinreißenden Tälern überall eingeschmiegt, üppiger Urwälder und fruchtbarer Ebenen. Aber

das ist alles nur Schein. Denn unter dieser schönen Oberfläche quält sich das siebentärmste Land der Welt. Nepals Pro-Kopf-Einkommen beträgt weniger als 2 % von dem der Bundesrepublik Deutschland. Das Gesundheitswesen hat einen schockierenden Standard. Man bedenke, daß 40 % der Kinder ihren fünften Geburtstag nicht erleben. Vor dem Eintreffen ausländischer Gesundheitshilfe starben 70% der Kinder. Da ist es nicht überraschend, daß das Durchschnittsalter in Nepal nur 44 Jahre beträgt. Soviel zur Schönheit und Gelassenheit Nepals.

Jahrhundertlang war Nepal das "verbotene Land", zumindest für Westler. Erst, als 1951 eine milde Revolution das Tor der Geschichte hinter der oft tyrannischen Herrschaft der Ranas zuschlug, begannen die Dinge sich zu ändern. Davor konnten nur die Reichen und Einflußreichen Bildung erlangen. Die Schule in Amp Pipal, so roh sie wirkt, ist ein Zeichen dafür, daß Nepal endlich aus dem Marco-Polo-Zeitalter auftaucht.

Else Furthmüller ist 1954 in Calw-Stammheim geboren. Ohne Zweifel war sie von ihren methodistischen Eltern, Helmut und Rosel Furthmüller, begeistert, denn in ihrer Jugend beteiligte sich Else an Gemeindeaktivitäten und Jugendgruppen. Dazu erklärt sie, sie sei von dem Wunsch, einen "bedeutungsvollen Kontakt" mit Menschen zu haben, erfüllt gewesen. Nach dem 13. Schuljahr machte Else Furthmüller viereinhalb Jahre lang eine Lehrer-Ausbildung in Reutlingen durch. Und dann war sie anderthalb Jahre Lehrerin in Holzgerlingen, bevor sie Deutschland verließ.

Nicht weit von dem Dorf entfernt sucht die deutsche Lehrerin Schutz vor der grellen Sonne. Ihre Beine baumeln lose von der meterhohen Steinmauer, die ein Paar großer, schattiger Bäume umgibt - ein "chautara", altehrwürdig und heilig. Sie lehnt sich vor in den Wind, ihr Haar weht, während sie über ihren Umzug nach Nepal spricht. Ein leicht boshaftes Lächeln erscheint auf ihrem sonnengebräunten Gesicht, als sie verrät, daß Freunde in Deutschland sie für verrückt hielten, als sie eine Beamtenstelle als Lehrerin aufgab.

Es war ihr Onkel Klaus Schäfer, auch aus Calw-Stammheim, der Elses Interesse an der weltweiten Entwicklungsarbeit entzündete. Als sie 15 war, hatte sie ihn in Zambia besucht. Kurz darauf sagte sie ihren Eltern, sie werde eines Tages in Übersee als Entwicklungshelferin arbeiten. Nach einem weiteren Besuch in Afrika 1974 war sie noch fester entschlossen, im Ausland zu arbeiten.

1977 stand in der Zeitschrift der Gossner Mission: "Sind Sie Lehrer/Lehrerin? Krankenschwester? Hebamme? Ärztin/Arzt? Sind Sie sicher, daß Sie nicht für einige Jahre Ihre Arbeitskraft den Menschen in Nepal oder Zambia zur Verfügung stellen sollten? Sind Sie der- oder diejenige, die die erste Frage mit ja, die zweite aber mit nein beantworten? - Dann schreiben Sie uns bald." Im Juli 1978 landete Else Furthmüller in Nepal. Sie war 24. Nach fast einem halben Jahr Sprachausbildung und besonderen Orientierungsprogrammen in Kathmandu zog die junge Deutsche in die abgelegene Gemeinschaft von Amp Pipal.

Ihr erstes Weihnachten verbrachte sie in der Schule. Der Heilige Abend verging einsam, nur mit dem Weihnachtsprogramm von Radio Deutsche Welle.



Schulgebäude
in Amp Pipal



mit dem türlosen
Klassenzimmer

"Zuerst war das Unterrichten auf Nepali sehr schwierig", verrät Else. "Anfangs konnte ich die Fragen der Schüler einfach nicht verstehen, und darum konnte ich nur vortragen." Auf ihre Stunden bereitete sie sich den ganzen Abend bis in die frühen Morgenstunden vor. Else Furthmüller ist der Start in Nepal nicht leicht gefallen.

Wie die Dinge liegen, ist das Leben in Nepal für die meisten Menschen ein Überlebenskampf von einem Tag zum anderen. Else Furthmüllers Schüler zum Beispiel kommen aus einem Umkreis von zwei Stunden Fußweg (In Nepal reist man meist zu Fuß, und Entfernungen werden gewöhnlich in Zeit und nicht in Kilometern gemessen). Die Dunkelheit bricht schnell herein, und abends lernen ihre Schüler noch zwei oder drei Stunden beim Schein eines Dochts, der in einem alten Tintenglas brennt. Die Mehrheit der Kinder hat nicht den Vorzug eines eigenen Raumes in den überfüllten kleinen Häusern.

Ein typischer Schultag beginnt mit dem fast weltweiten Klingeln der Schulglocke, gefolgt vom Singen der Nationalhymne.

Etwa 20 Lehrer unterrichten an der Schule. Der einzige andere Ausländer ist Elses guter Freund Toni Bouverie-Brine aus England. Er beschreibt Else als eine wertvolle Kameradin. "Sie wird wirklich sehr geschätzt in Amp Pipal wegen ihrer guten Arbeit und ihrer Einstellung", sagt der Mathematiklehrer. "Else ist offen, sehr sorgfältig und hält Ordnung."

Nahe der Schule gelegen, liegt Elses Haus auf einem Hügelgrat. Es ist eine alte Gesundheitsstation, gebaut aus Steinen, Lehm und Holz.

Wie in kleinen Gemeinschaften überall auf der Welt herrscht in Amp Pipal jene Atmosphäre der Offenheit, und Freunde schauen vorbei, uneingeladen. Besucher - einschließlich einiger von Deutschland - werden besonders berührt von einem handgemalten Schild über ihrer Haustür: "Herzlich Willkommen in Amp Pipal". Innen teilen sich die Karte und die Flagge ihrer angenommenen Heimat den Platz an der Wand mit einer Postkartensammlung, Farbfotos sowie einem Sankrit- und einem christlichen Kalender (der eine zeigt das Jahr 2038, der andere 1981). Frisch gepflückte Blumen schmücken den Esstisch. Eine Reiseschreibmaschine steht auf einem Schreibtisch neben dem Wohnzimmerfenster, das, jawohl, ein Tal und den majestätischen Himalaya überblickt. Ein hölzernes Bücherregal ist vollgepackt mit Werken über Religion, Naturwissenschaft, Psychologie und Nepal.

Es gibt keinen Strom im Dorf, und die einzige Beleuchtung während der Dunkelheit kommt von einer zischenden Petroleumlampe.

Ein batteriegetriebenes Telefon mit Handkurbel hält die Lehrerin in Kontakt mit anderen Missionaren der Vereinigten Nepal-Mission, von denen die meisten in einem nahen Krankenhaus arbeiten. Aber das Telefon verbindet Else nicht mit der Außenwelt. Ihr einziger Direktkontakt ist ein Kurzwellenradio. Post kommt einmal in der Woche.

Während der Streik die Schule geschlossen hält, begrüßt Else Furthmüller Schüler in ihrem Haus für Arbeitsgruppen. Während einer Mahlzeit fragen sie alle möglichen Fragen, aber diesmal ist es die Leh-

rerin, die in Lachen ausbricht. "Baut Ihr Reis an in Deutschland? Wie kocht Ihr Euer Essen?" Das sind die leichten Fragen. Ihre Missionarskollegen sind gefragt worden: "Warum seid Ihr weiß?... Liegt das an Eurem Essen?", und "Wie lange dauert es, nach Amerika zu laufen?"

Das Schuljahr endet in Nepal im November... und wenn der Dezember kommt, endet auch der Dreijahresvertrag der Deutschen in Nepal. Sie habe keine unmittelbaren Pläne, sagt sie, außer einer Weltreise von einigen Monaten und dann der Rückkehr nach Deutschland - "zumindest für eine Weile".

Im Dezember werden sich die Schüler zum letzten Mal in ihrem Haus versammeln. Sie werden mehr Fragen haben. "Gehst Du wirklich? Bist Du sicher, daß Du nicht noch ein paar Jahr gebraucht wirst?" Da sie die erste Frage mit "ja" und die zweite mit "nein" beantwortet, wird Else Furthmüller der Abschied von Nepal nicht leicht fallen.

Byron Christopher
Journalist aus
Canada

Else Furthmüller
Amp Pipal - Gorkha
UMN P.O. Box 126
Kathmandu
NEPAL

Amp Pipal
Oktober 1981



Annapurnagebirgszug von Amp Pipal aus



Das "Gold" liegt vor dem Haus (natürlicher Dünger)

*Wir sollen heiter Raum um Raum
durschschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreis,
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen,
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.
Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegenenden,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied
und gesunde!*

Hermann Hesse

Liebe Verwandte und Freunde,
N a m a s t e !

Dies ist der letzte Rundbrief, den ich von Amp Pipal aus schreibe. In wenigen Wochen heißt es Abschied nehmen von all dem, was mir in den vergangenen Jahren lieb geworden war.

Die "Fremde" wurde mir zur Heimat, weil ich mit Liebe aufgenommen und angenommen wurde. Ich fand Freunde, die mit mir ein Stück des Weges gingen; nun aber sind wir an einer Gabelung angelangt, und unsere Lebenswege trennen sich wieder. Es heißt also für mich, Abschied zu nehmen - eine neue Stufe muß ich nehmen - die Rückkehr in die "alte Heimat", und ich frage etwas bange: Ist die Heimat mir etwa zur Fremde geworden?

Nun, ich bin noch immer hier und will nicht zu sehr an Abschied und das, was dann kommt, denken. Noch sind es mehr als drei Monate, und diese Zeit will ich voll "auskosten" und hier sein!

Die kommenden Tage sind eine gute Gelegenheit dafür. Für die Nepalis, d.h. die Hindus, steht das größte Fest vor der Tür: Dashai. Die Hindus feiern den Sieg Rams (Inkarnation des Gottes Vishnu) über Raban, den bösen König von Sri Lanka, der Rams Frau Sita entführt hatte. Die Göttin Durga hatte Ram dabei geholfen, und deshalb werden zu ihrem Gedenken Tieropfer dargebracht.

In Kathmandu werden an verschiedenen heiligen Stätten von der Polizei und der Armee rituelle Tieropfer vollzogen. Hier auf dem Land schlachtet jede Familie nach Möglichkeit eine Ziege. Um das zu tun, machen viele der armen Leute Schulden, die sie dann bis zum nächsten Dashai abtöten.

Alle freuen sich aufs Fest, denn dann kommen die Ehemänner, Väter und Söhne, die in der Stadt arbeiten, nach Hause. Es ist die Zeit, wenn man Eltern, Verwandte und Geschwister besucht und wiedersieht. Fast jeder trägt neue Kleider, und man sieht hauptsächlich fröhliche Gesichter.

Krishna, ein Schüler der 8. Klasse, der aus einer sehr bedürftigen Familie kommt, sagte mir: "Guruaama, ich freue mich so sehr auf Dashai, weil ich da neue Kleider bekomme und ich so viel Fleisch essen kann, wie ich will." Seine Augen leuchteten richtig, und ich hoffe nur, daß er nachher nicht zu starke Bauchschmerzen bekommt. Das Krankenhaus erwartet jedenfalls einen Ansturm nach den Festtagen, nicht nur Leute mit Bauchschmerzen. Es werden wohl auch wieder etliche Knochenbrüche darunter sein, die sich meist Jüngere beim traditionellen "Ping khelne", dem Schaukeln auf riesenradähnlichen Schaukeln, zuziehen.



Beim Jahressportfest in Amp Pipal



Klasse 6, Thema: Licht

Da es mein erstes Dashai ist, das ich in Amp Pipal verbringe, bekam ich viele Einladungen. An den drei Haupttagen habe ich je zwei Einladungen angenommen, und ich befürchte nahezu, daß ich von dem vielen Essen dann auch Bauchweh bekomme. Das Gute ist jedoch, daß ich zwischendurch immer zu Fuß bergauf und bergab muß.

Vielleicht wundert Ihr Euch, was die Christen während dieser Tage machen. Nun, das ist meist nicht so einfach. Es ist schwierig, Religiöses und Kulturelles eindeutig zu trennen, und so hat die Nepalikirche während dieser Tage eine Konferenz angesetzt. Oft ist es ja so, daß nur ein Mitglied der Familie Christ ist, und für diese Leute bedeutet es eine große Anfechtung, wenn sie zu Hause sind, während die Festlichkeiten stattfinden. Denn sie wollen ja einerseits mit der Familie feiern, aber sie sind dann praktisch gezwungen auch religiöse Riten mitzumachen, was sie aber als Christen nicht können und nicht wollen.

Ich denke oft, daß die nepalesischen Christen Weihnachten während Dashai feiern müßten.

Letzte Woche hatten wir wohl den letzten großen Monsunregen, der allerdings großen Schaden anrichtete: Viele der Flüsse im Terai traten über die Ufer, mehr als 100 Menschen ertranken, viele wurden obdachlos. Die Straße von Kathmandu nach Pokhara wurde auf einer 30 km langen Strecke weggespült, große Brücken eingerissen usw. Auf anderen Strecken war es ähnlich. Das war natürlich kurz vor Dashai äußerst ungünstig, denn halb Nepal ist in diesen Tagen unterwegs.

Jeden Morgen, wenn ich aufstehe, kann ich nun wieder die Himalayas sehen - all die vertrauten Gipfel: Ganesh Himal, Boudha, Himalchuli, Manaslu, die ganze Annapurnakette samt Macchapucchere. Davor die Hügel und die terrassierten Abhänge in den verschiedensten Grüntönen, wie sie nur die Natur hervorbringen kann. Die braunen Nepalihäuser schmiegen sich an die Abhänge und an einzelnen Stellen fangen schon die Weihnachtssterne an zu blühen und verleihen der Szenerie aus blau, weiß, grün und braun das letzte i-Tüpfelchen.

Da ich Ferien habe, sitze ich oft vor dem Haus. Gerade am frühen Morgen ist es besonders schön oder bei Sonnenuntergang. Manchmal lese ich, oder ich genieße einfach das Schauspiel der Natur und die Abwesenheit von mechanischen Geräuschen!!!

Nicht selten kommen mir dann die Psalmen 8 und 121 in den Sinn, und je öfter ich sie lese, desto mehr bedeuten sie mir etwas und sprechen mich an.

Nach den Dashaferien geht an der Schule der Endspurt los. Wegen des langen Lehrerstreiks (von April bis Juli) waren schon die vergangenen Wochen recht hektisch. Der versäumte Stoff sollte möglichst rasch aufgeholt und die versäumten Arbeiten sollten nachgeschrieben werden.

Wegen Lehrermangels mußte ich dann noch das Fach Hygiene übernehmen. Zudem habe ich seit den Sommerferien einen Referendar zu betreuen. Ryohei ist Mathe- und Physiklehrer und kommt aus Japan. Er beendet im Juni seinen Sprachkurs in Kathmandu, und ehe er an eine Schule geschickt wird, soll er hier eine Art Einführung und Vorbereitung bekommen. Er hospitiert in meinen Klassen und unterrichtet eine Klasse selber. Ich freue mich sehr, daß er hier ist, und vor allem, daß er auch so gut und schnell die Sprache lernt. Das ist unglaublich wichtig für uns Lehrer.



Straßenszene in Kathmandu



Obststand in Kathmandu



"Sun Dheva", Waschplatz in Kathmandu

Mir fiel das auch bei unseren Lehrerkonferenzen auf, wo es oft recht aufgeregt zugeht. In den ersten anderthalb Jahren verstand ich nur "Bahnhof". Nun kann ich den Diskussionen nicht nur folgen, sondern auch aktiv daran teilnehmen.

Die Situation meiner Kollegen bzw. der Lehrer wird immer frustrierender. Die Streiks bringen nicht die Ergebnisse, die sie sich erhoffen. Die Regierung verspricht viel, macht jedoch nur kleine Zugeständnisse und vertröstet vor allem. Der Unterschied im Vergleich zu anderen Staatsbediensteten ist immer noch sehr gravierend, und so ist es nicht verwunderlich, wenn mehr und mehr Lehrer der Schule den Rücken kehren und nach etwas anderem suchen. Vor allem die guten oder die Lehrer, die eine Ausbildung haben, versuchen, anderswo unterzukommen.

Das Niveau der Schulabgänger sinkt auch in Nepal, und das Erziehungsministerium versucht durch allerlei Maßnahmen, dem entgegenzuwirken. Im neuen Lehrplan für die Klassen 8 bis 10, der ab Dezember 1981 eingeführt werden wird, sind die Naturwissenschaften als Wahlfach vertreten. Der Grund: Mangel an Lehrern für diese Fächer und zusätzlich Mangel an Anschauungsmaterial und Ausrüstung.

Mein Rektor ist recht unglücklich, daß ich nicht nach einem kurzen Heimaturlaub wieder nach Nepal zurückkehre und auch kein Ersatz für mich von der UMN zu erwarten ist. Neben dem fachlichen spielt ja auch der finanzielle Gesichtspunkt eine wichtige Rolle für die Schule. In den drei Jahren war ich halt eine freie Lehrkraft.

Ich erhoffe mir, daß ich dann, wenn ich wieder in Deutschland bin, mit manchen von Euch über den Sinn bzw. Unsinn meiner Tätigkeit oder eines Aufenthaltes in Übersee allgemein diskutieren kann, und gehe jetzt nicht näher darauf ein.

Zum Schluß noch zu meinen weiteren Plänen:

Bis Mitte Dezember werde ich hier in Amp Pipal sein. Wo und mit wem ich Weihnachten dieses Jahr feiern werde, weiß ich noch nicht. Als ich vor kurzem in Kathmandu war, buchte ich ein Ticket für den 13.1.82 und werde dann Nepal in Richtung Bangkok verlassen. Bis Ende März 82 werde ich dann über Asien und USA nach Deutschland zurückreisen.

Vom 1.4.82 an werde ich als Mitarbeiterin der württembergischen Landeskirche in dem Reutlinger Team von "Dienst für Mission und Ökumene" (DIMÖ) tätig sein.

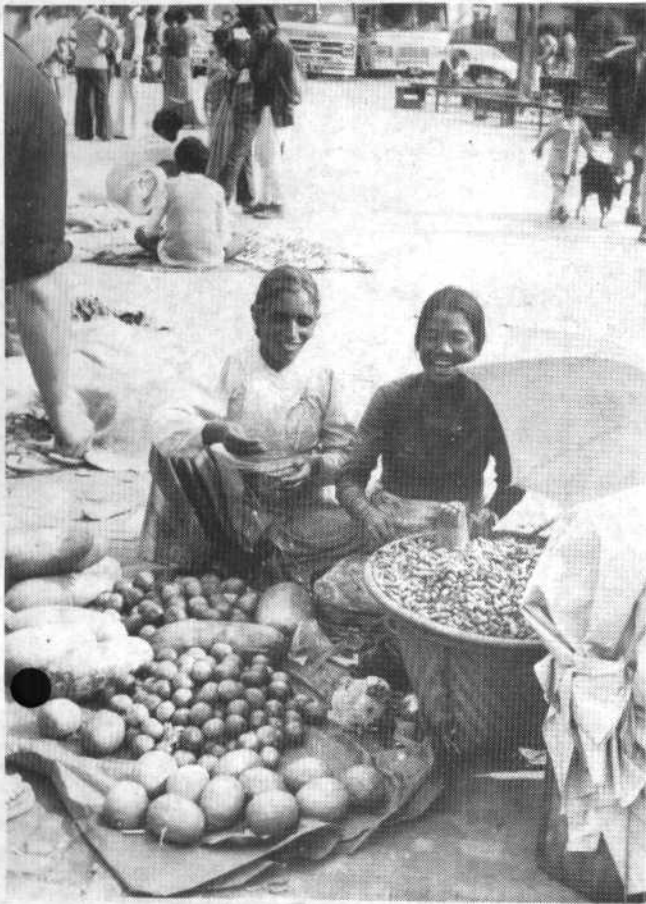
Darauf freue ich mich sehr, weil ich es als ideale Fortführung meiner Arbeit hier in Nepal ansehe.

Bis Mitte Januar 82 gilt also die Adresse der United Mission hier in Nepal, und dann vom 1.4.82 an bin ich wieder über meine Eltern in Calw-Stammheim zu erreichen.

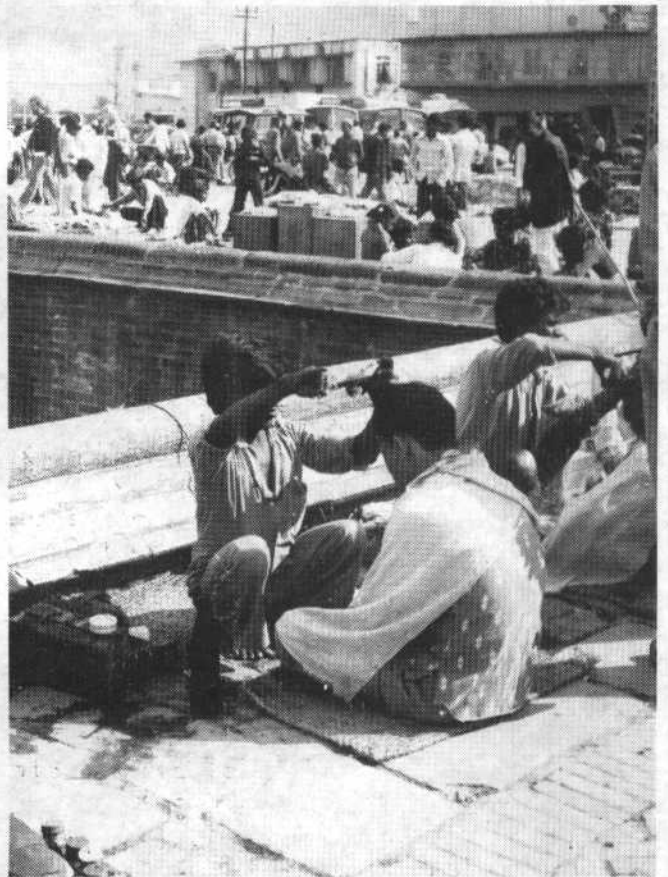
Nun auch ein Danke für die vielen Briefe, die ich bis jetzt noch nicht beantwortet habe. Ich freue mich immer sehr über Post, kann aber einfach nicht alle Briefe persönlich beantworten. Ich hoffe, daß ich es hiermit getan habe.

Bis zum Wiedersehen in Deutschland
alles Gute

Eure Else Furthmüller



Frauen vom Dorf verkaufen ihre Waren in der Stadt



Beim Friseur kurz vor Dashai in Kathmandu



Götterbild in Kathmandu

Valley Selfhelp Promotion Fund
P.O. Box 8
Sinazeze

Nkandabwe, Juli 1981

An alle Freunde und Förderer der Selbsthilfe im Gwembe Tal!

Zunächst möchte ich Ihnen im Namen aller sambianischen und deutschen Mitarbeiter ganz herzlich danken für Ihre aktive und unermüdliche Unterstützung mit Geld- und Kleiderspenden.

Seit Januar dieses Jahres ist Valley Selfhelp Promotion Fund als Selbsthilfeorganisation offiziell anerkannt und registriert. Das ist ein -wenn auch zunächst nur formaler- Schritt zur Eigenständigkeit. Finanziell ist V.S.P. aber noch weitgehend von Ihren Spenden abhängig. Die Haupteinnahmequelle ist nach wie vor der Verkauf der Kleidersendungen aus Deutschland und Holland.

1980 nahmen wir ca. 9.500,- Kwacha ein, allein als Erlös des Kleiderverkaufs. (Das wären nach dem gegenwärtigen Umrechnungskurs fast 25.000,- DM. Dieser Vergleich hinkt allerdings, da die Kaufkraft des Kwacha im Vergleich zur DM ungefähr 1:1 ist.) In diesem Jahr haben wir schon jetzt für 10.650,- Kwacha Kleider verkauft.

Allerdings ist zur Zeit auch alles ausverkauft. Und ich werde immer wieder gefragt, wann denn wieder Kleiderpakete aus Deutschland kommen. Denn jetzt nach Ernte und Verkauf von Mais, Baumwolle und Gemüse haben die Leute etwas Geld. Und bevor es wieder für Saatgut, Kunstdünger und dergleichen verbraucht ist, möchte man sich gern noch eine neue Hose, ein neues Kleid leisten. Kleidung ist hier in den Geschäften immer noch sehr teuer und bei V.S.P. gibt's eben "europäischen Chic" zu erschwinglich niedrigen Preisen.

Das Geld, das durch den Verkauf eingenommen wird, wird ausnahmslos zur Unterstützung von Selbsthilfeprojekten verwendet. Meistens ist dies der Bau von ländlichen Gesundheitszentren. Selbsthilfe bedeutet hierbei: die Bevölkerung des entsprechenden Gebietes bringt die Mittel auf zur Errichtung des Gebäudes, während der Staat dann die laufenden Kosten für Personal und Ausstattung übernimmt. Auf diese Weise werden besonders in den ländlichen Gebieten Sambias Gesundheitszentren gebaut - sie werden hier 'clinic' genannt - oder Unterkünfte für das medizinische Personal und auch Schulen.

Eines der ersten Selbsthilfeprojekte, die von V.S.P. unterstützt wurden, war Kanchindu Clinic. Der Bau wurde Ende 1980 abgeschlossen und Anfang dieses Jahres feierlich eingeweiht.

Hier arbeiten ein Medical Assistant, zwei voll ausgebildete Krankenschwestern und zwei Schwesternhelferinnen. Kanchindu Clinic leistet gute Arbeit und ist als erfolgreiches Selbsthilfeprojekt, das von den "Gossinern" unterstützt wurde, in der ganzen Umgegend bekannt.

Dieses Beispiel hat sich herumgesprochen und schon im Sommer letzten Jahres entschlossen sich die Bewohner im Gebiet von Sikaneka ebenfalls ihre 'clinic' zu bauen und baten um technische Beratung und finanzielle Unterstützung durch V.S.P.. Inzwischen ist dieses Projekt soweit fortgeschritten, daß Fundamente und Bodenplatte des Gebäudes unmittelbar vor der Fertigstellung stehen. Zur Zeit arbeiten ein Maurer und sein Handlanger als bezahlte Arbeitskräfte, während sich die Dörfer der Umgegend abwechselnd an den Bauarbeiten beteiligen.

Jedes Dorf schickt so eine Gruppe von 10 bis 20 Männern zur Mitarbeit; die Reihenfolge wird vom Selbsthilfekomitee und den Dorfältesten festgelegt und kontrolliert. Auch über die Geldspenden der einzelnen Dörfer wird genau Buch geführt. Auf den Dorfversammlungen wurde festgelegt, daß für 1980/81 jeder Mann 20,- und jede Frau 5,- Kwacha zu zahlen hat für die 'clinic'. Bisher wurden 1.489,- Kwacha gesammelt. Dem stehen bisher Ausgaben von 2.608,- Kwacha gegenüber. Die Hälfte dieser Ausgaben wird von V.S.P. übernommen, d.h. aus dem Kleiderverkauf finanziert.

Sie sehen, liebe Freunde, wie sehr wir auf Ihre Hilfe angewiesen sind. Wenn Sie vergleichen, welche Bedeutung allein Ihre Kleidersendungen für die medizinische Versorgung des Gwembetals haben und wie leicht es demgegenüber uns fällt in unserer europäischen Überflußgesellschaft, die 33,- DM für ein 10-kg-Seepostpaket aufzubringen und das bißchen Mühe, den Inhalt solch eines Pakets zusammenzutragen, dann dürfen wir doch sicher auch weiterhin auf Ihre Unterstützung hoffen. Natürlich freuen wir uns auch über Geldspenden.

Bitte haben Sie Verständnis dafür, wenn wir uns nicht für jedes Paket einzeln bedanken. Wir werden uns aber bemühen, Sie weiterhin regelmäßig über unsere Aktivitäten zu informieren, so daß Sie wissen, wie Ihre Spenden verwendet werden, wie sich V.S.P. entwickelt, wie die Projektarbeit läuft.

Und nun noch einmal zurück zur Arbeit! Neben dem clinic-Projekt in Sikaneka unterstützt V.S.P. derzeit noch den Bau eines kleinen Wohnhauses für einen Medical Assistant der clinic in Sinazeze, den Erweiterungsbau einer Grundschule in Sinakasikili und die Fertigstellung des Gesundheitszentrums in Sinemalima.

In Sinazeze wurde im letzten Jahr mit staatlichen Mitteln ein neues Gesundheitszentrum gebaut. Es fehlt aber noch an Wohnungen für weiteres medizinisches Personal. Speziell der Einsatz einer Hebamme, die hier dringend benötigt wird, hat die Regierung von der Bereitstellung eines Hauses abhängig gemacht. Dies wird nun in Selbsthilfe gebaut und soll bis Ende des Jahres fertig werden. - Dieses Projekt wurde auch mit 1.200,- Kwacha von einer sambianischen Hilfsorganisation, dem Zambia Council for Social Development, unterstützt.

Die Grundschule in Sinakasikili besteht aus einem Gebäude mit zwei Klassenräumen und einem winzigen Lehrerzimmer und einer großen Wellblechhütte mit zwei provisorischen Klassenräumen. Hier werden in Schichtunterricht sechs Jahrgänge unterrichtet, d.h. einige Klassen kommen vormittags, andere nachmittags zum Unterricht. Die sambianische Grundschule umfaßt aber sieben Klassen. Deshalb wurde Sinakasikili von der Regierung zur Aufstockung bis zur Abschlußklasse vorgeschlagen unter der Bedingung, daß ein zweiter Schulblock in Selbsthilfe errichtet wird. Bereits im letzten Jahr wurde mit den Fundamenten begonnen und vor kurzem wurde die Betonbodenplatte fertiggestellt. Die Kosten hierfür hat V.S.P. übernommen. Das Problem besteht darin, daß dieses Bauvorhaben einfach zu groß ist und die finanziellen Möglichkeiten der Bevölkerung übersteigt. Außerdem klappt hier auch die Zusammenarbeit der beteiligten Dörfer nicht so gut wie z.B. in Sikaneka.

Das Gesundheitszentrum in Sinemalima wurde schon 1976 begonnen und ist seit 1977 im Rohbau fertig. Dann wurde die Arbeit unterbrochen, weil das Geld ausging und es offensichtlich mit der Verwaltung der Spenden durch das Selbsthilfekomitee einige Probleme gab. Und noch immer gibt es einige Schwierigkeiten. Nachdem V.S.P. um Hilfe gebeten wurde, vereinbarte ich viermal mit



Kleiderverkauf in Sikaneka



Sinakasikili Schule
Bau eines zweiten Schulblocks in Selbsthilfe

den zuständigen Leuten ein Treffen, das nie zustandekam. Daraufhin erstellten wir zunächst nur einen Kostenvoranschlag.

Unsere Bedingung für die Unterstützung von Selbsthilfeprojekten im allgemeinen ist die, daß die Hälfte der Kosten durch Spenden der Dorfbevölkerung aufgebracht werden sollte und die andere Hälfte von V.S.P. übernommen wird. Außerdem sollen ausgebildete Arbeitskräfte nur dort eingesetzt werden, wo sie unbedingt benötigt werden. Während alle sonstigen Arbeiten freiwillig und unbezahlt von der betreffenden Bevölkerung als dem künftigen Nutznießer geleistet werden sollen.

Ein weiteres Selbsthilfeprogramm, das von Valley Selfhelp Promotion Fund finanziert wird, ist das sogenannte Water Development Programme, das die Versorgung der Dorfbevölkerung mit sauberem Trinkwasser zum Ziel hat. Für die meisten Leute kommt hier das Wasser noch aus dem Fluß. Morgens und abends wird es von Frauen und Kindern in Eimern und Schüsseln oft über weite Strecken auf dem Kopf zu den Häusern getragen. Die Qualität dieses Wassers läßt besonders in der Trockenzeit zu wünschen übrig. Deshalb ist das Interesse an Brunnen, die das ganze Jahr über gutes Wasser liefern, groß. V.S.P. stellt ein Bohrgerät zur Verfügung und liefert den Zement zur Errichtung von Brunnen. Wir helfen auch bei der Installation von Handpumpen, die aber bezahlt werden müssen. Jede Unterstützung, die wir geben, soll Hilfe zur Selbsthilfe sein, d.h. wir wollen damit nicht neue Abhängigkeiten schaffen, sondern -zumindest langfristig- zur Unabhängigkeit und Eigenständigkeit beitragen. Verantwortlich für das letztgenannte Programm ist Herr Gray Madyenkuku, der zugleich auch der Vorsitzende unserer Selbsthilfeorganisation ist.

Für heute herzliche Grüße
Ihre

Monika Sitt

Evangelische Kirche
Evangelical Church
in Berlin-Brandenburg (Berlin West)
West Germany



Berliner Missionswerk Handjerystraße 19 1000 Berlin 41

**BERLINER
MISSIONSWERK**
DIVISION FOR WORLD MISSION
DIREKTOR

Telefon: (030) 85 10 21
cable: Weltmission Berlin
Ende Oktober 1981

Liebe Schwestern und Brüder!

Verlaßt euch stets auf den Herrn,
denn Gott der Herr ist ein ewiger Fels. (Jesaja 26.4)

Mit diesem Schriftwort, der Jahreslosung für 1982, möchte ich Sie recht herzlich grüßen. Der Vers ist Aufforderung und Zusage zugleich. Der Ruf zum Vertrauen ist meines Erachtens auch dringend nötig. Zwar war mir die Redensart geläufig, wer sich auf Menschen verlasse, der sei verlassen. Aber das praktische Ausmaß fehlenden Vertrauens scheint mir atemberaubend geworden zu sein - gegenüber dem Staat, den Parteien, der Jugend (oder umgekehrt!), gegenüber Autoritäten und Ordnungen aller Art. "Der Staat macht keine Fehler, er ist ein Fehler", las ich am Winterfeldtplatz auf einem Plakat. "Schafft die Erziehung ab!" fordert eine Aufschrift am Kinderladen um die Ecke. Und in Friedenau steht an die Hauswand gesprüht: "Kill the teachers". Wut und Haß, die in solchen Sprüchen stecken, haben sich vom Vertrauen, vom Sich-Verlassen auf so etwas wie Gott ganz offensichtlich abgekoppelt. Aber eben so abgestorben ist die Bereitschaft, die Gesinnung, die hinter solchen Forderungen steht, überhaupt verstehen zu wollen. Auf "Erziehungsabschaffer" könnte ich mich nicht verlassen. Aber nach Jesaja soll ich das auch gar nicht: Basis des Vertrauens ist nur Gott, alles und alle anderen sind nicht oder nur sehr begrenzt vertrauenswürdig. Mindestens kann es kein schlechtes Motto für das vor uns liegende Jahr sein - sich auf (nichts als) den Herrn zu verlassen, der hier im Bild des Propheten - wörtlich - "Fels der Ewigkeiten" (zur olamim) genannt wird! Wenn Sie also in dem auch in diesem Jahr wieder beigelegten Kirchenkalender etwas notieren, dann schreiben Sie es nur auf Papier, nicht auf Fels. Unsere Termine sind eben nur für 1982, nicht für die Ewigkeit gedacht. Möge der Kalender in diesem Sinne ein Stück Hilfe sein und nicht zum Joch werden!

In diesem Sinne und mit diesen Wünschen seien Sie alle herzlich zu Weihnachten und zum Jahreswechsel begrüßt von

Ihrem

Klaus Gruhn

(Dr. Klaus Gruhn)

Anlage:

1 Evangelischer Kirchenkalender 1982

GOSSNER MISSION

1 Berlin 41 (Friedenau)

Handjerystraße 19-20

Fernsprecher: (030) - 85 10 21

Postscheckkonto: Berlin West 520 50 - 100

Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00
Kto.-Nr. 0407480700

Nachrichten aus der Gossnerkirche Nr. 7
=====

1. Sitzung der Kirchenleitung (KSS) am 24./25.6.1981

Die Jugendgruppe der Gemeinde Ranchi (junge Erwachsene) hatte beantragt, daß 5 Vertreter der Jugend und der Frauen der Gemeinde Ranchi als Beobachter an der Sitzung teilnehmen dürften. KSS hat das abgelehnt, aber ein informelles Gespräch mit den Vertretern der Jugend und der Frauen am Abend des 24.6. angeboten. Jugend und Frauen streben eine stärkere Beteiligung an der Arbeit der Kirchenleitung an.

Offenbar auf Antrag der Gemeinde Ranchi hat KSS beschlossen, daß in Zukunft ein Laien-Vertreter der Gemeinde Ranchi als Gast an den KSS-Sitzungen teilnehmen kann.

2. Theologisches College

Da der KSS-Ausschuß für Theologische Ausbildung nicht getagt hatte, wurde die KSS-Sitzung am 25.6. unterbrochen, um dem Ausschluß Gelegenheit zu einer Sitzung zu geben. Danach wurde die KSS-Sitzung fortgesetzt.

Wegen Unruhen am Theologischen College konnten 1981 keine Jahresprüfungen abgehalten werden. Es soll versucht werden, die Erlaubnis für Sonderprüfungen zu erhalten. Dies ist nötig, weil die Prüfungen vom Serampore College bei Calcutta durchgeführt werden.

Die beiden Dozenten Rev. C.A.B. Tirkey und Rev. B.K. Toppo, die sich zur NW-GELC halten, scheinen noch nicht endgültig entlassen zu sein, ihre Entlassung ist "eingeleitet".

1981 sollen keine neuen Studenten aufgenommen werden.

Rev. Martin Tete ist mit Wirkung vom 1.8.1981 bis Ende 1982 als Principal des Theologischen College beurlaubt, um in dieser Zeit ein "Christliches Bildungsprogramm" in der GELC aufzubauen.

Vom 1.8.1981 bis Ende 1982 wird Dr. Singh Amtierender Principal des Theologischen College.

3. Bibelschule Govindpur

Alle Kirchenprovinzen (Anchals) sind aufgefordert worden, die Bibelfrauen, die in Govindpur ausgebildet werden, auch einzustellen.

4. Christliches Bildungsprogramm

Die Vereinigten Lutherischen Kirchen Indiens finanzieren dieses Programm. Programmdirektor wird Rev. Tete bis Ende 1982, mit Sitz in Ranchi. Einzelheiten über das Programm kennen wir noch nicht.

5. Sarnatoli-Farm

Mit einem Kredit der Bank of India soll ein Traktor angeschafft werden.

6. Schulen

Die Middle School in Panisani ist der Regierung übergeben worden. Das Stosch-Wohnheim der Gossner High School in Ranchi wird repariert. Das Bethesda Women's College in Ranchi hat vom KSS einen Kredit in Höhe von Rs. 20.000,- erhalten, um eine Rücklage (reserve fund) bilden zu können.

7. Mission der Gossnerkirche

Die DM-Entwertung bringt es mit sich, daß die Missionsabteilung in diesem Jahr weniger Geld zur Verfügung hat. Die Kirchenprovinzen (Anchals) werden selbst zur Finanzierung der Mission beitragen müssen.

8. Verfassungsänderung

In den Anchals der Gossnerkirche zirkuliert jetzt ein Entwurf für eine Änderung der Kirchenverfassung. Einzelheiten sind uns noch nicht bekannt.

9. TTC Fudi

Ein Beschluß des Fudi Trust (3 Kirchen) von 1980, neben der Gossnerkirche nun auch die katholische und die anglikanische Kirche für die Handwerkerschule mitverantwortlich zu machen, sowie indische Geldquellen für die Schule zu suchen, hat noch keine entsprechenden Aktivitäten ausgelöst. Ein Versuch, die alte Produktionshalle wenigstens an eine Produktionsfirma zu vermieten, ist ebenfalls fehlgeschlagen.

10. Krankenhaus Amgaon

Dr. Walter Horó schreibt am 2.6.1981:

"Wir haben jetzt 80-100 Patienten täglich und nicht allzuvielen stationäre Patienten. Wir müssen die ganze Zeit verbinden, denn die meisten kommen mit Abszessen oder Verletzungen. Fieber kommt vor allem bei Kindern vor. Die TBC-Abteilung ist fast voll.

Wir sind bei den Vorbereitungen für unser Dorfgesundheitsprogramm. Wir haben ein Dorf ausgewählt und unsere Erhebungen dort abgeschlossen. Wir werden jetzt einen Plan an das CMAI-Büro (Christliche Gesundheitsvereinigung Indiens) in Ranchi schicken und um Unterstützung bitten. Vielleicht fangen wir noch in diesem Monat an mit den Besuchen in dem Dorf, und impfen erstmal die Kinder unter 5 Jahren und untersuchen die werdenden Mütter.

Wir müssen auch bald wieder bauen. Wir haben schon Ziegel gebrannt, aber noch nicht genug. Das war nicht möglich wegen gelegentlicher Regenfälle. Zement ist immer noch sehr knapp und kaum zu kriegen.

Die heiße Zeit ist dieses Jahr nicht so schlimm in Amgaon. Da es seit einem Monat gelegentlich regnet, ist es nicht zu heiß. Aber fast jeden Nachmittag haben wir ein Gewitter, und darum haben wir abends oft keinen Strom. Wir müssen fast täglich abends unseren Generator benutzen."

11. Kirchendruckerei

Da die GEL Church Press eine Setzmaschine (bisher Handsatz) und eine Klischier-einrichtung möchte, soll die Druckerei jetzt von einem Fachmann überprüft werden, um festzustellen, ob sie in Zukunft noch Überlebenschancen hat. Die World Association for Christian Communication in London hat sich bereit erklärt, diese Aufgabe zu übernehmen.

Valley Selfhelp Promotion Fund
P.O. Box 8
Sinazeze

Nkandabwe, Juli 1981

An alle Freunde und Förderer der Selbsthilfe im Gwembe Tal!

Zunächst möchte ich Ihnen im Namen aller sambianischen und deutschen Mitarbeiter ganz herzlich danken für Ihre aktive und unermüdliche Unterstützung mit Geld- und Kleiderspenden.

Seit Januar dieses Jahres ist Valley Selfhelp Promotion Fund als Selbsthilfeorganisation offiziell anerkannt und registriert. Das ist ein -wenn auch zunächst nur formaler- Schritt zur Eigenständigkeit. Finanziell ist V.S.P. aber noch weitgehend von Ihren Spenden abhängig. Die Haupteinnahmequelle ist nach wie vor der Verkauf der Kleidersendungen aus Deutschland und Holland.

1980 nahmen wir ca. 9.500,- Kwacha ein, allein als Erlös des Kleiderverkaufs. (Das wären nach dem gegenwärtigen Umrechnungskurs fast 25.000,- DM. Dieser Vergleich hinkt allerdings, da die Kaufkraft des Kwacha im Vergleich zur DM ungefähr 1:1 ist.) In diesem Jahr haben wir schon jetzt für 10.650,- Kwacha Kleider verkauft.

Allerdings ist zur Zeit auch alles ausverkauft. Und ich werde immer wieder gefragt, wann denn wieder Kleiderpakete aus Deutschland kommen. Denn jetzt nach Ernte und Verkauf von Mais, Baumwolle und Gemüse haben die Leute etwas Geld. Und bevor es wieder für Saatgut, Kunstdünger und dergleichen verbraucht ist, möchte man sich gern noch eine neue Hose, ein neues Kleid leisten. Kleidung ist hier in den Geschäften immer noch sehr teuer und bei V.S.P. gibt's eben "europäischen Chic" zu erschwinglich niedrigen Preisen.

Das Geld, das durch den Verkauf eingenommen wird, wird ausnahmslos zur Unterstützung von Selbsthilfeprojekten verwendet. Meistens ist dies der Bau von ländlichen Gesundheitszentren. Selbsthilfe bedeutet hierbei: die Bevölkerung des entsprechenden Gebietes bringt die Mittel auf zur Errichtung des Gebäudes, während der Staat dann die laufenden Kosten für Personal und Ausstattung übernimmt. Auf diese Weise werden besonders in den ländlichen Gebieten Sambias Gesundheitszentren gebaut - sie werden hier 'clinic' genannt - oder Unterkünfte für das medizinische Personal und auch Schulen.

Eines der ersten Selbsthilfeprojekte, die von V.S.P. unterstützt wurden, war Kanchindu Clinic. Der Bau wurde Ende 1980 abgeschlossen und Anfang dieses Jahres feierlich eingeweiht.

Hier arbeiten ein Medical Assistant, zwei voll ausgebildete Krankenschwestern und zwei Schwesternhelferinnen. Kanchindu Clinic leistet gute Arbeit und ist als erfolgreiches Selbsthilfeprojekt, das von den "Gossinern" unterstützt wurde, in der ganzen Umgegend bekannt.

Dieses Beispiel hat sich herumgesprochen und schon im Sommer letzten Jahres entschlossen sich die Bewohner im Gebiet von Sikaneka ebenfalls ihre 'clinic' zu bauen und baten um technische Beratung und finanzielle Unterstützung durch V.S.P.. Inzwischen ist dieses Projekt soweit fortgeschritten, daß Fundamente und Bodenplatte des Gebäudes unmittelbar vor der Fertigstellung stehen. Zur Zeit arbeiten ein Maurer und sein Handlanger als bezahlte Arbeitskräfte, während sich die Dörfer der Umgegend abwechselnd an den Bauarbeiten beteiligen.

Jedes Dorf schickt so eine Gruppe von 10 bis 20 Männern zur Mitarbeit; die Reihenfolge wird vom Selbsthilfekomitee und den Dorfältesten festgelegt und kontrolliert. Auch über die Geldspenden der einzelnen Dörfer wird genau Buch geführt. Auf den Dorfversammlungen wurde festgelegt, daß für 1980/81 jeder Mann 20,- und jede Frau 5,- Kwacha zu zahlen hat für die 'clinic'. Bisher wurden 1.489,- Kwacha gesammelt. Dem stehen bisher Ausgaben von 2.608,- Kwacha gegenüber. Die Hälfte dieser Ausgaben wird von V.S.P. übernommen, d.h. aus dem Kleiderverkauf finanziert.

Sie sehen, liebe Freunde, wie sehr wir auf Ihre Hilfe angewiesen sind. Wenn Sie vergleichen, welche Bedeutung allein Ihre Kleidersendungen für die medizinische Versorgung des Gwembetals haben und wie leicht es demgegenüber uns fällt in unserer europäischen Überflußgesellschaft, die 33,- DM für ein 10-kg-Seepostpaket aufzubringen und das bißchen Mühe, den Inhalt solch eines Pakets zusammenzutragen, dann dürfen wir doch sicher auch weiterhin auf Ihre Unterstützung hoffen. Natürlich freuen wir uns auch über Geldspenden.

Bitte haben Sie Verständnis dafür, wenn wir uns nicht für jedes Paket einzeln bedanken. Wir werden uns aber bemühen, Sie weiterhin regelmäßig über unsere Aktivitäten zu informieren, so daß Sie wissen, wie Ihre Spenden verwendet werden, wie sich V.S.P. entwickelt, wie die Projektarbeit läuft.

Und nun noch einmal zurück zur Arbeit! Neben dem clinic-Projekt in Sikaneka unterstützt V.S.P. derzeit noch den Bau eines kleinen Wohnhauses für einen Medical Assistant der clinic in Sinazeze, den Erweiterungsbau einer Grundschule in Sinakasikili und die Fertigstellung des Gesundheitszentrums in Sinemalima.

In Sinazeze wurde im letzten Jahr mit staatlichen Mitteln ein neues Gesundheitszentrum gebaut. Es fehlt aber noch an Wohnungen für weiteres medizinisches Personal. Speziell der Einsatz einer Hebamme, die hier dringend benötigt wird, hat die Regierung von der Bereitstellung eines Hauses abhängig gemacht. Dies wird nun in Selbsthilfe gebaut und soll bis Ende des Jahres fertig werden. - Dieses Projekt wurde auch mit 1.200,- Kwacha von einer sambianischen Hilfsorganisation, dem Zambia Council for Social Development, unterstützt.

Die Grundschule in Sinakasikili besteht aus einem Gebäude mit zwei Klassenräumen und einem winzigen Lehrerzimmer und einer großen Wellblechhütte mit zwei provisorischen Klassenräumen. Hier werden in Schichtunterricht sechs Jahrgänge unterrichtet, d.h. einige Klassen kommen vormittags, andere nachmittags zum Unterricht. Die sambianische Grundschule umfaßt aber sieben Klassen. Deshalb wurde Sinakasikili von der Regierung zur Aufstockung bis zur Abschlußklasse vorgeschlagen unter der Bedingung, daß ein zweiter Schulblock in Selbsthilfe errichtet wird. Bereits im letzten Jahr wurde mit den Fundamenten begonnen und vor kurzem wurde die Betonbodenplatte fertiggestellt. Die Kosten hierfür hat V.S.P. übernommen. Das Problem besteht darin, daß dieses Bauvorhaben einfach zu groß ist und die finanziellen Möglichkeiten der Bevölkerung übersteigt. Außerdem klappt hier auch die Zusammenarbeit der beteiligten Dörfer nicht so gut wie z.B. in Sikaneka.

Das Gesundheitszentrum in Sinemalima wurde schon 1976 begonnen und ist seit 1977 im Rohbau fertig. Dann wurde die Arbeit unterbrochen, weil das Geld ausging und es offensichtlich mit der Verwaltung der Spenden durch das Selbsthilfekomitee einige Probleme gab. Und noch immer gibt es einige Schwierigkeiten. Nachdem V.S.P. um Hilfe gebeten wurde, vereinbarte ich viermal mit



Kleiderverkauf in Sikaneka



Sinakasikili Schule
Bau eines zweiten Schulblocks in Selbsthilfe

den zuständigen Leuten ein Treffen, das nie zustandekam. Daraufhin erstellten wir zunächst nur einen Kostenvoranschlag.

Unsere Bedingung für die Unterstützung von Selbsthilfeprojekten im allgemeinen ist die, daß die Hälfte der Kosten durch Spenden der Dorfbevölkerung aufgebracht werden sollte und die andere Hälfte von V.S.P. übernommen wird. Außerdem sollen ausgebildete Arbeitskräfte nur dort eingesetzt werden, wo sie unbedingt benötigt werden. Während alle sonstigen Arbeiten freiwillig und unbezahlt von der betreffenden Bevölkerung als dem künftigen Nutznießer geleistet werden sollen.

Ein weiteres Selbsthilfeprogramm, das von Valley Selfhelp Promotion Fund finanziert wird, ist das sogenannte Water Development Programme, das die Versorgung der Dorfbevölkerung mit sauberem Trinkwasser zum Ziel hat. Für die meisten Leute kommt hier das Wasser noch aus dem Fluß. Morgens und abends wird es von Frauen und Kindern in Eimern und Schüsseln oft über weite Strecken auf dem Kopf zu den Häusern getragen. Die Qualität dieses Wassers lässt besonders in der Trockenzeit zu wünschen übrig. Deshalb ist das Interesse an Brunnen, die das ganze Jahr über gutes Wasser liefern, groß. V.S.P. stellt ein Bohrgerät zur Verfügung und liefert den Zement zur Errichtung von Brunnen. Wir helfen auch bei der Installation von Handpumpen, die aber bezahlt werden müssen. Jede Unterstützung, die wir geben, soll Hilfe zur Selbsthilfe sein, d.h. wir wollen damit nicht neue Abhängigkeiten schaffen, sondern -zumindest langfristig- zur Unabhängigkeit und Eigenständigkeit beitragen. Verantwortlich für das letztgenannte Programm ist Herr Gray Madyenkuku, der zugleich auch der Vorsitzende unserer Selbsthilfeorganisation ist.

Für heute herzliche Grüße
Ihre

Monika Sille

Jahresbericht 1980

Von Else Furthmüller, Lehrerin für Naturwissenschaften an der Janata-Oberschule in Amp Pipal, Gorkha-Distrikt, Nepal

I. Einige Daten über die Schule:

- Schülerzahl:** Knapp 800 Schüler besuchten 1980 die Schule. Die Zahl der Mädchen in den oberen Klassen ist immer noch verschwindend klein.
- Lehrer:** Zusammen mit dem Rektor unterrichteten 22 Lehrer an der Schule. Zwei nepalesische Kolleginnen unterrichten an der Grundschule. Außer mir war noch ein Ausländer (jedoch nicht von der UMN) als Lehrer an der Schule tätig.
- Klassenräume:** Die neuen Klassenräume wurden nach 1 1/2 jähriger Bauzeit endlich fertig. So standen für die Mittel- und Oberstufe (Klassen 6 - 10) 4 neue Räume zur Verfügung. Klasse 6 (70 Schüler) konnte dann zweizügig geführt werden; jedoch nicht die 8. Klasse (60 Schüler), weil wir keinen Lehrer bekamen.
Zu einem Fachraum für Naturwissenschaften hat es leider immer noch nicht gereicht.

II. Kurze Zusammenfassung über den Verlauf des Schuljahres:

- Januar:** Das Schuljahr begann ruhig ohne Streiks. Plötzlich tauchten Gerüchte auf, daß der Rektor versetzt werde wegen der Unruhen im vergangenen Jahr 1979.
Wenige Tage später war der neue Rektor dann schon da. Er ist sehr jung (26 Jahre), und es ist sein erster Posten als Rektor. Er stammt aus dieser Gegend und hat zudem recht guten Kontakt zum Distrikt-Schulamt in Gorkha. Mit ihm kam wieder ein Lehrer zurück, der zuvor versetzt worden war. Eine der Streikforderungen unserer Schüler war gewesen, daß dieser Lehrer zurückkommen mußte.
Der neue Rektor war voller Schwung und guter Vorsätze. In den ersten Wochen herrschte auch Disziplin an der Schule.

Ende Januar gab es einen Ministreik, um den Rektor daran zu erinnern, daß immer noch 2 Lehrer an der Schule waren, die den Schülern nicht paßten. Die zwei Lehrer wurden kurz darauf versetzt.
- Februar:** Unser Jahressportfest und das jährliche "Kulturelle Programm" mit Aufführung, Elterntag und Ausstellung fanden statt. Am Demokratietag jedoch fand kein spezielles Programm statt, was die Jahre zuvor der Fall gewesen war. Am Finale des Sportfestes kam es auch zu einem kleinen Zwischenfall. Die Schüler ruinierten einige Tische und Bänke, weil nicht alles nach ihren Vorstellungen verlief.
- März:** Anfang März fand die Vierteljahrs-Prüfung statt. Die Prüfung lief gut. Die Schüler schrieben nicht zu sehr ab, und auch die Lehrer hielten sich an die Regeln, was sie nicht immer bei den vorherigen Prüfungen taten. Während der Prüfung kam es zu einem Zwischenfall im Krankenhaus, wegen eines Krankenhausangestellten, der Christ ist. Unsere Schüler beteiligten



Gespräch mit Schülern auf dem Schulhof



Mein Lehrmittelschrank in der Schule

sich natürlich auch daran und verursachten viel Unruhe. Ab Mitte März streikten die Lehrer. Dieser Streik war landesweit. Die Lehrer forderten u.a. gleiche Behandlung aller Staatsbediensteten; Angleichung der Gehälter für Grund- und Mittelschullehrer an die der Oberschullehrer; Recht auf Gründung einer Gewerkschaft; Pension; bessere Ausbildung und Fortbildung usw.

April:

Mit Beginn der Schule nach dem Lehrerstreik kam es auch gleich wieder zu Unruhen unter den Schülern. Privatstreitereien wurden in die Schule gebracht. Oder um Privatstreitereien zu lösen, hetzten einige Schüler den Rest der Schüler auf, und eines Tages rannten die oberen Klassen einfach weg, um einen Mann im Dorf zu verschlagen, was ihnen dann jedoch nicht gelang. Auch waren die wenigsten Schüler tatsächlich mitgegangen. Sie hatten sich irgendwo versteckt. Und als die Anführer weg waren, kamen sie wieder hervor und hingen in der Schule herum.

4 neue Klassenräume wurden fertig und die Klassen 6 und 9 konnten dort einziehen. Zudem konnte die 6. Klasse endlich zweizügig geführt werden.

Mai:

Die im Mai 1979 angekündigte Volksabstimmung fand am 2. Mai statt. Da die Schule Wahlzentrum war, gab es einige Tage schulfrei. Die Schüler verhielten sich sehr ruhig und es kam zu keinen Zwischenfällen während der Wahl. Nach der Wahl war das einzige Thema, wer wird gewinnen, die Königstreuen oder die Mehrparteien-Vertreter? Unsere Schüler und der Großteil der Lehrer sind für das Mehrparteiensystem.

Mitte Mai gab es wieder Streik. Es ging gegen einen Lehrer, der beim Lehrerrat eine Aussage über einen Schüler gemacht hatte, die von den Schülern belauscht worden war. Am folgenden Tag kamen die Schüler mit Stöcken zur Schule und wollten den Lehrer verschlagen, obwohl er sich entschuldigt hatte. Sie warfen Steine und stürmten das Lehrerzimmer, wo wir Lehrer uns aufhielten. Wir übrigen Lehrer waren hilflos und konnten nicht viel unternehmen. Erst herbeieilende Dörfler konnten die Schüler zur Ruhe bringen.

Danach waren die Schüler wie Lämmer. Ich konnte sogar eine angekündigte Arbeit schreiben lassen.

Das nächste Ziel der Schüler waren dann die Ladenbesitzer im Dorf. Die Schüler bestürmten die Läden und richteten großen Sachschaden an. Grund: die Ladenbesitzer verkauften die Waren mit zu hohem Profit. Daraufhin gingen die Ladenbesitzer mit dem Pradhan Pancha (Bürgermeister) nach Gorkha, der Distrikthauptstadt, um den Distriktvorsteher zu sprechen. Der Distriktvorsteher kam daraufhin nach Amp Pipal und sprach mit der Bevölkerung, dem Krankenhauspersonal und den Lehrern. Er konnte immerhin das Problem mit den Lehrern klären. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Schülerstreiks durch Lehrer hervorgerufen wurden.

Juni:

Die Halbjahresprüfung war eine reine Farce. Die Schüler schrieben ab und wurden recht frech, wenn man es ihnen verbieten wollte. Ich zog den Zorn und die Verachtung eines Zehntklässlers auf mich, als ich einen Spickzettel wegnehmen wollte. Es gab eine Unruhe für 10 Minuten, danach lief die Prüfung wieder weiter.

- August: Nach den großen Ferien waren die Schüler sehr eifrig beim Lernen. Ich bekam Typhus und konnte den ganzen Monat nicht zur Schule.
- September: Die 10. Klasse hat vor und nach der Schule Extraunterricht, weil sie sonst den Stoff nicht durchgebracht hätten. Deshalb wohnten sie alle im Internat der Schule. Die Zulassungsarbeit zur Abschlußprüfung bestanden dann alle Schüler der 10. Klasse.
- Oktober: Das Distriktsportfest findet nun endlich statt. Es war im Frühjahr wegen des Lehrerstreiks verschoben worden.
- November: Das Programm für den Geburtstag der Königin war eine sehr marginale Vorstellung von Seiten der Schüler und der Lehrer. Die Abschlußprüfung war das Schlimmste, was ich je erlebte, seit ich an der Schule bin. Das Abschreiben war ein richtiger Sport geworden, und die Lehrer waren hilflos. Bei der Versetzung wurde diesmal jedoch strenger durchgegriffen als in den vorigen Jahren, und trotz der Abschreiberei fielen eine ganze Menge durch.

III. Meine persönliche Situation:

Ich unterrichtete in den Klassen 6, 7, 8 und 9. Der Stoff der 7. Klasse und der größte Teil des Stoffes der 9. Klasse waren ganz neu für mich. Neben der Schule hatte ich weiterhin Nachhilfe in Englisch für Mädchen der 7. Klasse und einmal pro Woche Strickunterricht für Mädchen, die sich dafür interessierten. Die 8. Klasse kannte ich noch nicht, und am Anfang hatte ich Schwierigkeiten, mit der Klasse zurechtzukommen. Oft fühlte ich mich unfähig, die 60 Schüler zu handhaben und mit ihnen in Kontakt zu kommen.

Der Altersunterschied und die Entwicklungsunterschiede waren recht groß in dieser Klasse, und die große Masse erstickte jegliche Aktivität unter den Schülern. Es beruhigte mich zu hören, daß auch meine Kollegen ihre Schwierigkeiten mit dieser Klasse hatten. Nach einigen Monaten, als ich alle Schüler kannte, ging es dann auf einmal viel besser, und es machte mir direkt Spaß, in dieser Klasse zu unterrichten.

Wie schon weiter oben erwähnt, waren die Prüfungszeiten die schlimmsten Zeiten für mich. Das Prüfungssystem finde ich sowieso irrsinnig. Neben 4 Kurztests, die der Klassenlehrer nach Belieben schreiben lassen kann, findet nach 3, nach 6 und nach 12 Monaten immer eine Prüfung statt. Das heißt, daß alle Schüler der 4. bis 10. Klasse 10 bis 12 Tage hintereinander Prüfungen haben, je nach Anzahl der Fächer. Dadurch wird Abschreiben ja direkt hervorgerufen, denn nach einer Woche sind die Schüler nicht mehr fähig, zu lernen und aufzunehmen. Zudem schafft diese Situation ein richtiggehendes Feindverhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Zwischen den Prüfungen bleibt kaum Zeit zum Unterrichten.

Trotz der vielen Abschreibereien hatten wir eine große Durchfallquote. Der Rektor war über den Standard der Schule beunruhigt, und in der 5. und 6. Klasse fielen auch viele Schüler in Nepali und Sozialkunde durch, nicht nur in den Fächern Englisch und Naturkunde. In der 6. Klasse fielen von 70 Schülern 33 durch, in der 7. Klasse 7 von 50, in der 8. Klasse 12 von 60 und in der 9. Klasse 4 von 30. Daß niemand in der Zulassungsprüfung der 10. Klasse durchfiel, fand ich sehr erstaunlich. Aber da ich in der 10. Klasse nicht unterrichtete, kümmerte ich mich nicht weiter darum.

Was die Sprache betraf, ging das zweite Jahr viel leichter als das erste. Ich war viel freier und konnte auch auf die Fragen der Schüler eingehen, weil ich sie nun verstand, was im ersten Jahr nicht immer der Fall war. Ein Lehrer-Schüler-Gespräch zu führen, war jedoch nicht leicht, da die Schüler zu sehr auf

den Vortragsstil eingefahren sind: Der Lehrer redet ununterbrochen 25 Minuten, gibt dann den Schülern eine Aufgabe zu lösen und verläßt die Klasse. Zudem sind die Schulbücher wie "Bibeln". Was darin steht, ist die absolute Wahrheit, und der Lehrer hat genau das zu unterrichten. Wehe er wagt, davon abzugehen. Dann ist das zwar nett und schön, aber das ist dann nicht Unterricht, sondern "Schwätzen".

Nachdem die 6. Klasse geteilt war, war es eine helle Freude zu unterrichten. Ich konnte viele Experimente zeigen und auch Schülerexperimente durchführen lassen. Klasse 8 war zu groß, als daß ich die Schüler hätte etwas selber machen lassen können. Die Geräte reichten bei weitem nicht. Der Stoff der Klasse 9 ist erstens viel zu viel, um in einem Schuljahr durchzukommen, zweitens auch zu hoch, als daß es die Schüler verstehen könnten.

Neben dem Unterrichten, Unterricht-Vorbereiten, Hausaufgaben und Arbeiten korrigieren und Nepali-Lernen blieb mir nicht viel Zeit, um Lehrmaterialien wie Poster usw. zu machen. Ich hatte meine Mühe, die Ratten von meinem Lehrmittelschrank fernzuhalten. Seit ich an der Schule bin, versuche ich, einen Fachraum zu bekommen, weil ich die Sachen 300 m weit tragen muß. Dadurch geht viel Zeit verloren. Ich kann auch nie etwas im Voraus einrichten. Aber bis jetzt warte ich noch immer darauf, und ich habe die Hoffnung schon fast aufgegeben.

Im ersten Halbjahr hatten wir ja viele Streiks, und die Schüler hatten dann alles bekommen, was sie wollten. Im 2. Halbjahr wurden sie dann recht frech in den Klassen. Sie versuchten, mich zu verunsichern, kritisierten an meiner Aussprache und an meiner Schrift herum. Dann weigerten sie sich, meinen Anweisungen zu folgen usw. Zu Beginn war ich sehr verunsichert. Als ich sie dann durchschaute, konterte ich so gut ich konnte, und das half. Mit meinen Nepalikollegen verfuhrten sie nicht anders, mit ihnen sprachen sie oft sehr herablassend.

Außerhalb der Schule waren die Schüler aber total anders. Sie waren freundlich, zuvorkommend und gerade so, wie junge Leute in ihrem Alter sonst sind. Sie wollten nicht mehr Erwachsene spielen, die alles besser wissen.

IV. Ursache der Unruhen an der Schule

1959 hatten die ersten direkten und allgemeinen Wahlen in Nepal stattgefunden. Die Nepal Congress Party (Tochterpartei der Indischen Congress Party) gewann, und Koirala wurde Premierminister. Schon im Dezember 1960 jedoch löste König Mahendra das Parlament auf und übernahm die Regierungsgewalt selbst. 1962 führte der König das Panchayatsystem (parteilose Demokratie) ein. Damit war auch ein Verbot sämtlicher Parteien verbunden, wie Nepal Congress Party, Nepal Communist Party (pekingfreundlich) usw. Königsgegner versuchten (meist vom Exil her), das Panchayatsystem zu bekämpfen.

Die Opposition wurde immer stärker. Der König versprach auch Demokratisierungsmaßnahmen, die jedoch letztlich ausblieben. 1979 kam es zu Studentenrevolten in Kathmandu und auch im Terai, wobei es eine Anzahl Tote gab. König Birendra versprach dann am 24.5.79, innerhalb eines Jahres ein Referendum (Volksabstimmung) abzuhalten. Damit sollte die Bevölkerung die Möglichkeit erhalten, über das politische System in Nepal abzustimmen, als Panchayatsystem oder Mehrparteiensystem. Bis zur Volksabstimmung am 2.5.80 kamen dann viele politische Gruppierungen an die Öffentlichkeit und hielten Veranstaltungen. Die Lehrer unserer Schule orientierten sich vorwiegend in der Nepal Communist Party und der Nepal Congress Party. Der Großteil der Schüler war von der Nepal Communist Party beeinflusst worden, manche schienen eine Art Gehirnwäsche erhalten zu haben. Nach den Sommerferien 79 fingen dann bei uns an der Schule die Streiks an gegen Lehrer, gegen nepalesische Christen, gegen die schlechten Verhältnisse an der Schule, gegen die hohen Preise in den Dorfläden. Die Vertreter des Mehrparteiensystems bekämpften sich gegenseitig (Congress gegen Kommunisten), und oft waren die

Streikgründe auch an den Haaren herbeigezogen.

Das Referendum kam und mit 54 % zu 45 % siegten der König und das Panchayat-system. Ein sehr knappes Wahlergebnis, und es war zu erwarten, daß die unterlegenen 45 % nicht einfach stillhalten würden.

An der Schule herrschten zeitweise anarchische Zustände. Die Lehrer hatten Angst vor den Schülern, man mußte aufpassen, was man sagte, oder mit welchen Lehrern man sich unterhielt. Es konnte ja immer sein, daß man irgendwo belauscht wurde und dann Bericht erstattet werden würde. Die Lehrer mußten tun, was die Schüler verlangten. Paßte ein Lehrer den Schülern nicht ins politische Konzept, dann wurde er aus der Schule hinausgeekelt.

Meiner Meinung nach wurden die Schüler von den politischen Führern mißbraucht, um Unruhe zu stiften und Druck auf die Bevölkerung und die Regierung auszuüben. Alles waren angelernte Parolen und Schwarz-Weiß-Malerei. Sobald man hinterfragte, mußten sie passen.

Die Schüler und ein Teil des Krankenhauspersonals arbeiteten eng zusammen, und nicht nur einmal stürmten die Schüler zum Krankenhaus, um Druck auf die United Mission auszuüben.

Für mich persönlich war es nicht leicht, mich aus der Politik herauszuhalten. Denn irgendwann sieht man ja auch die Probleme und möchte helfen, eine Veränderung herbeizuführen. Aber als Gast des Landes und laut den Vereinbarungen, die die UMN mit der Regierung hat, mußte ich mich heraushalten, so schwer es auch manchmal war.

V. Anmerkungen zu meiner Tätigkeit als Lehrerin in Nepal

Nachdem ich 2 Jahre an der Schule in Amp Pipal unterrichtet habe, wäre wohl die Frage zu stellen, welchen spezifischen Beitrag ich zur Entwicklung des Landes beisteuern kann.

Die UMN hat mit dem Oberschulamt in Gorkha eine Vereinbarung getroffen, an verschiedenen Schulen im Distrikt qualifizierte Lehrer für Naturwissenschaften, Mathematik und Englisch zu entsenden. Deren Aufgabe ist es, mit den gegebenen Mitteln und Möglichkeiten an der Schule zu unterrichten, mit nepalesischen Kollegen zusammenzuarbeiten, weiterhin Anschauungsmaterialien herzustellen, den Kollegen bei der Vorbereitung von Versuchen zu helfen usw.

Zudem erhofft sich die UMN viel von einer "christlichen Präsenz" an der Schule.

Jeder UMN Lehrer heißt für die Schule zunächst eine freie Arbeitskraft, denn wir werden ja nicht vom Schulbudget bezahlt. Je mehr UMN Lehrer an einer Schule, umso besser für die finanzielle Lage der Schule. Zusätzlich erhofft sich die Schule dadurch, leichter finanzielle Hilfe durch die UMN zu bekommen. Aber natürlich auch wird qualifizierter Unterricht erwartet, um den Stand der Schule anzuheben. Das ist recht und gut, denn in den oben genannten Fächern fehlt es immer noch an Lehrkräften in Nepal, obwohl es in den letzten Jahren schon besser wurde.

Gut finde ich, daß ich als normale Lehrkraft unter einem nepalesischen Rektor arbeite und nicht an irgendwelchen einflußreichen Stellen in der Verwaltung sitze. Damit aber muß ich mich an den Lehrplan und die Lehrbücher halten und an das System anpassen. Das heißt u.a.: Das jeweilige Kursbuch muß im Schuljahr durchgearbeitet werden, speziell in Klasse 7 und 10, die am Jahresende zentral gestellte Prüfungen haben.

Der Stoff ist im großen und ganzen derselbe wie in westlichen Erziehungssystemen. Z.B. Themen in der 9. Klasse: Entstehung des Planetensystems; Elektrizität (in Amp Pipal gibt es keinen Strom); System der Tiere und Pflanzen samt Bauplänen von Seeigeln, Polypen, Schwämmen usw.; Optik; Newtonsche Gesetze;

Gase. Die mehr relevanten ökologischen Themen kommen zu kurz, werden als unwichtig betrachtet und fallen oft unter den Tisch. In der Praxis sieht es so aus, daß man am Schuljahresbeginn mit Kapitel I beginnt und dann den Stoff, bzw. das Buch, durchzieht - notfalls auch ohne daß es die Schüler verstanden haben. Dem Großteil der Schüler geht es auch nicht ums Verstehen, sondern durchzukommen, um am Ende der Schulzeit ein Zeugnis in der Hand zu haben, das ausweist, daß man "gebildet" ist. Deshalb auch die Abschreibereien in den Prüfungen. Nicht-Sitzenbleiben-Wollen ist um so verständlicher, wenn man bedenkt, daß man hier noch Schulgeld bezahlen muß, was bei mehreren Kindern recht teuer werden kann. Wegen des Schulgeldes und der nicht bestehenden Schulpflicht kommen insgesamt nur wenige Schüler in die oberen Klassen. Vor allem die Mädchen sind die Leidtragenden. Sie müssen zuerst zu Hause bleiben und bei der Feldarbeit mithelfen, damit der Sohn weiterlernen kann.

Unterrichtet man also als Lehrer an einer Schule, hilft man letztlich nicht den Bedürftigsten und den wirklich Armen im Land, sondern der Mittel- und Oberschicht.

Es stellt sich die Frage, inwieweit ein westliches Schulsystem den Bedürfnissen Nepals gerecht wird oder je werden kann. Dann sollten wir uns überlegen, welche Schwerpunkte wir setzen, wenn wir als ausländische Fachkräfte einen Beitrag leisten wollen.

Wäre es z.B. nicht sinnvoller, durch Stipendien interessierten Nepalischen ein Studium in Naturwissenschaften zu ermöglichen? Viel zu wenig wurde bisher auch der Schwerpunkt auf die "nichtformale" (außerschulische) Erziehung gelegt. Es wird kaum etwas angeboten, noch gibt es geeignete Materialien dazu. Wichtige Bezugsgruppen wären die Frauen und Mädchen, sowie die Schulaussteiger. Die Frauen haben, soweit ich das gesehen haben, die größere Verantwortung in der Erziehung, denn oft kommt es vor, daß der Vater in der Stadt oder im Ausland das Geld verdient, und die Frau die Landwirtschaft und die Erziehung der Kinder allein bewerkstelligen muß. Die Schüler, die nur wenige Jahre zur Schule gehen können, vergessen das Gelernte schnell wieder, weil sie kaum Möglichkeit haben, das Gelernte anzuwenden, und sind dann um so mehr frustriert.

Meiner Ansicht nach sollten im Erziehungsbereich und den Richtlinien der UMN folgende Schwerpunkte gesetzt werden:

Mithilfe in der Lehrplanentwicklung - Herstellung von Lehrmaterialien und Lehrbüchern - Lehrerausbildung und Lehrerfortbildung - und außerschulische Erziehung in Zusammenarbeit mit den Dorfgesundheitsprogrammen. Dagegen sollte der Einsatz von Lehrern an Schulen so gering wie möglich gehalten werden.

Else Furthmüller

Kamp Lipal, April 81

Nepal

→

Jahresbericht 1980

In den ersten Tagen des Dezember 1979 zogen wir von Lalitpur um nach Bojha. Obwohl wir bereits in Lalitpur eine Einführung und Orientierung in unsere spezifische Arbeit in Nepal erhielten, war Bojha doch wieder ein Neuanfang. Die Leute, die Topographie und die geographische Lage unterschieden sich sehr stark und erforderten eine Umstellung auf die neue Situation. Bereits vor unserer Ankunft erhielten wir aus den verschiedensten Quellen Informationen.

1. Ingwer

Daraus ging hervor, daß die Verarbeitung und Vermarktung von Ingwer, der Haupteinnahmequelle für Bargeld in diesem Gebiet, einen wichtigen Teil meiner Arbeit darstellen werde.

Da im Januar die Ingwerernte beginnt, war es leicht, Informationen über den Anbau, die Verarbeitung und Vermarktung zu sammeln. Die zwei Hauptprobleme zeigten sich sehr rasch: die arbeitsintensive Rauchtrocknung, die viel Holz erfordert (grüner Ingwer : Holz = 1 : 6 bis 1 : 8), und der Preisverfall auf dem lokalen Markt in den vergangenen Jahren. Da, wie bereits erwähnt, Ingwer zu den wichtigsten Bargeldeinnahmen zählt, wirkte sich der Preisverfall auf die gesamte wirtschaftliche Lage des Gebietes aus.

Das erste Problem, die Trocknung, schien rasch gelöst zu sein. Im Technischen Institut Butwal (BTI) wurde ein Luftreibungstrockner entwickelt, der von einer Wasserturbine angetrieben wird. 1979 konnte ich ihn zusammen mit einem Kollegen in Butwal testen. In verschiedenen Versammlungen mit Dorfleuten wurde zu Beginn des Jahres beschlossen, daß eine Wassermühle zusammen mit einem Standardsatz an Maschinen (Ölpresse, Mehlmühle und Reisschälmaschine), sowie ein Trockner dieser Art in Arkhala installiert werden sollten.

Viel Optimismus und Enthusiasmus waren geweckt. Verschiedene Regierungsstellen meinten, das Problem der Trocknung sei das schwierigste, Märkte gebe es für den Ingwer genügend.

Um das zweite Problem, die Vermarktung, zu lösen, war es wichtig, eine Qualitätsanalyse der im Buling-Arkhala-Gebiet angebauten Ware durchzuführen. In Zusammenarbeit mit dem Wasserkraft-Projekt Tinau (TWP), der Regierung von Nepal (HMG), schweizer und deutscher Entwicklungsorganisationen (SATA und GTZ), dem BTI, dem Lebensmittel-Labor (FRL) in Kathmandu und dem Institut für Tropische Produkte, London, unternahm ich im Frühjahr 1980 diese Studie.

Da die Qualität des Ingwers sich sehr stark mit der Erntezeit verändert, wurde er in verschiedenen Abständen gegraben. Das Material wurde in Butwal getrocknet und nach London zur chemischen Analyse gesandt. Um die Einflüsse der Höhenlage auf die Qualität zu studieren, wurde Ingwer von verschiedenen Dörfern im Lebensmittel-Labor, Kathmandu, untersucht.

Das Wasserkraft-Projekt Tinau, welches für Palpa eine ähnliche Untersuchung durchführte, bat 1979 durch die Handelskammer Kathmandu das "International Trade Centre" (GATT/UNCTAD) in Genf um eine internationale Marktstudie für getrockneten nepalesischen Ingwer. Diese Studie wurde im Herbst 1980 durchgeführt, und der Report liegt vor.

Im Laufe des vergangenen Jahres sandte ich auch selbst eine Reihe von Ingwerproben an deutsche und englische Gewürzverarbeiter. Die Ergebnisse der Studien lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Die Qualität des Ingwer ist mittelmäßig, zu vergleichen mit niedrigen Cochinqualititäten (Cochin = Hauptanbaugebiet in Indien). Die Farbe, ein wichtiges Qualitätskriterium bei der Vermarktung, ist zu dunkel. Der Oleoresingehalt (Aroma + Schärfe) liegt unter dem international geforderten Standard. Der Gehalt an ätherischen Ölen (entspricht Aroma) ist gut. Zu einem vernünftigen Preis angeboten, läßt er sich verkaufen. "Vernünftiger Preis" heißt in diesem Kontext die Hälfte des Preises, der auf dem traditionellen Markt angeboten wird. Erschwerend kommt hinzu, daß Nepal als ein Binnenland beim Export sehr lange und unzuverlässige Lieferfristen hat. Eine Erholung der Preissituation auf den internationalen Märkten ist nicht abzusehen, da neue Anbieter wie Thailand und Indonesien ihren Anbau von qualitativ besserem Ingwer ausweiten. Auf dem lokalen Markt ist nur der rauchgetrocknete Ingwer bekannt. Im neuen Trockner getrockneter Ingwer würde maximal die gleichen Preise erzielen. Da neben dem Wasserentzug das Räuchern auch eine konservierende Wirkung hat, brauchen die Bauern bei ihrer traditionellen Methode nur auf ca. 25 % Wassergehalt zu trocknen. Bei der neuen Methode muß mindestens auf 10 % getrocknet werden. Der Bauer verkauft also bei seiner traditionellen Methode mehr billiges Wasser.

In diesem Jahr erzielten die Bauern auf dem lokalen Markt einen guten Preis. Assam, dessen stetig steigende Produktion in den letzten Jahren den Preisverfall verursachte, konnte in diesem Jahr wegen der politischen Unruhen nur geringe Mengen auf den nordindischen Markt liefern. Im kommenden Jahr ist jedoch wieder mit einer gesteigerten Lieferung aus Assam zu rechnen.

Im Oktober machte ich eine Reihe von Experimenten mit Gewürzmischungen. Dazu verwendete ich ausschließlich Gewürze, die in diesem Gebiet angebaut werden. Die Mischungen wurden an eine Reihe von Testpersonen (auch Händler) zusammen mit Fragebögen verschickt. Die Ergebnisse liegen noch nicht vollständig vor, und es läßt sich deshalb wenig über die Aussichten sagen.

Die ätherischen Öle wurden bei den Untersuchungen als gut bezeichnet. Im Februar 1981 werden die ätherischen Öle von ca. 120 kg getrocknetem Ingwer abdestilliert und die Proben durch das Institut für Tropische Produkte, London, an Händler weitergegeben. Der gesamte Weltmarkt absorbiert jedoch nicht mehr als ca. 15 to Ingweröl im Jahr, so daß diese Alternative als sehr begrenzt betrachtet werden muß. Der Prozeß der Destillation ist nicht sehr kompliziert und könnte z.B. in der Mühle in Arkhala durchgeführt werden. Die Einführung neuer Ingwersorten besserer Qualität ist ein sehr langfristiges Projekt. In einer Versammlung vor zwei Jahren wurde diese Arbeit der Regierungsgartenbaustation in Pokhara übergeben. Dort hat das Projekt jedoch die Aktenordner noch nicht verlassen.

Eine potentielle Alternative zum Ingweranbau scheint Chilly zu sein. In geringen Mengen kultiviert man in Buling Arkhala einen sehr scharfen Chilly-Typ, der sich für Extraktionszwecke verwenden ließe. Proben sind durch das Institut für Tropische Produkte an Händler weitergegeben worden.

Die Ingwerstudien des vergangenen Jahres erbrachten sehr klare und deutliche Ergebnisse. Auch wenn wir es uns etwas anders vorgestellt hatten, helfen uns die Resultate, zukünftige Entscheidungen zu treffen.

2. Lagerung von Vorräten

In den vergangenen Jahren wurde die Bedeutung der Nachernteverluste vor allem jene, die bei der Lagerung von Getreide und Hülsenfrüchten entstehen, sehr stark betont. Für Nepal werden Zahlen von 25 bis 30 % angegeben. Es erschien

mir deshalb wert, die spezifische Situation in Buling Arkhala kennenzulernen. Sehr schnell mußte ich erfahren, daß man sich in manchen armen Dörfern bei der Befragung nach Getreideverlusten sehr lächerlich macht. "Wenn man nichts zu lagern hat, hat man auch keine Verluste." Es gibt jedoch eine Anzahl von Problemen, die auch die armen Haushalte verspüren. Kritisch ist vor allem die Lagerung von Hülsenfrüchten, Weizen und Saatgut verschiedener Art.

Aus den verschiedenen Erfahrungen heraus schrieb ich eine Anleitung für Getreidelagerung. Während des Jahres gab ich diesen Kurs in 12 verschiedenen Dörfern. Eine Reihe von Dorfleuten baten um mehr Unterlagen. Zur Verwendung in unserem und in anderen Projekten wird es im Frühjahr 1981 als kleines Handbuch gedruckt.

Ich arbeite auf diesem Gebiet sehr eng zusammen mit dem Projekt "Rettet Getreide auf dem Lande". Inzwischen erhielten vier Dorfleute eine ausführliche Ausbildung in Kathmandu. Nach Abschluß der Ausbildung erhielt jeder Teilnehmer eine kleine Kiste mit Mitteln zur Begasung, zum Besprühen, Rattengift und Plastik (zum Abdecken bei der Begasung). Jeder wird auch zwei Blechbehälter und einen abgewandelten traditionellen Behälter zur Getreidelagerung erhalten. Zusammen mit diesen ausgebildeten Personen werde ich Demonstrationen in den Dörfern zur Begasung und Rattenbekämpfung durchführen. Eine geregelte Versorgung mit Insekten- und Rattengift wird durch die Genossenschaft in Arkhala gesichert.

Die Zusammenarbeit mit dem Projekt "Rettet Getreide auf dem Lande" war bisher für beide Seiten sehr fruchtbar.

3. Wassermühle

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres verbrachte ich viel Zeit in Arkhala. Wie bereits erwähnt, beschlossen dort die Dorfleute im Frühjahr 1980 in verschiedenen Versammlungen, eine Wassermühle zu bauen. Die Mühle sollte von einer Genossenschaft betrieben werden. Die Mehrzahl der Genossenschaften in Nepal sind reine Kreditgenossenschaften. Arkhala bot somit die Möglichkeit für eine neue Art von Genossenschaft im Land. Die bisherigen Wassermühlen, die vom Kleinturbinen- und -mühlen-Projekt in Butwal verkauft und installiert wurden, waren enorm gewinnträchtig. Die Müller zahlten die Investition von ca. Rs. 80.000 bis Rs. 100.000 (je nach Lage und Größe) innerhalb von zwei bis vier Jahren zurück an die Landwirtschaftsbank, die dafür Kredite gibt. Eine Wassermühle gäbe somit einer Genossenschaft die Möglichkeit, selbst ein gutes Einkommen zu erzeugen.

Wir steckten uns das Ziel, daß Entscheidungen soweit wie möglich von den Dorfleuten getroffen werden. Zu diesem Zweck formte sich im Juni ein Mühlenbaukomitee, das forthin für die Organisation verantwortlich war.

Zunächst mußten Druckrohre, Zement und Maschinen nach Arkhala getragen werden, alles zusammen etwa 10.000 kg. Das schwerste Einzelstück, das streckenweise von einer Person getragen wurde, wog 145 kg! Das Tragen ging zögernd vor sich. Der Preis war niedrig angesetzt (die Träger erhielten Rs. 0,50/kg) und der Monsun machte die Wege an manchen Tagen unpassierbar.

Mitte August begann das Installationsteam aus Butwal mit der Arbeit in Arkhala. Dieses Team ist zuständig für die Installation der Druckrohre, der Turbine und der Maschinen. Alle anderen Arbeiten wie der Bau des Auslaßkanals, des Mühlenhauses usw. mußte von den Dorfleuten durchgeführt werden. Das Mühlenbaukomitee beschloß, für diese Arbeiten kein Bargeld zu zahlen, sondern Gutscheine im Werte von Rs. 5 für einen Tag Arbeit. Mit diesen Gutscheinen sollten die Leute später in der Lage sein, sich ihre Genossenschaftsanteile zu kaufen.

Diese Idee war sehr gut, die Leute ließen sich jedoch mit Gutscheinen nicht sonderlich gut motivieren. Die Arbeit ging recht zäh vor sich. Für bestimmte

Projekte wie die Reparatur des bereits vorhandenen Kanals wurden Akkorde ausgegeben: Pro Meter wurde ein gewisser Preis gezahlt. Diese Methode erwies sich als sehr gut und effektiv. Anfang Oktober floß dann zum ersten Mal Wasser durch die Turbine. Im Nachhinein ließen sich die folgenden, gemachten Fehler und Erfahrungen aufzeigen:

- Der Termin für die Installation fiel in eine arbeitsreiche Zeit. Zwar wurde diese Entscheidung vom Komitee getroffen, aber ein gewisses Drängen meinerseits kann ich nicht verleugnen.
- Die Kommunikation zwischen den Komiteemitgliedern und den Dorfleuten war überraschend schlecht. Viele Informationen, die ich an das Komitee gab, erreichten nie die Dorfleute.
- Acht Monate zuvor lief in Arkhala ein "Nahrung-für-Arbeit-Programm", durch das die Leute mit hohen Löhnen verwöhnt wurden. Nun war es für sie schwer zu verstehen, warum sie nur Rs. 5 (der ortsübliche Lohn), die obendrein nur auf dem Papier standen, arbeiten sollten. Zwar betonte ich ständig, daß dies nicht ein Projekt der Mission sei, sondern eines des Dorfes. Dies war jedoch leichter gesagt als verstanden.
- Es war geplant, den ganzen Bezirk (Panchayat) an der Genossenschaft zu beteiligen. Das Panchayat hat jedoch eine sehr heterogene Struktur. Es wäre besser gewesen, das Projekt von Beginn an auf einige Dörfer zu beschränken, die gut miteinander harmonisieren. Die Verschiedenheit der Dörfer ließ nur sehr schwer ein Gemeinschaftsgefühl aufkommen.

Es gibt zwar eine Reihe von anderen Mühlen in der Umgebung, die jedoch mit Dieselmotoren betrieben werden und deshalb einen wesentlich höheren Preis verlangen als die Arkhala-Mühle. Leute kommen einen Tagesmarsch weit zur Mühle. Drei Monate Laufzeit sind allerdings zu kurz, um die wirtschaftliche Lage der Mühle in der Zukunft zu beurteilen.

Es wurden bisher 175 Mitglieder registriert. Das Einlagekapital beträgt knapp Rs. 10.000. Ein Mitarbeiter des DCS, Butwal, arbeitete drei Monate in der Arkhala-Mühle und bildete dabei vier Dorfleute aus. In Management und Buchführung leitet zur Zeit ein anderer Mitarbeiter des DCS Dorfleute aus. Es zeigte sich sehr rasch, daß dies wesentlich schwieriger ist als das Erlernen des technischen Betriebs.

Nach vielen Fehlschlägen mit Genossenschaften zögerte das zuständige Department mit der Registrierung der Arkhala-Genossenschaft. Inzwischen zeigt man sich jedoch sehr an dem Experiment interessiert. Man lud nun drei Genossenschaftsmitglieder zu einem 10tägigen Management-Kurs ein, der eben im Moment (Jan 81) läuft. Der zuständige Direktor des Departments hat seinen Besuch angekündigt. Nach der Registrierung wird die Landwirtschaftsbank den Kredit übernehmen, den die UMN zunächst gab.

4. Weitere Pläne

Im Dezember 1980 fiel in der Landwirtschaftsbank die endgültige Entscheidung, im März 1981 in Arkhala ein "Kleinbauern-Entwicklungsprogramm" zu beginnen. In dieses Programm würde die Genossenschaft mit einbezogen und somit von der Landwirtschaftsbank betreut werden.

Ich habe die Hoffnung, daß diese Genossenschaft eine Struktur bieten wird für viele neue Entwicklungen in Arkhala. Konkret in der Planung ist ein Seidenraupenzucht-Projekt (im April werden einige Arkhala-Leute an einem Kurs in Kathmandu teilnehmen) sowie ein Programm zur Pflanzung und Verbreitung von verbesserten Futterbäumen.

Im Buling-Panchayat ist eine weitere Wassermühle geplant, die ebenfalls von einer Genossenschaft betrieben werden soll. Wir zogen unsere Lehren aus Arkhala und lassen die Entscheidungen ohne Druck von den Dorfleuten selbst fällen. Vor allem wurde darauf Wert gelegt, daß sich nur jene Dörfer beteiligen, die gut miteinander harmonisieren. Die Installation wird wahrscheinlich im Herbst 1981 stattfinden.

Im Buling-Arkhala-Projekt kann ich meine Arbeit nicht auf das Gebiet der Nachernte-Technologie, das eigentlich meiner Ausbildung entsprechen würde, beschränken. Wo nur wenig angebaut wird, kann auch nichts verarbeitet werden. Programme wie die Zitrusverarbeitung lassen sich allein in Buling-Arkhala nicht einrichten. Eine Endverarbeitung läßt sich aufgrund der Lage (alles muß getragen werden) wirtschaftlich nicht durchführen. Eine Zwischenverarbeitung wäre gut möglich, allerdings brauchte man dafür eine Endverarbeitungsstelle an der Straße. Ich machte mehrmals einen solchen Vorschlag bei verschiedenen Regierungsstellen, erhielt jedoch noch keine Antwort.

In Nepal gibt es bisher noch keine Zitrusverarbeitung, alle Produkte werden aus Indien und Bhutan importiert.

1980 und noch mehr 1981 konnte ich eine beratende Funktion im Kleinturbinen- und -mühlen-Projekt einnehmen, das viele Anfragen zur möglichen Lebensmittelverarbeitung mit Wasserkraft erhält.

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41, Tel. 030 - 85 10 21
Postscheckkonto Berlin West 520 50 - 100
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 2-0 00, Kto.-Nr. 0407480700

Jahresbericht 1980
Dorfgesundheitsdienst

Während meines ersten Jahres in Bojha und im BAP waren viele Situationen neu für mich. Ich mußte lernen, daß sich viele Ideen und Pläne für meine Arbeit nur viel langsamer verwirklichen lassen, als ich anfangs gedacht hatte. Meine Aufgaben erstreckten sich auf mehrere Programme im Projekt:

1. Gesundheit für Mutter und Kind (MCH - Mother and Child Health)

Eine ANM-Schwester (Assistant Nurse Midwife) des BAP und ich gingen in 16 Dörfer im Buling-Panchayat (Bezirk) und in 6 Dörfer im Arkhalala-Panchayat zu MCH-Terminen. Solche Termine wurden in diesem Jahr in 5 Dörfern neu eingerichtet.

Davor hatten die Freiwilligen, die aus jedem dieser Dörfer ausgewählt worden waren, eine Ausbildung im Wiegen, im Gebrauch einfacher Medikamente und in Ernährungsfragen erhalten. Einige neue Freiwillige aus dem östlichen Teil des Buling-Panchayats mußten ebenfalls ausgebildet werden, da die bisherigen ihren Dienst nicht fortsetzten. Leider konnten wir kein Treffen mit allen "alten" Freiwilligen abhalten, die 1978 von Gwen Coventry ausgebildet worden waren. Aber bei unseren regelmäßigen Besuchen zu den MCH-Terminen konnten wir die Probleme der einzelnen Freiwilligen durchsprechen.

Im kommenden Jahr wird vor allem die ANM-Schwester mehr Zeit haben, besonders für Schwangerenberatung, aber auch für eine weitere, gründliche Ausbildung einiger ausgewählter Freiwilliger.

Im Jahre 1980 unternahmen wir MCH-Touren im Februar/März, im Juni/Juli und im August/September. Auf jeder Tour kamen ungefähr 500 Kinder in beiden Panchayats. In allen diesen Dörfern benutzten wir den Gewicht/Alter-Vergleich als anthropometrische Methode zur Feststellung des Grades von Unterernährung. Nach den Unterlagen hatten wir im Februar/März den höchsten Anteil an gut und ausreichend ernährten Kindern. Zu dieser Zeit hatten die Menschen noch genug zu essen. Aber in den späteren Monaten wurde das Essen knapper und knapper. Auf unserer Tour im Juni/Juli beobachteten wir, daß viele Kinder Gewicht verloren hatten, so daß ihr Ernährungszustand eine Stufe schlechter war als drei Monate zuvor. Auf der Tour im August/September hatten viele noch nicht wieder den Stand vom Frühjahr erreicht. Obwohl es wieder mehr Essen gab, blieb das Gewicht der Kinder niedrig aufgrund von Krankheiten wie Durchfall oder Wundinfektionen (genauere Angaben auf den Tabellen im Anhang).

Auf der letzten Tour fingen wir mit Tbc-Behandlung in solchen Fällen an, wo ein Kind während der letzten 3-4 Monate gar nicht zugenommen und keine andere Behandlung angeschlagen hatte. Eine Überprüfung dieser Fälle nach drei Monaten zeigte einen überraschenden Erfolg. Außer in zwei Fällen, in denen die Behandlung zu spät gekommen war, hatten alle Kinder mindestens ein Kilo zugenommen.

Neben der Krankenbehandlung impfen die Schwestern auch gegen Tbc (BCG) und gegen Diphtherie, Keuchhusten und Tetanus (DPT) bei Kindern unter 5 Jahren. Denn die Leute, die die Regierung zum Impfen ausschickt, erreichen nur wenige Kinder in diesen Magar-Dörfern.

2. Ernährung

Um den bestmöglichen Erfolg zu erzielen, haben wir beim Unterricht in Ernährungsfragen verschiedene Medien benutzt. Während der MCH-Termine ist die Einzelberatung am geeignetsten. Bei den ersten Terminen im Jahr haben wir vor Beginn der MCH-Beratung in dem entsprechenden Dorf erst einmal einige Poster der UNICEF vor den Dorf-Freiwilligen und einigen Einwohnern (Männer, Frauen, Kindern) erläutert. Meistens haben die wartenden Väter und Mütter über die Bedeutung der Plakate eifrig diskutiert, bevor sie an die Reihe kamen.

Die Dorfbewohner waren noch aufgeregter, wenn wir Filme von "Welt-Nachbarn" (World Neighbours) über Ernährungs- und Gesundheitsfragen in den dunklen Abendstunden zeigten.

Damit die Mütter die verschiedenen Ratschläge nicht durcheinanderbringen, sollte bei den MCH-Terminen nur Einzelberatung stattfinden. Darum haben wir zwischen diesen Terminen soviel Zeit wie möglich für Gruppenunterricht verwendet, mit Sätzen von Karton-Bildern als Anschauungsmaterial.

Zweimal im Jahr haben wir Gemüsesamen von UNICEF durch die Dorf-Freiwilligen verteilen lassen. Da die aufgedruckten Saatzeiten nicht bei allen Gemüsesorten für unsere Gegend zutrafen, gab es auch Fehlschläge. Aber wenigstens haben die Leute angefangen zu lernen, wie man einen richtigen Gemüsegarten anlegt. Natürlich ist noch viel Nacharbeit nötig.

Besonders in der Zeit von Februar bis Juli sind es die Leute gewohnt, verschiedene wilde Blätter und Pflanzen im Wald oder bei den Flüssen zu sammeln. Um den Nährwert dieser Blätter herauszufinden, haben wir Proben an das Lebensmittel-Labor in Kathmandu geschickt, und getrocknete Blätter und Blüten zur Bestimmung auch an das Botanische Institut in Godvari.

Da die Analysen des Lebensmittel-Labors nicht sehr befriedigend ausfielen (der Endbericht liegt noch nicht vor), müssen wir im kommenden Jahr wieder Proben sammeln, die wir vermutlich nach Indien zu UNICEF zur Analyse schicken werden.

Einige der Freiwilligen und Dorfführer gewannen Interesse an den neuen rauchfreien Herden, die an der Tribuvan-Universität in Kathmandu entwickelt worden sind. Da diese Leute solch einen Herd in ihren Häusern zur Anschauung für das ganze Dorf bauen wollten, haben wir zunächst einen Herd auf der Veranda unseres Hauses gebaut. Das erste Testkochen wird in Kürze stattfinden.

3. Neue Methode zur Feststellung von Unterernährung

David Nabarro und Stuart McNab (UNICEF) haben eine neue Methode entwickelt, wobei Körpergröße und Gewicht miteinander verglichen werden. Sie haben eine farbige Wandkarte geschaffen, an der man unterernährte Kinder leicht feststellen kann. Diese Methode ist auch für die Mütter leicht verständlich. Diese neue Größe/Gewicht-Methode wird zur Zeit in 8 Dörfern im Buling-Panchayat getestet, indem sie neben der Gewicht/Alter-Methode bei den MCH-Terminen angewendet wird.

Die Größe/Gewicht-Methode haben wir auch benutzt bei der Untersuchung des Ernährungszustandes, die wir im Frühjahr in den Dörfern des Arkhala-Panchayats nach den ersten MCH-Terminen dort durchgeführt haben. Bei dieser Gelegenheit haben wir diese Methode auch mit der Oberarmumfang-Methode und der Gewicht/Alter-Methode zur Feststellung unterernährter Kinder verglichen.

4. Nahrung-für-Arbeit-Programm (Food for Work Programme)

Während der ersten drei Monate in 1980 dauerte das Nahrungs-für-Arbeit-Programm in den beiden Panchayats noch an. Während wir die Ernährungssituation der Familien untersuchten, die an dem Programm teilnahmen, erteilten wir zugleich Ernährungsunterricht an den beiden Ausgabestellen für die Lebensmittel vor mehreren Gruppen von Dorfbewohnern. Wir erklärten vor allem den Nährwert der ausgegebenen Lebensmittel und deren Zubereitung. Als ein Ergebnis dieses Unterrichts gaben wir Saatgut für eine verbesserte Maissorte aus (Mais ist das Hauptgetreide der Magars) auf Gutscheine, die die Leute für ihre Arbeit gegen Ende des Programms erhalten hatten.

5. Magartücher und Maitras

Die Magarfrauen weben ihre Tücher auf ihren eigenen Webstühlen aus einer Mischung selbst angebauter und gekaufter Baumwollgarne. Indem wir "than" für "than" (eine Bahn von 8 m x 65 cm) kauften, bekamen wir Probleme mit der Vermarktung. Wir mußten neue Produkte und Verkaufskanäle finden und zugleich den Dorfbewohnern helfen, diese neuen Produkte auch ohne die Hilfe von Ausländern herzustellen und zu verkaufen. Eine Gruppe von 6 Dörfern im östlichen Teil des Buling-Panchayats hat bereits die ersten Schritte in dieser Richtung getan. Sie haben ein Handwerker-Komitee gebildet und den gemeinsamen Einkauf von Garn zum Weben der neuen Produkte organisiert. Eine Ausbildung im Stoffdrucken fand dort im Januar 1981 statt. Zu diesem Zweck wurde ein Fachmann des Amtes für Dorfindustrie, Kathmandu, geschickt. Eine andere Gruppe von Dörfern, darunter Bojha, ist noch nicht so weit, offenbar wegen geringeren Interesses.

Im Arkhala-Panchayat zeigten die Frauen eines Dorfes Interesse, Maitras guter Qualität für den Verkauf zu weben. Ein Maitra ist ein weißes Stück Stoff wie ein Schal mit einem Muster aus bunten Fäden, die beim Weben eingearbeitet werden. Normalerweise tragen nur Männer die Maitras, und zwar um ihre Hüften wie einen kurzen Rock. Da das Weben dieses Schals sehr arbeitsintensiv ist, haben die Frauen sie gewöhnlich nur für ihre Männer und Brüder gemacht, aber nicht zum Verkauf. Besonders die Schneiderinnen-Genossenschaft in Bhaktapur ist an den Maitras interessiert. Die Frauen haben auch einen Auftrag aus der Bundesrepublik erhalten, Röcke aus diesem Material zu liefern.

Anhang

Tabellen der Impfungen gegen Diphtherie, Keuchhusten, Tetanus (DPT) und der unterernährten Kinder während der 3 MCH-Touren in den Buling- und Arkhala-Panchayats 1980.

(Der Grad der Unterernährung wurde anhand der Gewicht/Alter-Methode festgestellt, da die "Weg zur Gesundheit"-Karten bei unseren MCH-Terminen für alle Kinder unter 6 Jahren benutzt werden).

Tabelle 1: Arkhala-Panchayat (6 Dörfer)

Zahl der untersuchten Kinder	Febr./März	MCH-Tour im Juni/Juli	Aug./Sept.
die die 1. Impfung	-	-	43
2. "	-	-	19
3. "	-	-	1
erhielten			

Zahl der untersuchten Kinder	Febr./März	MCH-Tour im Juni/Juli	Aug./Sept.
die in guter Verfassung waren	44.0 %	40.0 %	23.6 %
mit Unterernährung			
1. Grades	32.7 %	27.3 %	46.5 %
2. Grades	20.0 %	25.8 %	23.0 %
3. Grades	3.3 %	6.9 %	6.9 %
Gesamtzahl (100 %)	150	159	148

Tabelle 2: Buling-Panchayat (16 Dörfer)

Zahl der untersuchten Kinder	Febr./März	MCH-Tour im Juni/Juli	Aug./Sept.
die die 1. Impfung	67	46	15
2. "	34	58	20
3. "	19	48	27
<u>erhielten</u>			
die in guter Verfassung waren	37.0 %	21.0 %	36.7 %
mit Unterernährung			
1. Grades	38.0 %	43.6 %	48.9 %
2. Grades	19.6 %	29.4 %	6.0 %
3. Grades	5.4 %	7.2 %	8.4 %
Gesamtzahl (100 %)	316	347	335

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41, Tel. 030 - 85 10 21
 Postscheckkonto: Berlin West 520 50 - 100
 Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00, Kto.-Nr. 0407480700

B R I E F E A U S I N D I E N

von Mitarbeitern der Leipziger Mission
im Evang.-Luth. Missionswerk in Nieder-
sachsen

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41, Tel. 030 - 85 10 21
Postscheckkonto: Berlin West 520 50 - 100
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00, Kto.-Nr. 0407480700

Ingrid und Christoffer Grundmann
T.T.S. Arasaradi
MADURAI - 625010

im Oktober 1980

Liebe Freunde!

.... Wir registrieren erleichtert, daß es uns immer besser gelingt, diese einerseits so staubig-heiße, oft übelriechende, schmutzige, andererseits so vitale Stadt (Madurai), in der das Leben in unvorstellbar mannigfaltiger Weise Ausdruck findet, zu bejahren. Eine Hilfe dazu ist natürlich der Dienst, dessentwegen man uns hierher gerufen hat; denn je intensiver und gewissenhafter die Vorbereitungen z.B. für den Unterricht geschehen, desto stärker, - zwangsläufig - wird der Blick von den so bedrängenden Alltagsproblemen abgelenkt. So selbstverständlich wir geneigt sind, diese Probleme zu bagatellisieren, so bleibt doch die Frage bestehen, wie angesichts solch struktureller Widersprüchlichkeit unser Dienst, unser christliches Zeugnis, glaubwürdig werden kann. Alles Engagement trägt die Gefahr in sich, blind zu machen. Aus diesem Widerspruch gibt es wohl kein Entrinnen; und doch staunen wir darüber, daß sich echte Kommunikation ereignet, echte Mit-Teilung geschieht. Das zeigte sich uns im Verlauf des ersten Semesters deutlich. Obwohl der Unterricht (Synoptiker) in Englisch gehalten wurde, das hier von den wenigsten Studenten wirklich beherrscht wird, war das Echo auf den Unterricht so lebhaft, daß die Studenten schließlich sogar nach Sondersitzungen verlangten. Das war eine ermutigende Erfahrung: jenseits aller Struktur- und Sprachprobleme tat sich hier eine Verständigungsebene auf, die sogar geistliche Begegnung und geistlichen Austausch möglich werden ließen.

An dieser Stelle ist es wohl angebracht, einmal unser T.T.S. (Tamilnadu Theological Seminary) vorzustellen. Das TTS ist eines der wenigen theologischen Seminare in Indien, die das offiziell anerkannte grundständige theologische Studium in der Regionalsprache (Tamil) anbieten. Dazu muß man wissen, daß alle höhere Bildung in Indien in Englisch bzw. der indischen Einheitssprache, Hindi, stattfindet. 1969 wurde durch die Zusammenlegung der bislang von den Trägerkirchen unterhaltenen theologischen Ausbildungsstätten das TTS ins Leben gerufen. Mit dieser Zusammenlegung wollte man nicht nur die finanziellen Belastungen in erträglichen Grenzen halten, sondern vor allem auch den Willen und das Ziel eines ökumenischen Miteinanders bekunden; und genau das ist der neuralgische Punkt. Trägerkirchen sind die CSI (Church of South India; 1947 aus einem Zusammenschluß der anglikanischen, presbyterianischen, methodistischen, congregationalistischen, baptistischen und anderer Kirchen entstanden), der TELC (Tamil Evangelical Lutheran Church) und der ALC (Arcot Lutheran Church). Im alltäglichen Miteinander wird leider die große Aufgabe einer 'praktizierten Ökumene' zu oft der kirchenpolitischen Wirklichkeit geopfert. Die lutherische Minderheit in der Studentenschaft (32 von 147), dem Lehrkörper (8 von 36) und den verantwortlichen Gremien fühlt sich oft unterdrückt und benachteiligt. Inwieweit zu Recht, das vermögen wir oft nicht zu durchschauen. Aber es bedrückt uns schon, wenn wir sehen, daß z.B. die Besetzung bestimmter Ämter eben nur nach politischen und nicht nach den Gesichtspunkten der Befähigung und Eignung vorgenommen wird. Doch werden auch viele Chancen ökumenischer Begegnung genutzt.

Der Seminartag beginnt um 6.30 Uhr in der sehr schönen, schlichten Kapelle mit einer fünfzehnminütigen Schweigezeit, der sich die Morgenandacht in unterschiedlichster liturgischer oder freier Form anschließt; einmal in der Woche mit Abendmahl. Nach dem Frühstück beginnt um 8.00 Uhr der Unterricht, der, von Pausen unterbrochen, bis 13.00 Uhr dauert. Während der großen Pause findet für alle und mit allen ein kurzes Fürbittengebet statt. Unterrichtsfächer sind zunächst

einmal die klassisch-theologischen wie Altes Testament, Neues Testament, Kirchengeschichte, Ethik, Systematik, dann aber auch Fächer wie 'Das indische Erbe', 'Indisches Christentum', 'Tamil Erbe', 'Zeitgenössische indische religiöse Bewegungen', 'interreligiöser Dialog' u.a. Für den Kundigen wird darin deutlich, daß hier der Versuch einer Integration der theologischen Ausbildung in den indischen, besonders den tamilischen Kontext unternommen wird. Das theologische Konzept des TTS, wodurch es in der Welt der Ökumene recht bekannt geworden ist, wird als 'doing theology' umschrieben, als Theologie, die ihre Anstöße und Problemstellungen aus den konkreten Lebenssituationen 'vor Ort' empfängt (im 'doing') und ihre Inhalte daraufhin reflektiert und konkret bewährt (wiederum im 'doing'). Dieses Konzept ist zwar nicht in Madurai geboren worden, sondern im World Council of Churches, aber in Arasaradi wird versucht, es in die Tat umzusetzen. Das zeigt sich in Ergänzung zum Studienplan in einer Fülle von Projekten. Diese 'Projekte' sind alle vom TTS bzw. mit ihm verbundenen Menschen angeregt und eine zeitlang geleitet worden; inzwischen haben sie sich aber mehr oder weniger selbstständig. Eines dieser Projekte ist das 'Jail Ministry'. Direkt dem Seminar gegenüber liegt das Zentralgefängnis von Madurai mit gut 3.000 Gefangenen. Dort werden allsonntäglich von einer Gruppe Studenten sowie einem Dozenten die Gefangenen besucht, mit ihnen gesprochen und eine gottesdienstliche Andacht gehalten. Es ist schon beeindruckend zu sehen, wie aufgeschlossen die meist hinduistischen Gefangenen dem kleinen Trupp gegenüber sind und wie sie sich auf den Besuch freuen. Aus dieser vor nunmehr zehn Jahren begonnenen Arbeit erwuchs 'Arulacham', was übersetzt 'Haus der Freundlichkeit' heißt. Dieses Haus, in dem Ingrid zweimal die Woche Freizeitgestaltung anbietet, beherbergt Frauen von Gefängnisinsassen, die in der Gefahr stehen, von den eigenen Familienmitgliedern aufgrund der durch den Ehemann über die Familie hereingebrochenen Schande umgebracht zu werden; außerdem wohnen hier ehemalige Prostituierte und anders gefährdete Frauen und Mädchen. Weitere Projekte des TTS sind ein kleines Krankenhaus mit Außenstelle für Leprakranke, ein kleines Waisenheim, ein Seelsorgezentrum, eine Druckerei für arbeitslose Jugendliche, zwei Altenheime und etliche Kleinprojekte in den verschiedenen Slums von Madurai, von denen es nach letzten Zählungen 98 geben soll. Seit zwei Jahren gehört auch noch die, hauptsächlich mit Hilfe deutschen Geldes erbaute 'Bethel-Farm' zum TTS, die weniger eine Musterfarm sein will als vielmehr ein 'Rural Theological Institute' (RTI), in dem versucht wird, die dörflichen und bäuerlichen Probleme - Indien ist das Land des Dorfes! - theologisch zu durchdenken und deren mögliche Einflüsse auf die Theologie zu prüfen. Man hofft, auf diese Weise zu einer angemesseneren indischen Theologie zu gelangen.

Ein weiteres Kennzeichen der 'doing theology' ist, daß die Studenten im Laufe ihres in der Regel fünf Jahre dauernden Studiums für ein Jahr außerhalb des Seminargeländes in einem selbstgesuchten Zimmer oder Slum leben müssen (Environment-Studien) und an einem viermonatigen Praktikum teilzunehmen haben. Neben diesem Praktikum wird erwartet, daß sich die Studenten Zeit ihrer Ausbildung in bestimmten Projekten ständig engagieren, um so den Praxisbezug nicht zu verlieren. Eine im Ansatz gute Sache finden wir. Doch leider führt diese anspruchsvolle Zielsetzung oft dazu, daß weder das intellektuelle Studium noch der praktische Einsatz zu ihrem Recht kommen; geschweige denn das geistliche Leben. Das Studium in diesem TTS bietet sicherlich phantastische Möglichkeiten, zumindest für solche, die sich der Problemlage bewußt sind und denen es um ein wirklich glaubwürdiges christliches Engagement im Indien des 20. Jahrhunderts geht. Doch leider wird es oft von den Studenten sowohl als auch von den Mitgliedern des Lehrkörpers, als ein Sprungbrett für höhere akademische Grade bzw. für ein, wenn auch mageres, so doch gesichertes, regelmäßiges Einkommen benutzt. Prestige und der bereits im Seminar antizipierte

Respekt vor dem 'Reverend' sind uns Anfechtungen. - Doch zurück zum Seminar selbst. Eine Fülle von Sonderveranstaltungen wird in den Nachmittags- und Abendstunden absolviert. Besonders schön sind die Sonntagabend-Gottesdienste, die oft in der im TTS selbst entwickelten wunderschönen Karnatik-Liturgie (Karnatik ist die klassische, ureigene Musik der Tamilen) gehalten wird. Diese wirklich 'indische' Liturgie beeindruckt uns jedesmal neu, weil hier Musik und Sprache zusammenstimmen. Bisher hat sie sich in den Gemeinden, besonders den lutherischen, nicht durchsetzen können, da die Hochschätzung der von den Missionaren geprägten Liturgien ehernen Widerstand leistet. In der hinduistisch geprägten Umwelt fällt es noch schwerer als etwa in Deutschland, Traditionen zu ändern, zumal die von den Missionaren gebrachten. Fast könnte man das indische Luthertum in dieser Hinsicht mit der Formel beschreiben, daß das gänzlich Fremde, das, was nicht ohne weiteres nachvollzogen werden kann, das, was keinen Brückenschlag zum Hinduismus erlaubt, daß eben gerade dies als das wahrhaft christliche erscheint. Das tamilische lutherische Gesangbuch ist voll von Übersetzungen deutscher Kirchenlieder, wobei leider nur die Texte, nicht aber die Melodien übersetzt wurden. Demgemäß gehört zu jeder 'echt lutherischen' Gemeinde ein - fast ständig desolates - Harmonium und eine Geige, die die deutschen Melodien mit gewissen Änderungen in Tonlage und Rhythmus (Indisierungen?) begleiten; dabei gibt es eine Fülle wirklich guter geistlicher Lieder, die den Tamilen aus dem Herzen kommen. Doch erscheinen gerade diese, wie auch die Verwendung von Trommeln, der Vina, von Cymbeln, Öllampen, Blumengirlanden usw. als zu 'indisch' (=heidnisch). Daß dies vornehmlich den Lutheranern (zumindest in der TELC) passiert, ist schmerzlich und jedenfalls nicht Luther gemäß. Die römischen Katholiken, die Mar Thoma Kirche (in Kerala) und selbst die CSI sind da schon erheblich weiter. Was ist das für ein Christentum, das nur die Selbstverneinung kennt? Stehen hier nicht status confessionis und Missionstheologie in Gefahr, zu einander ausschließenden Gegensätzen zu werden? Wen nimmt es da Wunder, daß zunehmend nach 'Indischer Theologie' verlangt wird? Aber nicht nur hinsichtlich Theologie und Liturgie, sondern auch im Blick auf die Organisation und Verwaltung der Kirche empfinden wir einen erschreckenden Mangel an indischer Eigenständigkeit. Ist es denn z.B. nur für vollamtliche, das aber heißt vollbezahlte, Theologen möglich, die Kirche geistlich zu versorgen? Warum wird so wenig echtes Interesse für die Ausbildung und Schulung der Laienkräfte gezeigt? Für die ökonomische Struktur Indiens ist eine von hauptamtlichen Kräften geleitete Kirche viel zu teuer, weshalb die Kirche notwendigerweise auf kräftige finanzielle Unterstützung von den nicht indischen Kirchen angewiesen bleibt. Die Herausforderung, eigenständig zu werden in Theologie, Liturgie, Verwaltung und Organisation scheint nicht erkannt bzw. nicht ergriffen worden zu sein; aber haben wir es denn im Blick auf unser Verständnis - und unsere Praxis - von Mission?

....Das 'missionarische Jahr' neigt sich dem Ende zu. Wir haben wohl noch längst nicht den Punkt erreicht, an dem es uns deutlich wäre, worin eigentlich unser 'missionarischer Beitrag' (im kirchenrechtlichen Sprachgebrauch heißen wir noch 'Missionare') besteht. Wir sind aber gewisser geworden, daß es eines solchen als besonders definierten Beitrags gar nicht bedarf. Vielmehr fragen wir uns, ob es nicht um etwas allgemein christliches, nämlich das glaubwürdige Zeugnis geht, das keineswegs nur in der Verkündigung des Wortes geschieht. Das mag, wer will, dann 'missionarisch' nennen. Uns ist deutlich, daß sich dies nicht auf bestimmte Rollen verteilen und mit bestimmten Ämtern ausführen läßt; damit wäre der Widerspruch innerhalb der christlichen Kirche vollkommen. Weil es um die Glaubwürdigkeit unser aller Zeugnis, um die klare Nachfolge an dem Ort geht, an dem wir leben, darum gestaltet sich ein jeder Dienst anders. Wir haben von dem unsrigen ein wenig erzählt, auch deshalb, um Fürbittenanliegen weiterzugeben. Wir würden uns freuen, wenn sich unser diesbezüglicher Austausch vertiefen könnte, zum Zeugnis dafür, daß wir im gleichen Dienst verbunden sind.

In diesem Sinne grüßen Sie herzlich,

Ihre

Christoffer und Ingrid Grundmann

Rudolf und Marianne Ficker
11, Harris Road 7
BANGALORE - 560 046

1. Advent 1980

Liebe Freunde!

.... Die letzten Wochen des Jahres sind ja zu Hause in Deutschland eine festliche Zeit. Auch hier in Indien ist die zweite Jahreshälfte die Zeit der Feste. In dieser Zeit wird besonders sichtbar - und hörbar - daß wir in einem Lande leben, in dem viele Religionen nebeneinander lebendig sind. In Bangalore sind die größeren Feste der Hindus, Moslems und Christen deutlich im öffentlichen Leben zu spüren. Da die Feste jeweils von weiten Teilen der Bevölkerung gefeiert werden und die Festtage sich auf das gesamte Leben auswirken, stellt sich für die Christen sehr ernsthaft die Frage, wie sie sich den Festen ihrer nichtchristlichen Nachbarn gegenüber verhalten sollen. Was machen wir, wenn unsere Nachbarn Onam, Dussera, Divali oder Bakr Id feiern? Sollen wir einfach alles mitfeiern, oder sollen wir uns von den Feiern ausschließen? Gibt es eine Möglichkeit, solche Feste christlich mitzufeiern? Im U.T.C. wird seit einigen Jahren versucht, Hindu- oder Moslemfeste in christlicher Interpretation aufzunehmen und mitzufeiern. Solche Experimente sind nicht immer überzeugend, aber sie sind eben doch auch notwendig, denn es geht in ihnen nicht nur um das Feiern dieses oder jenes Festes, sondern um eine positive Auseinandersetzung mit der eigenen kulturellen und religiösen Tradition. Kann dieses Erbe christianisiert werden? Das ist für viele Christen eine entscheidende Frage.

Wir haben in diesem Jahr Onam und Bakr Id im U.T.C. gefeiert. Onam ist eigentlich das Hauptfest in Kerala, es wird aber auch anderwärts in Südindien im August/September gefeiert. In diesem Fest wird die jährliche Wiederkehr des legendären Königs Mahabali gefeiert, der von Vamana, der sechsten Inkarnation Vishnus, in die Unterwelt verbannt wurde. Da Mahabali sein Land und seine Untertanen liebte, bat er, doch wenigstens einmal im Jahr zu seinem Volk zurückkehren zu dürfen. Sein Wunsch wurde erfüllt, und nun kommt er am Onamfest, sein Land zu besuchen. Sein Besuch erinnert an das goldene Zeitalter seiner Regierung, währenddessen es weder Überschwemmung noch Dürre, weder Hungersnot noch Seuchen, weder Verbrechen noch Ungerechtigkeit gab und jeder in Frieden lebte. Das Onamfest läßt jährlich ein Stück dieses goldenen Zeitalters lebendig werden. Als wir das Fest im U.T.C. feierten, haben wir versucht, es im Sinne der Königsherrschaft Christi zu deuten, aber überzeugend erschien dieser Versuch noch nicht.

Das muslimische Fest Bakr Id scheint sich leichter mit der christlichen Tradition vereinbaren zu lassen, da es an die Gestalt Abrahams anknüpft und des Opfers des Sohnes Abrahams gedenkt. Im Koran selbst ist die Prüfung Abrahams nur kurz erwähnt, aber in der islamischen Tradition wird die aus dem ersten Buch Mose bekannte Erzählung in folgender Variation überliefert: Abraham sollte seinen Sohn Ismael (!) in Mina in der Nähe von Mekka opfern. Da Abraham sich nicht im Stande sah, das Opfer zu vollziehen, schlug Ismael ihm vor, sich doch die Augen zu verbinden. Abraham folgt dem Rat und kann nun das Opfer vollziehen. Als er die Binde von seinen Augen entfernt, wird er gewahr, daß er einen Widder geopfert hat. Sein Sohn Ismael steht leibend neben ihm. Der Engel Gabriel hatte den Sohn gegen einen Widder ausgetauscht. An Bakr Id, das den Beginn der muslimischen Wallfahrtssaison markiert, versammeln sich die Moslems in Festgärten unter freiem Himmel zum Gebet. Anschließend werden in den Familien im Gedenken an Abrahams Opfer Tieropfer - meist werden Schafe geopfert - vollzogen. Das Fleisch wird in einem Gemeinschaftsmahl verzehrt, zwei Drittel des Fleisches jedoch werden an Arme verteilt. Da dieses Fest letztlich mit der alttestamentlichen Abrahamüberlieferung zusammenhängt, scheint es leichter für Christen ihm einen Sinn abzugewinnen. Es eröffnet die Möglichkeit, Abrahams zu gedenken, der ja auch für uns der Vater des Glaubens ist. Zur Feier dieses Festes im U.T.C. hatten wir in diesem Jahr einen muslimischen Gelehrten eingeladen, der die Ansprache hielt.

In die zweite Jahreshälfte fällt auch das Divalifest, ein allgemein gefeiertes Hindufest, das eine Art Neujahrsfest ist, in verschiedenen Gegenden Indiens allerdings in verschiedener Weise gedeutet wird. Das Fest wird hauptsächlich nachts mit viel Feuerwerk, Knallkörpern und Illumination der Häuser gefeiert. Festlichkeiten sind hier übrigens allgemein sehr laut. Die Leute in unserer Nachbarschaft pflegen gemeinschaftlich eine starke Lautsprecheranlage zu mieten, die dann bei größeren Festen die ganze Gegend von morgens um 6 bis tief in die Nacht mit "indischer" Musik beschallt. Diese indische Musik ist natürlich keine klassische indische Musik, sondern moderne indische Filmmusik, die neben klassischen indischen Elementen auch Elemente westlicher Unterhaltungsmusik enthält. Die Mischung ist für unsere Ohren furchtbar, zumal die Lautstärke den Eindruck entstehen lässt, daß man in einer Art Diskothek wohne. Wir sind immer froh, wenn solche Festtage vorüber sind.

Es sind nicht nur die Christen, die durch die unübersehbare und unüberhörbare Anwesenheit anderer Religionen zur Auseinandersetzung und zur Stellungnahme gezwungen werden. Die Anwesenheit der christlichen Minderheit (ca. 2 %) in Indien hat auch ihre Auswirkungen auf Anhänger anderer Religionen, manchmal in einer Weise, die den Christen selbst nicht bewußt wird. Ein Beispiel dafür berichtete der indische Künstler Jyothi Sahi, der im Juli einige Vorträge im College hielt. Er erzählte, daß mehr und mehr nichtchristliche Künstler in Indien und anderwärts in Asien christliche Themen darstellen würden. Auf seine Frage, warum sie das täten, hätten sie meist geantwortet, daß die Hindu-Ikonographie ihnen nicht die Möglichkeit biete, sich intensiv mit den gegenwärtigen Problemen Asiens, nämlich mit dem Hunger, dem Leiden und der Ungerechtigkeit auseinanderzusetzen. Die Möglichkeit der kritischen Auseinandersetzung mit der Realität Asiens aber biete die christliche Ikonographie, da hier das Leiden in der Welt nicht ausgeklammert werde in der Darstellung des Göttlichen, während in der Hindu-Ikonographie das Göttliche als vollkommen und vom Leiden der Welt unberührt dargestellt werde. So wirkt offenbar die Botschaft Christi außerhalb und ziemlich unabhängig von den Kirchen hier, die ja auch meist nicht so attraktiv sind, da sie in vielfältige innere Schwierigkeiten verstrickt sind und sich in ihrer Arbeit oft selbst lähmen.

Im September nahm Rudolf in Kottayam (Kerala) an einer Konferenz über "Hermeneutik im indischen Kontext" teil. Es ging bei dieser gut einwöchigen Konferenz um das Schriftverständnis und um grundsätzliche Fragen der Bibelauslegung. Insbesondere wurde diskutiert ob und wie die Umwelt, die durch ungeheure soziale Probleme und Gegensätze einerseits und durch die Anwesenheit zahlreicher Religionen andererseits geprägt ist, den Vorgang des Verstehens und Auslegens der Bibel beeinflusst. Wie sieht gültige Bibelauslegung unter diesen Voraussetzungen aus? Welche Bedeutung hat die indische kulturelle und religiöse Überlieferung für das Verstehen biblischer Texte? Die Bedeutung der Konferenz für die indische Theologie liegt wohl zunächst darin, daß sie auf relativ breiter Basis - es nahmen theologische Lehrer aus fast allen theologischen Colleges und Seminaren Indiens teil - zum Nachdenken über diese Fragen angeregt hat und die Frage nach den Grundsätzen des Verstehens und Auslegens als grundsätzliche theologische Frage ins Bewußtsein gehoben hat. Für die indische Theologie sind diese Fragen neu.

Die Arbeit im College macht weiterhin Freude, sofern sie sich auf die Studenten und die Theologie bezieht. Besonders erfreulich war im vergangenen Term ein Kurs über "Gottesdienst im Alten Testament". Erfreulich war auch, daß sich auf Initiative eines M.Th.-Studenten eine studentische Arbeitsgemeinschaft gebildet hat, in der die Studenten theologische Themen besprechen, an denen sie besonders interessiert sind. Weniger erfreulich ist, daß sich das College durch

übertriebene Bürokratie und Selbstverwaltung in seiner Arbeit selbst lahmlegt. Es vergeht keine Woche, in der nicht wenigstens eine dreistündige Sitzung in irgendeinem der zahllosen Gremien ansteht. Zur Verwaltung des College mit seinen knapp 150 Studenten müssen, wie ein Kollege ausgerechnet hat, die 28 Dozenten etwa 64 Posten und Pöstchen in den ständigen Gremien der Selbstverwaltung einnehmen. Hinzu kommen noch jede Menge Sondergremien und -sitzen. Manchmal diskutieren wir einunddasselbe Problem auf vier verschiedenen Ebenen. Dieser Aufwand an Zeit und Kraft ist eigentlich nicht zu verantworten...

Mit herzlichen Grüßen
Rudolf und Marianne Ficker

Peter Grosse
E.V.R. Nagar
TIRUCHIRAPALLI - 620 005

Dezember 1980

Liebe Empfänger des Briefes!

.... In diesen Tagen vor Weihnachten ist mir immer ein Wort von Sashti Brata, einem kritischen indischen Schriftsteller, durch den Kopf gegangen. In seinem Buch: "My God died young", sagt er: "Nur die Reichen können sich den Luxus erlauben, ihr Gewissen mit Geld zu beruhigen". Dieser Satz hat mich betroffen gemacht und sehr nachdenklich gestimmt, einfach deswegen, weil ich ja selbst zu den Reichen gehöre und ich mir den Luxus erlauben kann, mein Gewissen ab und zu mit Geld zu beruhigen. Ich weiß nicht, welche Gefühle Ihr habt beim Geben und aus welchen Gründen auch immer Ihr gebt, wenn Ihr dazu aufgefordert werdet. Erst hier in Indien ist mir deutlich geworden, wieviel Wahrheit der nichtchristliche Schriftsteller Brata entdeckt und ausgesprochen hat. Ich will damit nun nicht etwa Euch auffordern, nichts zu geben wenn Weihnachten im Gottesdienst der Klingelbeutel an Euch vorüberzieht, damit das unruhige Gewissen erhalten bleibt --- geben und teilen ist eine christliche Pflicht, der sich die Christen nicht entziehen dürfen. Ich bin auch davon überzeugt, daß sich inzwischen durchaus einiges an Bewußtsein in der D.D.R. und in der Bundesrepublik gebildet hat, was die Beurteilung der Lage der Menschen in der sogenannten "3. Welt" angeht. Es hat sich herumgesprochen, daß wir zu den Reichen dieser Erde gehören und aufgefordert sind, dem überwiegenden Teil der Menschheit beim Kampf ums Überleben beizustehen. In diesen Tagen und Wochen wird viel gegeben für die Mission, für kirchliche Entwicklungshilfe und für andere humanitäre Zwecke. Natürlich sind alle Gaben nicht ausreichend, es wird mehr benötigt, um noch effektiver helfen zu können.

Mir ist aber noch sehr viel mehr durch den Kopf gegangen als ich Brata las, er hat ja nicht etwa für Europäer geschrieben, sondern er wendet sich an Indien, an die Reichen Indiens, die er anklagt; an ein System an dem wir Europäer zum Glück einmal kaum schuldig geworden sind, es ist die indische Gesellschaft, die er anklagt. Und damit komme ich wieder zurück zu uns. Ich habe in Indien entsetzliche Armut und Ausbeutung gesehen, die mir von Botswana her in diesem Maß unbekannt war. Dieser Tage las ich in einer indischen Zeitschrift, daß ca. 50 %, d.h. 300.000.000 Menschen unter der Armutsgrenze leben, unvorstellbar. Was mich aber ebenso entsetzt ist der unermeßliche Reichtum, der in der Hand weniger indischer Familien liegt. Nur ein paar Familie in Indien haben fast die ganze Wirtschaft in der Hand. Ohne Zustimmung dieser Leute kann sich in Indien nichts bewegen, nichts entwickeln und nichts verändern. Aber ich denke nicht nur an die Reichen und Superreichen Indiens (und Latein- und Südamerikas), ich denke auch an die abertausend Bazarhändler in Trichy, die keinen armen Eindruck machen, an gut bezahlte Angestellte im Staat und in der Wirtschaft. Seitdem ich hier in Indien bin, frage ich mich immer wieder: "Was tun die Christen eigentlich angesichts dieser Diskrepanz Einkommens?"

Viele Antworten auf die Frage habe ich noch nicht erhalten. Sicherlich, man kann bei einem christlichen Institut in Bangalore ein kluges Buch bestellen, das einem eine perfekte Gesellschaftsanalyse liefert -- nur, dieses Institut scheint mir nicht repräsentativ für die Christen zu sein. Natürlich ist ein Bewußtsein unter den Christen vorhanden, daß den Armen dieses Landes geholfen werden muß. Natürlich weiß man, daß täglich Leute auf der Straße umfallen und sind tot, weil sie verhungert sind. Sei es hier in Trichy oder in Madras oder anderswo, wir

sind an Menschen vorübergegangen, sie lägen auf der Straße und wir wußten nicht, ob sie noch leben oder schon tot sind. Das sind Erlebnisse, die uns sehr ohnmächtig haben werden lassen. Das ist natürlich auch eine Seite Indiens, die der deutsche Tourist kaum sehen möchte, die der Selbstverwirklichung bei Herrn Rajneesh in Poona nicht zu sehen bekommt und die der Sri Aurobindo Jünger halt über seinen Meditationen schlichtweg verdrängt.

Wenn nun schon die Christen hier, wenig Antworten geben können, so frage ich Euch, was kann man tun? Ich habe noch nicht herausgefunden, warum die indischen Christen nicht sprechen oder besser, so wenig und nicht laut genug an die Reichen ihres Landes appellieren --- es wäre nötig, um des Evangeliums willen. Wenn das, was wir beobachtet haben richtig ist, so sollten wir für Christen in Indien sprechen, so wie wir es tun und getan haben in Südafrika, hat nicht auch Aaron sprechen müssen für Moses?

Es scheint mir nicht genug zu sein, wenn in der Adventszeit, zu Weihnachten und in der Nachweihnachtszeit uns immer von neuem ins Bewußtsein gerufen wird, daß wir aufgefordert sind zu geben, denn dies ist der Luxus, den sich nur die Reichen erlauben können. Es wäre aber viel mehr, wenn zum Gebet und der Gabe auch noch die Aufforderung an die Reichen der sogenannten "3. Welt" träte, aufzuhören mit der Ausbeutung der Armen. In der indischen Zeitung "himmat" las ich, daß ein Landlord (Grundbesitzer), seine Landarbeiter hat 8 Jahre arbeiten lassen, weil sie ihm 150,- Rupees schuldeten --- keine außergewöhnliche Sache.

Lasst uns in dieser Zeit nachdenken, wie wir den Menschen in der sogenannten "3. Welt" dazu verhelfen können, Mensch zu sein und nicht länger geknechtete Kreatur.

Wenn es so ist, daß das Evangelium von Jesus Christus in Afrika den Afrikanern die Zukunft erschlossen hat, d.h. Afrikaner aus dem zyklischen Rhythmus von Geburt, Erwachsensein und Tod herausgeholt hat und nun ihnen die Zukunft Gottes erschlossen hat, so sollen wir den Menschen in Südasien dazu verhelfen, ihnen das Kreuz abzunehmen und es mit ihnen zusammen tragen.

So bitte ich Euch als Gemeindeglieder, als Leute der Mission, als Kirchliche Mitarbeiter in Euren Gemeinden und Entscheidungsgremien einmal darüber nachzudenken, welchen Anteil Ihr haben könnt für eine gerechtere Umverteilung der Güter dieser Welt, die nicht nur wenigen gehören dürfen. Wenn Ihr zu dieser Zeit gebt oder schon gegeben habt, so sorgt dafür, daß Eure Gabe Gerechtigkeit schafft oder nicht ungerechte Strukturen untermauert.

Ich grüße Euch mit einem Wort aus dem Evangelium des Johannes: (Joh. 3, 16)
"Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Euer
Peter Grosse

Dr. Gottfried Rothermundt
93, Nandidurga Road
UTC Blocks
BANGALORE 560046

Dezember 1980

Liebe Freunde!

Der nächtliche Himmel ist klar. Die Grillen zirpen. Es ist fast wie eine hochsommerliche Nacht in der Heimat. Die Regen haben aufgehört. Die Abende sind sogar heller geworden seit die schweren Wolken gewichen sind. Man möchte fast meinen, die Tage würden länger. Und doch haben wir die Wintersonnenwende noch nicht erreicht.

Was uns hier oben in Karnataka freut, bereitet in Andhra Pradesh und in anderen Teilen des Landes Kummer. Der Nordostmonsun ist dort zu spät gekommen und zu früh gegangen. Das bedeutet dürftige Ernten und damit Sorge und Not für viele, allzu viele. In Indien fragt man selten "Habt Ihr schönes Wetter gehabt?". Man fragt eher "Habt Ihr guten Regen gehabt?". Regen, sofern er nicht gleich sintflutartig fällt und Verwüstungen anrichtet, bereitet Freude. Auf dem Land waten Kinder und Erwachsene dann barfuß durch den Schlamm, sind munter und lachen. Wenn man jemand bei Regenwetter besucht, kann es passieren, daß man mit den Worten begrüßt wird "Sie bringen Glück - Sie bringen Regen mit".

Ich bin eben von einem buddhistischen Meditationskurs bei Jaipur (Rajasthan, Nordindien) zurückgekehrt. Es war ein Zeltlager in steppenartiger Landschaft. Der Tag begann mit dem Weck-Gong morgens um vier, bei stockfinsterner Nacht. Er endete abends um neun, nach langer, systematischer "Arbeit". Alle Teilnehmer hatten sich verpflichtet, zehn Tage lang das Lager nicht zu verlassen, keine Post zu empfangen, keine Besucher zu haben, nichts zu lesen, nichts zu schreiben und vor allem - "vornehmes Schweigen" zu wahren. Die Zunge sollte stille halten, der Geist klar und ruhig werden. Es war ein strenges Training unter der Leitung eines Meisters der burmesischen Vipassana-("Klarblick") Meditation, die letzten Endes auf das Ziel "nirvanischen Friedens" hin gerichtet ist. Für mich waren diese Tage ein eindruckliches und zugleich seltsames Erlebnis. Was ich bisher vom Buddhismus wußte, hatte ich aus Büchern, aus der Betrachtung buddhistisch-religiöser Observanz in Tempeln, an Stupas und an Wallfahrtsorten, aus Gesprächen mit Buddhisten und aus der Begegnung mit den Zeugnissen buddhistischer Kunst gewonnen. Aber der Disziplin und dem Erlebnis buddhistischer "Exerzitien" hatte ich mich noch nicht ausgesetzt. So ließ ich mich zu dem Experiment herausfordern. Es zeigte sich schnell, daß ich bei den Übungen, beim Hören auf die Worte des Meisters in seinen Lehrvorträgen - überhaupt die ganze Zeit des Kurses über, eigentümlich zwischen ganzer Teilnahme und beobachtender, kritischer Distanz hin- und herschwankte. Das konnte wohl nicht anders sein. Die ganze meditative Disziplin und Methode ist so eindeutig auf das buddhistische Heilsziel hin orientiert, daß sie kaum vorbehaltlos von einem überzeugten Christen praktiziert werden kann. Ich fand aber, daß ich gerade in meinem Oszillieren zwischen Engagement und innerer Reserve viel gelernt habe, und daß sich mein Verständnis der Buddha-Botschaft durch diese Exerzitien vertieft hat.

Die Christenheit in Indien und anderswo hat ihr eigenes kontemplatives Erbe weithin vernachlässigt und vergessen. Mir scheint, daß es an der Zeit ist, dieses Erbe wiederzuentdecken und neu zu begreifen. Christen können sicher nicht einfach übernehmen, was Hinduismus und Buddhismus an Meditationswegen entwickelt haben. Sie können sich aber durch die in Indien geborenen Religionen anregen lassen zu einer vertieften Bemühung um die geistlichen Kräfte, die aus stiller, gesammelter Betrachtung fließen.

Doch nun zurück zu den Ereignissen seit meinem letzten Weihnachtsbrief. Die Wahlen im Januar 1980 haben Frau Gandhi erneut an die Macht gebracht. Indiras Congress-Partei erhielt etwa 42 Prozent der abgegebenen Stimmen und das genügte bei der hoffnungslosen Zersplitterung der anderen Parteien zu einer bequemen Zweidrittel- oder gar Dreiviertelmehrheit in der Nationalversammlung. Das reine Mehrheitswahlrecht britischen Musters macht's möglich. Frau Gandhi kann nun ganz legal die Verfassung nach ihren Wünschen ändern. Sie scheint aber in dieser Hinsicht vorsichtiger geworden zu sein. Zwar ist die Vorbeugehaft erneut legalisiert worden. Es wird aber selten von ihr Gebrauch gemacht. Wer allerdings einen Parteiposten unter Indira hat, muß mit allem rechnen. Als vor zwei Monaten der Erziehungsminister der Zentralregierung hier in Bangalore ein neues Institutsgebäude der Universität einweihte, wußte er noch gar nicht, daß er am Morgen des gleichen Tages seines Amtes entsetzt und von der hohen Herrin mit einem anderen Minister-Portefeuille beglückt worden war. Er erfuhr es, wie die anderen Teilnehmer der Einweihungsfeierlichkeiten, nachmittags aus dem Radio. Er wird die Entscheidung aber als höhere Fügung hingenommen haben, hatte er in seiner Rede vorher doch Frau Gandhi als seine "Göttin" gepriesen. Politik ist manchmal eine wunderliche Sache, besonders in Indien.

Hier werden Riesensummen für die Atomforschung und für die Entwicklung neuerartiger Nachrichtensatelliten ausgegeben. Zugleich fehlt es an Mitteln für die notdürftigsten sozialen Sicherungen zur Verhütung massenhaften Elends.

Bei uns in Bangalore sieht man davon allerdings wenig. Es gibt gewiß auch hier Slums. Aber man stößt nicht dauernd darauf. Dominierend ist der Eindruck einer modernen, westlich geprägten Industriestadt, die in beängstigendem Tempo wächst. 1963 waren es 1,6 Millionen, heute sind es gut 2,5 Millionen Einwohner. Immer mehr nationale und transnationale Firmen siedeln sich an. Der Maschinenbau, die Flugzeugindustrie, die Elektroindustrie - alles ist gewachsen. Der typische Industrielle in Bangalore sieht nicht ein, warum in Indien nicht machbar sein soll, was in Singapore, Hongkong oder Taiwan möglich ist.

Aber diese Entwicklung kommt nur einem winzigen Teil der Bevölkerung zugute. Für die Masse des Volkes bedeutet der Anblick der schönen neuen Welt mit ihrem Autoverkehr, mit ihren Industrieanlagen und Verwaltungsbauten nur ein zunehmendes Maß an Frustration. Es ist ein Jammer, anzusehen, wie das mit so vielen Talenten begabte indische Volk fast hilflos erscheint angesichts seiner riesengroßen sozialen Probleme. Die Frage, wie Indien zu einer Entwicklung kommt, die den Fähigkeiten und Traditionen des Landes entspricht und die dem Volk zugute kommt, wartet jedenfalls schon allzu lange auf eine Antwort.

In den Schaufenstern der Buchhandlungen ist jetzt überall ein neuerschienener Pracht-Bildband "Eternal India" zu sehen. Er kostet ungefähr den doppelten Monatslohn eines Landarbeiters. Ein französischer Meister-Photograph zeigt Tempel, Maharaja-Paläste, brahmanische Riten, Kunsthandwerk, Volksfeste, prächtige Trachten und was der Herrlichkeiten mehr sind. Es ist fast zu schön, um wahr zu sein. Und das möchte man erst recht vom Text des Buches sagen, der von Indira Gandhi stammt. Hier wird der Eindruck erweckt, als sei dieses Land eine heile Welt ungebrochener Kulturtradition, in die man sich als Angehöriger dieses Volkes eigentlich nur stolz und glücklich einreihen kann - dankbar für dieses "ewige", unverwesliche Erbe. Von Problembewußtsein ist im ganzen Buch keine Spur zu finden. Es fehlt jegliche Reflexion darauf, was es kostet, dieses Erbe zu erwerben, um es heute zu besitzen. Hier spiegelt sich ein Traditionsverständnis, das zugleich kümmerlich und gefährlich ist, weil es gegenwärtiger Geschichte und ihren Herausforderungen ausweicht. Hier liegt nach meinem Eindruck ein Grundproblem Indiens. Das ist mir nie so klar geworden wie beim Blättern in diesem Buch, das

ausgerechnet von der Frau geschrieben ist, die für die Politik dieses Landes weithin verantwortlich ist. Nicht, daß Deutschland und die Länder Europas von den angedeuteten inneren Widersprüchen völlig frei wären! Aber das Abendland hat doch ein Bewußtsein von Geschichte ausgebildet, daß ihm ermöglicht, Probleme zu sehen und Krisen zu erkennen und - machmal - auch zu bewältigen. Das hat nichts mit höherer Intelligenz oder größerem Fleiß zu tun. Davon kann überhaupt keine Rede sein. Es liegt vielmehr an einem anderen Wirklichkeitsverständnis. Das ist eine Lektion, die ich langsam, ganz langsam lerne.

Im März fand eine weitere Runde des vor einigen Jahren begonnenen Dialogs zwischen Lutheranern und Orthodoxen statt. Man sah - diesmal im Studien- und Begegnungszentrum der syrisch-orthodoxen Kirche in Kottaya/Kerala - wieder die vertrauten Gesichter. Interessant war vor allem ein Referat des Metropoliten Paulos Mar Gregorios über das Augsburger Bekenntnis. Ich war ziemlich überrascht von seiner scharfen Kritik, die sich vor allem gegen die Artikel von der Erbsünde und von der Kirche richtete. Die Lehre Augustinis und der an ihn anschließenden westlichen Tradition ist in der Perspektive der indischen Orthodoxen "Häresie". Bezeichnend für die Dialogsituation war, daß Mar Gregorios und seine Freunde die Einladung, zum lutherischen Bekenntnis Stellung zu nehmen, als Aufforderung verstanden, zu prüfen, ob sie dieses Bekenntnis "unterschreiben" könnten. Ein solches "Unterschreiben" wäre für sie gleichbedeutend mit Selbstpreisgabe. Hier brach das tiefe Trauma der orthodoxen Kirche Indiens auf, für die die Begegnung mit den westlichen Kirchen (besonders der katholischen und anglikanischen) immer wieder zu Abspaltungen führte, zu einem Aderlaß, der auch heute noch nicht beendet scheint. Für die Orthodoxen sind die Mar-Thoma-Kirche und die katholische Kirche des syrisch-orientalischen Ritus das Resultat pseudo-brüderlicher Abwerbung. Selbst das Wort "Mission" ist für sie untrennbar mit diesem Vorgang verbunden. Ich hatte eigentlich nicht damit gerechnet, daß dieses Trauma auch die Gespräche mit uns Lutheranern belasten könnte. Doch die Tatsache, daß man ein konfessionelles Dokument diskutierte, brachte orthodoxe Empfindlichkeiten an die Oberfläche, mit denen der Dialog in Zukunft stärker als bisher rechnen sollte.

Für mich war im Zusammenhang der Konferenz der Besuch einer orthodoxen Wallfahrtskirche in der Nähe Kottayams besonders eindrucksvoll. Da er in die Passionszeit fiel, war der Wallfahrtsbetrieb zum Grab des heiligen Gregorios in vollem Gang. Ich fühlte mich stark an das erinnert, was ich vor Jahren auf der griechischen Insel Tinos als orthodoxe Volksfrömmigkeit zum ersten Mal kennengelernt hatte....

.... Im September ist Dr. Chandran, der Prinzipal unseres College von seinem Sabbatjahr in den USA zurückgekehrt. Es fällt ihm nicht schwer, Studenten und, wenn es sein muß, auch Kollegen wissen zu lassen, wer Herr im Haus ist. In zwei Jahren wird er endgültig in den Ruhestand gehen. Dann geht eine Ära zu Ende. Wie sich unser College danach wohl entwickeln wird?

Aus meinen eigenen Lehrveranstaltungen und aus Gesprächen mit Kollegen weiß ich, daß die Studenten im großen Ganzen ihre Arbeit ordentlich tun. Sie werden allerdings während ihres Studiums von viel zu viel Dingen gleichzeitig beansprucht. Die Folge ist, daß sie sich mehr verzetteln als für ihre Entwicklung gut ist. Wer munter ist und eine rasche Auffassungsgabe hat, kann die Masse seiner "assignments" verhältnismäßig leicht bewältigen. Es gibt kein umfassendes Abschluß-Examen. Dadurch werden viele dazu verleitet, sich pragmatisch oder opportunistisch den Gegenständen und Kursen zuzuwenden, in denen man wirklich oder angeblich eine gute Note ohne große Anstrengung bekommen kann. Unter solchen Umständen ist es schwierig, zu einem systematisch aufbauenden Studium zu kommen. Immerhin - es gibt eine ganze Reihe von Leuten die das schaffen, obwohl das "System" ihnen nicht gerade günstig ist. Man merkt bei Gesprächen allemal schnell, ob jemand für die Sache der Theologie Feuer gefangen hat, oder ob er nur seine Hausaufgaben absolviert.

Ich würde eigentlich ganz gerne einige unserer Studenten nach einigen Jahren in ihrem Pfarramt besuchen, um zu sehen, was aus ihnen geworden ist. Vielleicht ist das ansatzweise möglich, wenn ich in den kommenden Weihnachtsferien nach Kanyakumari, zur Südspitze Indiens fahre. Darauf freue ich mich sehr.

Vor einigen Monaten wurde in Indien eine eigenartige Gesetzesinitiative ergriffen. Dem Parlament liegt der Entwurf eines "Gnadentodgesetzes" vor. Danach sollen kranke Menschen, "die entweder vollkommen invalid sind, oder unter Krankheiten leiden, die in Indien nicht behandelt werden können", ihre Tötung durch den Arzt beantragen können. Eine entsprechende Gesetzgebung sei "wünschenswert", damit sofort Abhilfe geschaffen werden könne, wo Menschen "sich selbst, ihren Familien und der Gesellschaft zur Last fallen". Als ich diesen Euthanasie-Gesetzesentwurf zum ersten Mal sah, war ich vollkommen perplex, daß so etwas im klassischen Land von Ahimsa ("Nichtverletzten", "Gewaltlosigkeit") ernstlich vorgeschlagen wird. Noch mehr verwunderte mich allerdings, daß die Christen des Landes bisher so gut wie ganz dazu geschwiegen haben. Der National Christian Council of India hat in einer Reihe kirchlicher Zeitschriften zur Stellungnahme aufgefordert. Aber bisher ist mir noch keine einzige öffentliche Erklärung von christlicher Seite bekannt geworden. Diese Indifferenz steht in scharfem Kontrast zu dem Aufschrei, der letztes Jahr durch die Christenheit Indiens ging, als der Entwurf einer "Freedom of Religion Bill" bekannt wurde. In unserem Dozentenkollegium gab es nun eine Diskussion über die Euthanasie-Gesetzesvorlage (wegen des Kurses in Jaipur konnte ich nicht teilnehmen). Offenbar ist es bei dieser Diskussion gar nicht selbstverständlich gewesen, daß diese Gesetzesvorlage grundsätzlich, konsequent und kompromißlos abzulehnen sei.

Nun hat mein Freund und Kollege Dr. Rudolf Ficker ein ausgezeichnetes Papier vorgelegt, daß vom Menschen als zum Bild Gottes geschaffen ausgeht, und klar macht, was zum menschlichen Leiden vom Kreuz Christi her zu sagen ist. Wir haben uns beide gefragt, ob man in dieser Sache als Christ nur dann sprachfähig wird, wenn man aus einem Land kommt, das die Beseitigung "lebensunwerten Lebens" erlebt hat....

In herzlicher Verbundenheit
Euer
Gottfried Rothermundt

Hans und Ingrid Fuchs
P.O. Box 4
Sinazeze, Zambia

Rundbrief Nr. 1

Liebe Freunde und Verwandten,

seit 10 Wochen sind wir nun im Gwembe-Valley, und es wird Zeit, alle Eure Fragen zu beantworten.

Anreise

Unser Flug vom Köln-Bonner Flughafen nach Lusaka verlief ohne Störungen. Wir waren insgesamt 19 Stunden unterwegs, davon 12 im Flugzeug von Frankfurt nach Lusaka. Da wir nachts flogen, haben wir die meiste Zeit geschlafen. Die subjektive Entfernung von Deutschland nach Zambia ist deshalb für uns sehr gering. Von Lusaka aus sind es mit dem Auto etwa 4-5 Stunden bis ins Camp; die Entfernung beträgt etwa 300 km.

Nachdem wir uns in Lusaka einen Tag ausgeruht hatten, fuhren wir am zweiten Tag nach Nkandabwe und wurden dort im Camp mit Kaffee und Kuchen empfangen. Mit jedem weiteren Tag lernen wir mehr Menschen kennen, stellen uns weiter auf die Lebensbedingungen hier ein, sehen mehr von unseren Tätigkeitsfeldern usw. usw., allgemein gesagt, leben uns mehr und mehr ein.

Wetter (für Landwirte immer ein wichtiges Thema)

Im Oktober war das Wetter heiß (bis 40 Grad C und mehr) und trocken, im November und Dezember wurde es zunehmend schwüler. Obwohl die Temperaturen auf ungefähr 30 Grad C zurückgingen, macht die zunehmende Luftfeuchtigkeit zu schaffen (z.T. mehr als 100 %). Der Regen und damit die Regenzeit sollte im November eingesetzt haben, bis jetzt ist aber nur ungenügend Regen gefallen, so daß die Farmer Schwierigkeiten in der Bestellung ihrer Felder haben. Mais, Sonnenblumen, Baumwolle und Hirse werden im sogenannten 'Regenfeldbau', d.h. ohne Bewässerung angebaut, und sollten schon gesät sein, z.T. sind aber die Felder noch nicht gepflügt, weil der Boden zu hart ist. So ist nächstes Jahr im März-April-Mai eine schlechte Ernte zu erwarten. Für uns vom Gossner Service Team bedeutet das die Bereitstellung bzw. der Kauf von Mais für das südliche Gwembe-Tal.

Camp

Das Camp liegt etwa 2-3 km vom nächsten Dorf, Nkandabwe, entfernt und etwa 5 km vom Ort Sinazeze, wo auch das Postgebäude ist. Um einkaufen zu gehen, fährt man in die nächstgrößere Stadt, Choma, die etwa 80 km entfernt auf dem Plateau liegt.

(Zambia liegt auf der zentralafrikanischen Hochebene, die nur von einigen Flußtälern, wie das des Zambezi, durchschnitten wird. Das Projektgebiet liegt also im Tal, die größeren Städte und die wichtige Verbindungsstraße nach Lusaka oder Livingstone auf dem Plateau. Das Plateau ist, wie sein Name sagt, flach, während das Tal bergig ist. Es kommt also zu der seltsamen Situation, daß man runter in die Berge fährt).

Im Camp leben einmal die ausländischen 'Experten', die das Gossner Service Team (GST) bilden, und zum anderen Teil die ebenfalls im Gwembe South Development Project (GSDP) arbeitenden Zambianer.

Staff

Das Gwembe South Development Project ist ein staatliches Projekt, wir vom Gossner Service Team sind aber von der Gossner Mission in Berlin angestellt, deshalb ist unser Projektadministrator oder -koordinator, Mr. Nakasamu, ein Zambianer. Weitere zambianische Mitarbeiter sind Mr. Gray Madyenkuku oder kurz BaGray als Projektsekretär, BaNcite bei den Gwembe South Builders (GSB), der Baugruppe, BaAndreas im Workshop (der Werkstatt) und BaMark für die Tonga-Handarbeiten. Diese zambianischen Mitarbeiter bilden zusammen mit dem Gossner Service Team den sogenannten 'Staff', zu deutsch etwa 'Stab' im nichtmilitärischem Sinn (wir sind ganz friedlich, auch wenn es in den Versammlungen manchmal rund geht). Dieser Staff bespricht alle Dinge, die das Projekt betreffen, wie etwa die einzelnen Programme, während das Team nur spezielle teaminterne Dinge bespricht, wie etwa Verträge, Verwaltung von Teamgeldern, Weihnachtsfeiern, usw., also alle Dinge, die für den Staff relativ uninteressant sind und eine Staffversammlung nur belasten würden.

Team

Das Team besteht aus 7 sogenannten 'expatriates', ausländischen Experten. Davon sind drei Agraringenieure: Peter Wendt befasst sich mit den Bewässerungsprojekten (irrigation schemes) in Nkandabwe und Malima; Hans bereitet sich auf das Bewässerungsprojekt in Siatwinda vor, sowie auf eventuelle Mithilfe in Malima, auf das Dry-land-farming-Programm (Regenfeldbau) und das Rural-works-Programme (Arbeitsbeschaffungsprogramm für Regenfeldbauern in der Trockenzeit). Das ist die Arbeit, die Isaak Krisifoe zur Zeit noch macht. Ingrid als dritter Agraringenieur soll mit Kredit- und sonstigen Genossenschaften arbeiten. Eva Engelhardt ist Soziologin und arbeitet als sogenannter 'Women Extension Worker' mit Frauen, um ihnen zu einem eigenen Einkommen zu verhelfen; im Moment hat sie ein Sisalprogramm gestartet. Klaus Jähn ist Pastor (Reverend) und soll mit der United Church of Zambia (UCZ) zusammenarbeiten. Zur Zeit hat er jedoch sehr viele andere Probleme am Hals, wie etwa die Aufgaben des Team-sprechers, die Verantwortung für den Workshop (die Werkstatt), solange der entsprechende Mann fehlt, Transport-Officer und seit einigen Tagen die Aufsicht über einige fertigzustellende Bauten der Baugruppe, da der Bauingenieur für 2 Monate nach Deutschland zurückgekehrt ist. Dieser Bauingenieur, Manfred Sitte, soll der bestehenden Baugenossenschaft (GSB) beratend zur Seite stehen. Da die Gwembe South Builders in den roten Zahlen stehen und in den letzten Jahren kein Bauingenieur im Team war, wurde diese Arbeit von anderen Teammitgliedern übernommen. Das Team ist froh, daß nach langer vergeblicher Suche von seiten der Gossner Mission nun doch wieder ein Bauingenieur ins Tal kommt. Der 'jüngste' im Team ist 'Ake', Hans-Joachim Spreng, der seit knapp einem Monat hier im Camp lebt. Er bereitet sich auf die Übernahme der Werkstatt vor, einschließlich des Jobs des Transport-Officers (Einsatzkoordination von 3 Lastwagen und einem Land-Rover) und der sogenannten 'camp-maintenance' (Instandhaltung des Camps, Reparaturen usw.).

Bis zum Frühjahr sind auch noch Isaak (Hans' Vorgänger) und Sietske Krisifoe da, die seit nun 10 Jahren im Projekt arbeiten und deshalb sehr viel über Land und Leute wissen. Ein Gespräch mit ihnen ist eine sehr gute Vorbereitung bzw. Einführung, was wir auch schamlos ausnützen.

Projekt

Das Projekt besteht nun schon länger als 10 Jahre und steht damit im Gegensatz zu vielen anderen Entwicklungsprojekten, die meistens 2-6 Jahre laufen.

Wir 'Experten' haben 3-Jahres-Verträge, die verlängert oder erneuert werden können.

Der Ursprung des Projektes ist in dem Bau des Karibadammes und dem Anstauen des Karibasees, bzw. des Zambezis zum Karibasee zu sehen, denn dadurch wurden die Taltongas von ihren fruchtbaren Feldern am Flußufer auf die schlechteren Böden der höheren Lagen verdrängt. Es fand eine gewaltsame Umsiedlung statt. Die Namen der alten Dörfer finden sich auch heute noch, nur liegen diese Dörfer ganz woanders (siehe auch Braunkohletagebau in der Köln-Aachener-Bucht). Aufgrund dieses Ereignisses und wegen der schon immer schlechteren Versorgung des Tales beschloß die Regierung, das Gwembe-Tal in seiner Entwicklung zu fördern. Die Gossner Mission war bereit, die personelle Seite eines Entwicklungsprojektes zu übernehmen, die zambianische Regierung übernahm die finanzielle Seite. Beide schliessen nun einen befristeten Vertrag ab, zu dessen Ende hin neu überlegt wird, ob das Projekt weitergeführt werden soll oder nicht.

Von seiten der Gossner Mission wird nun nach der Aufbauphase die Konsolidierungsphase angestrebt, in der die einzelnen Projektaktivitäten den Einheimischen übergeben werden sollen. Das erfordert von seiten des nun komplett neuen Teams vor allem Einsatz im Bereich Bildung/Ausbildung. Daneben laufen in den drei Bewässerungsprojekten Erweiterungsaktivitäten, die aber der Verselbständigung der Farmer nicht im Wege stehen dürften.

Neben den oben bei der Beschreibung des Teams genannten Hauptaktivitäten des Projektes laufen verschiedene kleinere Programme, die unter dem Begriff 'VSP', Valley-Selfhelp-Programme (Tal-Selbsthilfe-Programm) zusammengefaßt sind. Dazu gehören das Kleiderprogramm (aus Deutschland geschickte gebrauchte Kleider werden hier billig verkauft und von dem Erlös Kliniken eingerichtet; Pakete bitte an das Gossner Service Team, P.O. Box 4, Sinazeze, Zambia schicken, 'used clothes' draufschreiben wegen des Zolls und am billigsten per Seepost; 10 kg kosten ungefähr DM 35,-, Angaben ohne Gewähr, bei der Deutschen Bundespost nachfragen!) senden.

Dazu gehört auch das Ziegelprogramm, das den Menschen hier zu festen Häusern verhelfen soll, die Versorgung mit Nahrungsmitteln und anderen 'Dingen des täglichen Bedarfs', ein Reisschälprogramm u.a.m.

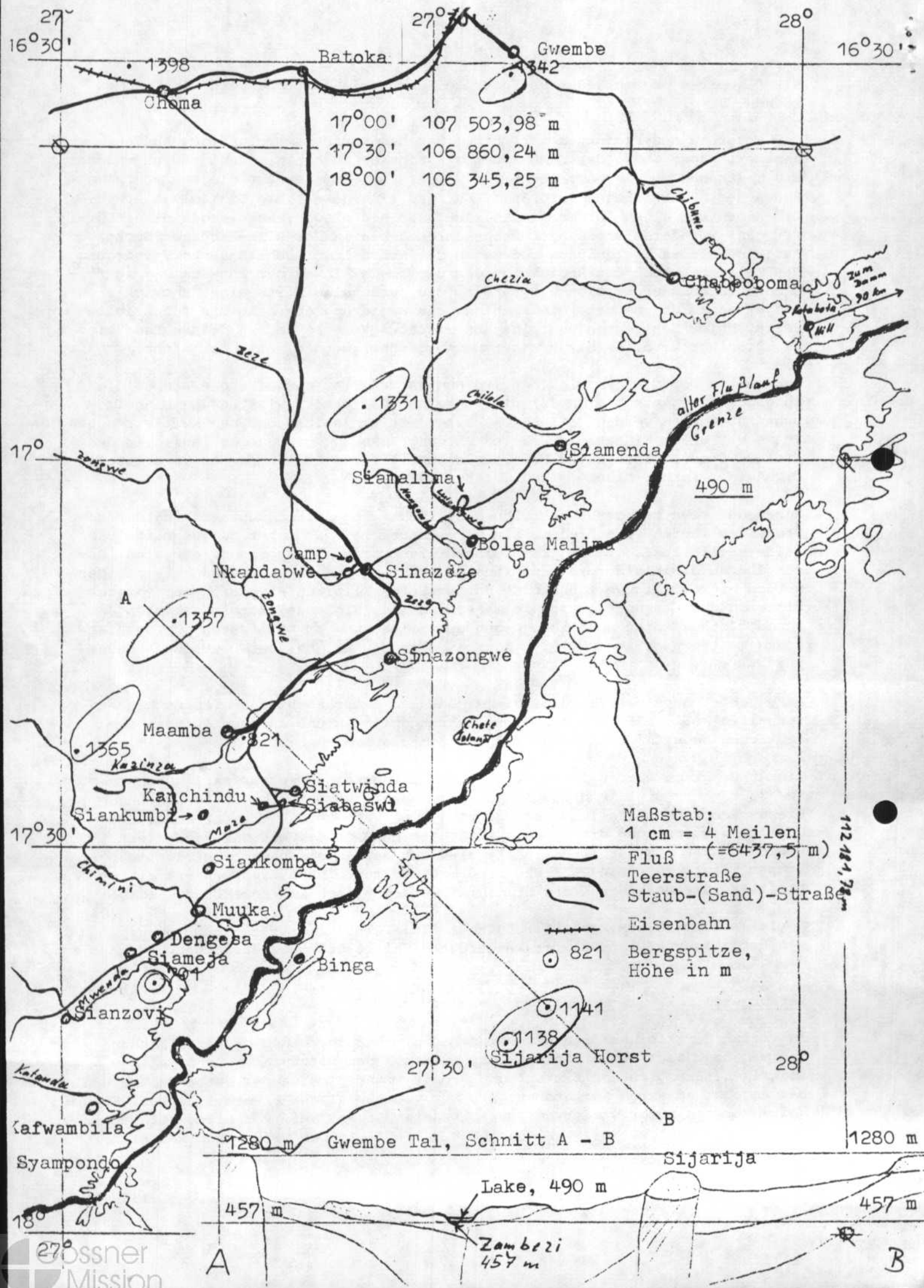
Dieses Programm wird halbtags von einer 'mitausreisenden Ehefrau' übernommen. Zur Zeit macht Sietske diese Arbeit, in Zukunft wird Monika Sitte sie tun. Dieses Programm wurde ins Leben gerufen, weil ein revolvierender Fonds^{*)} erwünscht war, aus dem die Einzelaktivitäten ohne große Umstände finanziert werden können. Staatliche Kredite sind nur auf entsprechende Anträge zu bekommen, laufen nur ein Jahr und sind mit dem aus diesen Krediten erzielten Profit zurückzuzahlen. * (die Einnahmen werden wieder in Projekte gesteckt)

Soviel allgemein zum Projekt, Staff und Team.

Das Projektgebiet ist auf der beigefügten Skizze grob eingezeichnet.

Versorgung

In vielen der kleinen Orte hier sind Läden, aber für einen größeren Einkauf muß man doch nach Choma fahren. Dort ist auch der Sitz vieler Behörden und sonstigen Büros, so daß Einkauf und Arbeit immer miteinander verbunden werden. Das Angebot an Waren ist größer, als wir vom Hörensagen erwartet hatten. Knappheiten treten immer wieder bei verschiedenen Dingen auf, vor allem bei Mehl, Zucker, Öl, Butter, Seife, Klopapier u.a.m.. Da man das weiß, kann man sich



einen entsprechenden Vorrat davon anlegen. In Choma gibt es eine sehr gute und relativ billige Metzgerei. Auch Brot und Brötchen der Bäckerei sind prima, wenn welche zu haben sind. Ansonsten gibt es die sogenannten 'Supermärkte', die ein breites Sortiment haben. Man darf bei diesen Supermärkten allerdings nicht von deutschen Maßstäben ausgehen; diese hier entsprechen eher einem Einzelhandelsgeschäft in Deutschland. Sehr oft werden derartige Läden von Indern geführt, die einen großen Teil, wahrscheinlich den größten Teil der ausländischen Bevölkerung hier ausmachen.

Das Kaufkraftverhältnis der einheimischen Währung 'Kwacha' zur DM ist 1:1, jedoch kostet ein Kwacha ungefähr DM 2,50. Ein Kwacha sind 100 Ngwee als kleinere Einheit. Der größte Geldschein ist der mit 20 K, so daß man oft bei größeren Geldangelegenheiten mit sehr viel Scheinen herumläuft.

Auto und Verkehr

Der Straßenverkehr ist in Zambia dadurch, daß es weniger Autos gibt, nicht ungefährlicher. Die Fahrweise ist viel fahrlässiger und unaufmerksamer, so daß Unfälle hier oft tödlich ausgehen. An Vieh (Rinder und Ziegen) muß man sehr vorsichtig heranfahren, da sie oft unerwartet kurz vor einem die Straße noch überqueren. Das hat schon manche Beule gekostet.

Auf der Straße von Batoka bis Maamba bzw. auch umgekehrt, fahren die schweren Kohlelastzüge der Mine in Maamba, teilweise mit einer unwahrscheinlichen Geschwindigkeit. Bei Ausweichmanövern vor Vieh oder Schlaglöchern in der sehr schlechten Straße kommen sie oft gefährlich weit auf die andere Straßenseite.

Eine Teerstraße gibt es im Tal nur von Batoka nach Maamba, alle anderen Straßen sind Staubstraßen, die in der Regenzeit z.T. nur mit vierradangetriebenen Fahrzeugen befahren werden können. Auf der Straße von Siatwinda Richtung Muuka kann nach einem Regen kein Lastwagen mehr fahren, was Schwierigkeiten bei der Versorgung mit Mais bereitet. Die Straße von Siameja nach Kafwambila ist zum Teil noch vermint (die Freiheitskämpfer von Zimbabwe hatten hier ihre Schlupfwinkel). Dieses Gebiet war bis vor etwa einem halben Jahr völlig gesperrt.

Hier kurz einige ungefähre Angaben über Entfernungen: vom Camp nach Lusaka sind es, wie gesagt, etwa 300 km, nach Choma 80 km, nach Maamba 40 km, nach Siatwinda 55 km, nach Kanchindu ebenfalls 55 km, nach Muuka 75 km, nach Kafwambila 155 km und nach Malima 20 km.

Wir haben nun zwei Autos bestellt: einen Toyota-Bus (Hi-Ace) für Transporte und Urlaub und einen Toyota Land-Cruiser für schwierige Fahrten. Beide haben Dieselmotoren, denn Diesel kostet nur die Hälfte des Preises von Benzin (1 l Diesel kostet etwa 35 ngwee, d.h. etwa 88 Pfennig). Wir hoffen, daß die Autos schnell kommen, denn ohne Auto kann man hier nichts machen. Uns war gesagt worden, wenn wir nach Südafrika gingen, könnten wir die Autos sofort kaufen und mitnehmen; aber auch in Südafrika gibt es Wartezeiten von 2 Monaten und länger für die von uns gewünschten Autos. Wir hoffen, im Januar, spätestens Februar einen der Wagen hier zu haben. Das ist umso wichtiger, als wir beabsichtigen, im März oder April nach Kanchindu zu ziehen, wo ebenfalls zwei Häuser für Teammitglieder bereitstehen. Ake hat auch Interesse an den Häusern. Zuerst müssen sie aber noch renoviert werden, denn die stehen seit dem Krieg in Zimbabwe leer. Auch die Wasserpumpe und der Generator fehlen noch.

(Apropos Wasserpumpe und Generator: mit beiden haben wir hier im Camp z.Z. Schwierigkeiten, denn sie arbeiten beide nicht richtig. Fast jeden Tag erlebt



Siatwinda-Bewässerungsprojekt



Dorfleben



Sojabohnen-Bepflanzung

man neue Überraschungen. Besonders ärgerlich ist es, wenn man müde und verschwitz nach Hause kommt, und es ist kein Wasser da. Hier merkt man erst so richtig, wie wichtig Wasser ist.)

Arbeitstag

Der Arbeitstag beginnt um 6 Uhr morgens, was uns im Moment sehr deutlich zu Ohren gebracht wird, denn wir wohnen direkt neben der Werkstatt, dem Arbeitsplatz der Baugruppe und dem Parkplatz der Lastwagen, die alle um diese Zeit ihre Arbeit beginnen.

Für sie ist um 14 Uhr Feierabend.

Für das Team ist der Arbeitstag nicht so reglementiert, aber im allgemeinen läuft er ähnlich ab. Um etwa 7 Uhr geht es los nach Siatwinda oder wohin auch immer und am Nachmittag gegen 2 oder 3 Uhr ist man meistens wieder im Camp. Danach ist eine Mittagsruhe angebracht. Nachmittags oder abends werden noch Sachen für die nächsten Tage arrangiert (etwa Transport buchen, Verabredungen treffen etc.) oder man tut nichts, d.h. man erledigt private Sachen, soweit man von privaten Sachen reden kann.

Jeden ersten Dienstag im Monat steht abends das Teammeeting (Teamversammlung) auf dem Programm, jeden ersten Mittwoch vormittags das Staffmeeting. Wenn Versammlungen oder Seminare mit den Leuten von den Kreditgenossenschaften oder Bewässerungsprojekten usw. stattfinden, arbeiten wir auch manchmal an den Wochenenden. Es ist also keiner da, der uns kontrolliert im Sinne einer Stechuhr. Arbeit und Freizeit kann man hier aber auch nicht voneinander trennen, denn oft kommen die Leute zu unseren Häusern wegen irgendwelcher Probleme und dann kann man nicht sagen: bitte jetzt nicht, ich habe gerade Freizeit.

Jahreszeiten und Landwirtschaft

Da wir uns auf der anderen Erdhalbkugel befinden, sind die Jahreszeiten entsprechend entgegengesetzt zu denen in Europa. Wir haben jetzt Sommer mit weiter oben beschriebenem Wetter. Sommer heißt hier Regenzeit. Diese dauert normalerweise von November bis März. Es fallen 600 mm Regen (ungefähr), hauptsächlich im Dezember/Januar/Februar. Im Anschluß an die Regenzeit ist es vollkommen trocken und die Temperaturen sinken bis Juni/Juli auf 10 Grad C Minimum, um dann bis zum Maximum im Oktober wieder anzusteigen (bis 44 Grad C dieses Jahr). Mit Einsetzen der Regenzeit wird es kühler, aber feuchter. Durch die allgemein höhere Temperaturlage wird man empfindlicher gegen niedrige Temperaturen, die in Deutschland vielleicht noch als angenehm empfunden werden. Deshalb kann man selbst in Afrika nicht auf Pullover verzichten.

Kurz vor Beginn der Regenzeit, wenn die ersten Schauer niedergegangen sind, beginnen die Bauern mit der Feldbestellung. Vorher war das Feld schon gesäubert worden, und der feuchte Boden kann gepflügt werden. Dazu werden ein Eisenpflug und zwei Ochsen verwendet. Diese vom Regen abhängige Landwirtschaft ist der sogenannte 'Regenfeldbau', d.h. nur solange die Feuchtigkeit ausreichend ist, werden die Felder bebaut, sonst liegen sie brach. (In Deutschland wird ebenfalls Regenfeldbau betrieben, nur ist die Verteilung der Niederschlagsmenge hier, bzw. dort, viel günstiger und eine Art Brache ist bedingt durch Kälte). Da die Felder oft von April bis Oktober/November brachliegen, ist im Gegensatz zum Bewässerungsfeldbau der Anbau nur einer Frucht möglich. Wie schon gesagt, werden Mais, Baumwolle, Sonnenblumen und Hirse im Regenfeldbau angebaut. Der hier angebaute Mais stellt ein Problem dar, da er wenig trockenresistent ist und sein Ertrag in den letzten Jahren stark gesunken ist. In den letzten Jahren war die Regenmenge nämlich ähnlich ungünstig verteilt wie in diesem Jahr und die gekeimte Saat vertrocknete oder wurde weggespült. Dieses Problem ist eines aus Hans' Aufgabenbereich.

Im Bewässerungsfeldbau können das ganze Jahr über Reis, Tomaten, Zwiebeln, Okkra, Kohl, Grünmais und Bohnen angebaut werden. Tomaten und Zwiebeln sind aufgrund der hohen Produktionsmenge, des Transportmangels und der Empfindlichkeit und ihrer schlechten Lagerfähigkeit problematisch. Die Landwirte müssen lernen, sich auf andere Früchte umzustellen oder früher mit ihren Produkten auf den Markt kommen.

'Wilde' Tiere und Pflanzen

Zur Zeit grünt und blüht vieles und es sieht sehr schön aus hier im Tal. In unserem Garten blühen Bougainvilles, Flamboyants (?), Mopanebäume mit lilienartigen Blüten, Passionsblumen, Hibiscus und vieles mehr, von dem wir die Namen nicht kennen. Im Moment ist Mangozeit. Papayas und Bananen scheinen hier fast das ganze Jahr zu wachsen. Im Garten kann man zudem bei Bewässerung alles anbauen.

An 'wilden' Tieren haben wir bisher Schlangen, Paviane und ein Krokodil gesehen. Aber es gibt hier auch 'Hippos' (Flußpferde), Elefanten und wahrscheinlich vieles mehr. Die Insekten sind hier anderthalb bis zweimal so groß wie in Deutschland. Tausendfüßler können 20 cm lang und 1 1/2 cm dick sein. Und natürlich gibt es jede Menge Mücken (Moskitos). Jetzt in der Regenzeit treten auch die fliegenden Ameisen auf. Diese sind etwa 2 cm lang und haben 4 etwa vier cm lange Flügel.

Soweit nun unser erster Rundbrief. Er ist sehr lang geworden, aber am Anfang einer neuen Sache gibt es immer sehr viel zu berichten. Wir freuen uns auf Kommentare und weitere Fragen. Im nächsten Rundbrief wollen wir versuchen, auf die Menschen und unsere Arbeit hier einzugehen, da wir bis dahin wohl schon etwas mehr Erfahrung haben. Im Moment tasten wir uns vorsichtig in unsere Aufgabenbereiche hinein.

Viele Grüße an alle in Deutschland und England, Schreibt mal, wir freuen uns darauf und haltet die Ohren steif.
Alles Gute für das Jahr 1981,

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41, Tel. 030 - 85 10 21
Postscheckkonto Berlin West 520 50 - 100
Bankkonto: Berliner Bank, BLZ 100 200 00, Kto.-Nr. 0407480700

Bericht von der Bibelschule in Govindpur, Indien

1980 hatte die Bibelschule 27 männliche und 10 weibliche Schüler. Von ihnen haben 8 Evangelisten und 5 Bibelfrauen ihre Ausbildung beendet und die Schule verlassen. Anfang 1981 haben wir 19 männliche und 5 weibliche Schüler im zweiten Ausbildungsjahr. Neu aufgenommen wurden 12 Jungen und 6 Mädchen. Wir erwarten in diesem Jahr noch 4 weitere Mädchen. Zur Zeit haben wir insgesamt 42 Schüler und Schülerinnen.

Fräulein Bahalen Kandulna und Fräulein Jilani Bage haben ihr Examen beide gut bestanden.

Wir haben an der Schule insgesamt 7 Lehrer, 4 hauptamtliche und 3 nebenamtliche.

Die Schule verursacht Kosten von ungefähr DM 1.000,- pro Monat. Das Hauptproblem neben den laufenden Kosten ist der erbarmungswürdige Zustand der Schulgebäude. Sie müssen unbedingt repariert werden, ehe sie endgültig zusammenbrechen.

Wir unterrichten die folgenden Fächer an der Schule:

- Altes Testament: 1. Buch Mose bis Josua, 1. Samuel, Jesaja 40-55, Amos, Überblick über die anderen Bücher des Alten Testaments. Aus Zeitgründen können wir manchmal die angegebenen Bücher nicht vollständig durchnehmen.
- Neues Testament: Markus, Johannes, 1. Korinther, Hebräer, Offenbarung werden ausführlich durchgenommen. Die übrigen beiden Evangelien, Apostelgeschichte und Briefe werden im Überblick geboten.
- Andere Fächer: Katechismus, Augsburgisches Bekenntnis, Religionsgeschichte, Kirchengeschichte, Liturgie, Kirchenjahr usw.
- Allgemeinwissen: Auf folgenden Gebieten erhalten die Schüler auch eine Ausbildung:
Ackerbau, Medizin, Nähen, Tischlerei, damit die Schüler mit diesen Aktivitäten Jesus Christus und Gott, den Allmächtigen, bezeugen können.

Diejenigen, die bei uns ausgebildet worden sind, bewähren sich in der Kirche sehr gut. Fast aus allen Gegenden der Gossnerkirche werden die Schüler zur Ausbildung bei uns angemeldet. Unsere Unterrichtssprache ist Hindi.

Das Leitungskomitee der Schule trifft sich mindestens dreimal im Jahr. Es besteht aus folgenden Mitgliedern:

- 1) Rev. P.D. Soreng, Kirchenpräsident (Vorsitz)
- 2) Rev. M. Jojo, Leiter der Bibelschule (Geschäftsführer)
- 3) Rev. Dr.M. Bage, Leiter der Kirchenprovinz
- 4) Rev. M. Tete, Rektor des Theologischen College
- 5) der Vorsitzende des Kirchenkreises



Pfarrer Martin Jojo und Frau Seteng Jojo

Jahresbericht 1980 der Abteilung für Evangelisation und christliche Literatur (Missionsabteilung) der Gossnerkirche, Indien

Ich bin glücklich und dankbar, Ihnen den folgenden Jahresbericht unserer Missionsabteilung geben zu können, zu Ihrer Information, für Ihre Akten und für die notwendige weitere Bearbeitung. Trotz vieler Schwierigkeiten, Verwirrungen und unseres Versagens, hat Gott uns auch in diesem Jahr erhalten. In ähnlicher Weise haben auch unsere Freunde und Gönner uns beigegeben, um uns in unserer Lage zu helfen. Wir danken Ihnen allen.

1. Dienstreisen des Missionsdirektors

In diesem Jahr war das Reiseprogramm unbefriedigend und nicht sehr erfolgreich aufgrund ungünstiger Voraussetzungen innerhalb und außerhalb unserer Kirche. Zum Beispiel brachte die Benzinknappheit das Reiseprogramm durcheinander. Dennoch konnte ich zusammen mit dem Adhyaksh (Superintendenten) von Assam eine ausführliche fünfwöchige Tour in Assam und in Duars (West-Bengalen) durchführen. Darüber habe ich schon früher kurz berichtet. Daneben gab es andere kurze Besuchsprogramme wie Sitzungen, Bibelfreizeiten, Seminare, Missionsfeste, Kirchweihen usw..

2. Veröffentlichungen

Die Abteilung gab einige wichtige Materialien für den Gebrauch in der Kirche und auf den Missionsfeldern heraus. Ein Liederbuch wurde speziell für die Assamreise und für Versammlungen dort herausgegeben. Es wird jedoch auch in anderen Gegenden unserer Kirche benutzt. Ein Leseraum-Kalender 1981 und unser christlicher Kalender sind ebenfalls veröffentlicht worden und werden jetzt vertrieben. Da die Zusammenarbeit mit einigen zuständigen Kollegen nicht klappt, sind wir nicht ganz so erfolgreich. Aber wir glauben, dennoch etwas für die Kirche getan zu haben. Hier möchte ich erwähnen, daß wir mit der Bibelgesellschaft von Indien gut zusammenarbeiten bei der Lieferung verschiedener Bibeln, Bibelteile, Traktate usw., wie auch bei gemeinsamen Veranstaltungen wie Filmvorführungen, Versammlungen usw..

3. Bauprojekt der Missionsabteilung

Für das spezielle Projekt der Missionsabteilung, ein "Leseraum-, Studien- und Kultur-Zentrum" auf dem Kirchengrundstück in Ranchi sind erste Schritte getan worden. Wie bereits in meinem letzten Halbjahresbericht erwähnt, hat die Kirchenleitung durch ihre Grundstückskommission das benötigte Land zur Verfügung gestellt. Im Norden und Osten haben wir die Grundstücksmauer vollendet. Im Osten haben wir einen Graben mit Stacheldraht angelegt. Die Kosten haben wir im Vorgriff auf die Zuschüsse, die wir aufgrund unserer Berechnungen erwarten, vorgeschossen. Außerdem haben wir einige zigtausend Jungfische ausgesetzt und etwa 200 Bäume gepflanzt, auch in kleinem Umfang mit Gemüseanbau begonnen. In den kommenden Jahren wollen wir noch mehr in dieser Hinsicht tun. Vorübergehend haben wir einen Gärtner angestellt, der sich um das Land unseres Projektes kümmert. Auf verschiedene Weise haben wir eine Kollektorkampagne gestartet, durch Schriften, Briefe, Versammlungen usw.. Die Reaktion darauf war ermutigend. Allerdings ist das Mißtrauen in die Verwaltung von Land und Geld der Kirche ein Haupthindernis für unser Projekt. Die Kirchenmitglieder richten sich weniger nach guten Ideen und Projekten, sondern

vielmehr nach der bisherigen Realität. Bisher haben wir Rs. 1.518,21 (DM 380,-) aus Kollekten und Zuwendungen für das Projekt und Rs. 1.520,- aus anderen Einkommen erhalten. Um das Projekt bei den Pfarrern und anderen bekanntzumachen und um mit dem Programm anzufangen, haben wir im Dezember ein Seminar abgehalten zum Thema "Unser Predigen in der säkularisierten Welt". 25 Pfarrer haben daran teilgenommen. Die Teilnehmer haben uns ermutigt, solche Programme auch in Zukunft durchzuführen.

4. Finanzen

Wir sind glücklich und dankbar, daß wir trotz vieler innerer und äußerer Probleme die Mittel für alle Missionare, einschließlich die in Udaipur, und für kleinere Bau- und Reparaturarbeiten bekommen haben.

5. Berichte von den Missionsfeldern

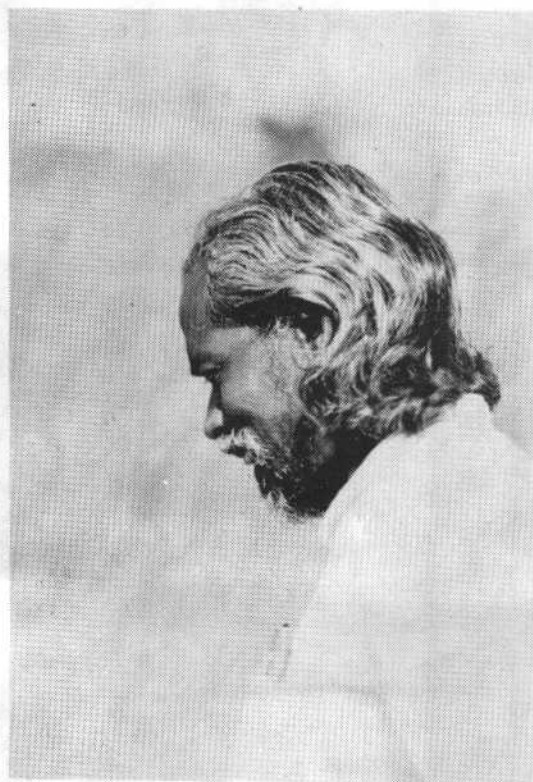
Zu unserem großen Bedauern müssen wir feststellen, daß bis zum heutigen Tag, dem 15. Januar 1981, noch kein Bericht in unserem Büro in Ranchi eingegangen ist. Dies ist eins der traurigsten Kapitel in unseren verschiedenen Aktivitäten und Pflichten. Der Grund liegt vielleicht in der Nachlässigkeit der Superintendents, vielleicht auch in einer uninteressierten Einstellung, so daß kein Interesse an den Berichten besteht und in dieser Hinsicht nichts geschieht. Falls indessen die Berichte bis zum 15. Februar im Büro hier eintreffen, werde ich sie zusammenstellen und auf der nächsten Sitzung der Missionsabteilung am 20. Februar 1981 verteilen.

6. Bemerkungen und Vorschläge

- a) Seit einigen Jahren hat die Missionsabteilung selten Zeit gefunden, die Bemerkungen und Vorschläge in meinen Jahresberichten gründlich zu durchdenken, da wir uns vorwiegend mit der Lösung interner Probleme beschäftigt haben. Das ist fast überall in unserer Kirchenverwaltung so. Außer einigen wenigen sind nicht einmal die hauptamtlich beschäftigten Mitarbeiter der Missionsabteilung eine Ausnahme. In einigen der Missionsgebiete ist offensichtlich "Kirchenpolitik im Kleinen" ein wichtiger Grund für das Versagen der Missionsarbeit.
- b) Nur in wenigen Kirchenprovinzen (Anchals) kennen die Pastoren oder interessieren sie sich für die Arbeit, die Pläne und die Probleme in der Mission. Sie sind nur daran interessiert, die Gehälter abzufordern, überzählige Mitarbeiter in ihren Anchals einfach als Missionare einzusetzen und unbequeme Missionare abzusetzen. Dagegen scheinen sie sich nicht darum zu kümmern, Personalfragen, Finanzen und angemessene Arbeitsschritte für die Missionsgebiete ordentlich zu planen und die Missionsgebiete zu besuchen.
- c) Wir sind noch weit davon entfernt, Missionsgemeinden von angemessener Mitgliederzahl zu richtigen Kirchengemeinden zu erklären oder kleine Missionsgemeinden, für die kein weiteres Wachstum zu erwarten ist, mit anderen zusammenzulegen. Aber genau das müssen wir jetzt und in der Zukunft tun, falls wir die Gemeinden konsolidieren wollen. Wir müssen einige Laien für die Leitung oder zumindest für Gemeindegearbeit in den Missionsgemeinden ausbilden.
- d) In dieser Lage ist es nicht unangemessen zu erwähnen, daß einige Ilakas (Kirchenkreise), die unabhängig von der Missionsabteilung arbeiten, sich besser einsetzen und mehr Erfolg haben unter Nichtchristen. Sie werden nur durch den Mangel an Geld behindert. Vielleicht wäre es besser, diesen

Kirchenkreisen zu helfen, als die Diasporaarbeit weiter am Leben zu erhalten.

- e) Aufgrund der Erfordernisse und Herausforderungen unserer Zeit muß die Missionsabteilung ihre Programme, Methoden und Mittel in der Kirche und durch die Kirche planen, damit die Arbeit in den Missionsgebieten Erfolg haben kann. Wir hoffen, daß die Kirchenmitglieder durch unser neues Projekt dazugebracht werden können, daß sie diese Herausforderungen verstehen. Die Unterstützung für unser Bauprojekt ist darum die andere Seite derselben Medaille, der Missionsarbeit unserer Kirche. Darum rufen wir alle unsere Freunde auf, den Lutherischen Weltbund, die Gossner Mission, die Vereinigten Lutherischen Kirchen in Indien und die Führer unserer Kirche, die Pläne und Vorstellungen für diese unvollendete Aufgabe noch einmal zu prüfen.



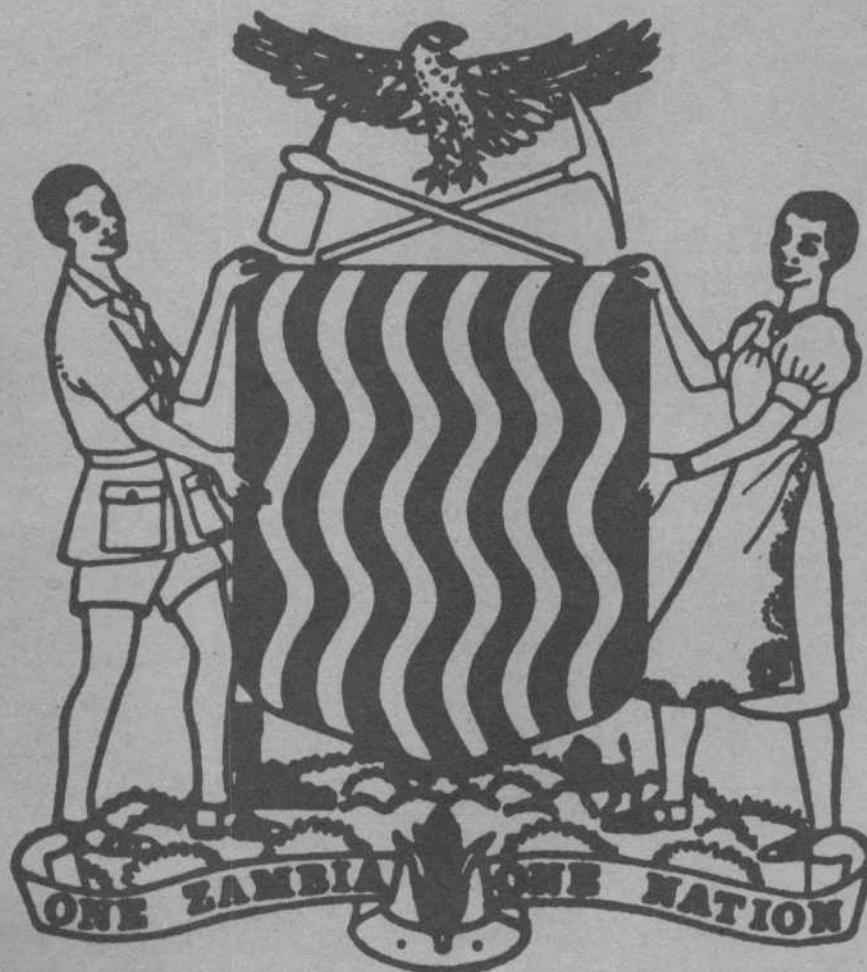
Zwei Missionare in Surguja

GOSSNER MISSION, Handjerystr. 19/20, 1000 Berlin 41, Tel. 030 - 85 10 21
Postscheckkonto Berlin West 520 50 - 100
Bankkonto: Berliner Bank AG, BLZ 100 200 00, Kto.-Nr. 0407480700



Zambia

● Aus Geschichte und Gegenwart



Rolf Friedrich Bredt



GESCHICHTE

Die Zambianer sind sehr stolz darauf, daß ihr Land altes Kulturland ist, denn die Spuren der menschlichen Entwicklung reichen um mehr als 500.000 Jahre zurück. 1921 wurden in Höhlen in der Nähe von Kabwe (früher Broken Hill), einer Stadt in der Zentralprovinz, fossile Schädel und Knochen gefunden, der homo modiensis. Weitere Spuren aus der Frühzeit weisen auf große Wanderungen über den ganzen afrikanischen Kontinent hin.

Die neuere Geschichte Zambias beginnt für uns Europäer erst vor 130 Jahren, als David Livingstone 1851 das Barotse-Land, die heutige Westprovinz, systematisch erforschte und über Geographie und Bevölkerung schriftliche Aufzeichnungen machte. Schon vor Livingstone hatten zwei Europäer das Land nördlich des Zambesi durchquert. Die beiden portugiesischen Händler Pedro Baptista und Anastacia José erkundeten 1802 den Weg von der Küste Angolas bis zur Küste von Mozambique und brauchten dazu 8 Jahre. Ihnen folgte bis David Livingstone kein weiterer Europäer mehr nach.

David Livingstone hatte sich als Aufgabe gestellt, die im Inneren des Erdteils lebenden Afrikaner zu missionieren und den Sklavenhandel zu bekämpfen. Er hatte einen hohen Respekt vor den Afrikanern und genießt deshalb in Zambia heute ein gutes Ansehen.

Es ist aber auch bezeichnend, daß bei seiner zweiten Forschungsreise bereits ein Angestellter einer Kapstadter Firma mitreiste, der den kürzesten Handelsweg vom Inneren des Erdteils zum Atlantischen Ozean erkunden sollte.

Kurz vor der Jahrhundertwende begann dann der Einfluß einiger europäischer, besonders britischer, Gruppen auf das Gebiet nördlich des Zambesi zuzunehmen. Cecil Rhodes erhöhte den britischen Einfluß im jetzigen Gebiet von Zambia gewaltig, denn sein Ziel war es, das innere Afrika unter britische Verwaltung zu bringen, um später ein durchgehendes Gebiet von Ägypten bis Südafrika zu kontrollieren. Durch viele Einzelverträge und Sonderabkommen, die teilweise mit falschen Argumenten erschlichen und teilweise durch einseitige Auslegung uminterpretiert wurden, fielen die Hoheitsrechte in der Hände der quasi-staatlichen British-South-African Company. 1924 übernahm dann die Britische Krone die Verwaltung des Protektorates Nordrhodesien.

Mit der Übernahme der Verwaltung durch das Kolonialministerium in London wurden die ersten Schritte zu einer parlamentarischen Kontrolle getan. 1938 wurden die ersten Afrikaner als Abgeordnete berufen, aber erst nach dem 2. Weltkrieg fingen die Afrikaner an, sich politisch wirklich zu Wort zu melden und sich zu organisieren. Der Hauptgrund, sich politisch zu organisieren, war für die Afrikaner gerade in Nordrhodesien die Politik der Europäer, die einen Zusammenschluß von Njassaland (Malawi), Nordrhodesien und Südrhodesien anstrebten. Durch die Einbeziehung gerade auch Südrhodesiens, wo sehr viel mehr Europäer lebten und die Rassentrennung sehr viel strikter durchgeführt wurde, entstand eine Machtverlagerung nach Süden, durch die die Europäer ihre Position erheblich stärken konnten.

1944 sprach sich ein Senior-Häuptling der Bembas erstmals öffentlich gegen diesen Zusammenschluß aus und 1953 unterschrieben 120 Häuptlinge eine Petition gegen die Föderation. Dies war besonders ärgerlich für die Kolonialregierung, denn ihre Politik der indirekten Verwaltung der Afrikaner (indirect rule) mit Hilfe der Häuptlinge, die dafür eine Entlohnung bekamen, besagte, daß die Häuptlinge die wahren

Vertreter der Bevölkerung seien. Allerdings waren die Häuptlinge nicht in der Lage, eine politische Organisation zu gründen, die sich wirklich gegen die Europäer stellte.

1948 wurde die Föderation der Sozialdienste (Federation of Welfare Societies) in eine politische Organisation umgeformt, in den Nordrhodesischen Kongreß (the Northern Rhodesian Congress). Unter der Führung von Harry Nkumbula benannte sich die Partei 1951 zum Northern Rhodesian African National Congress (NRANC) um. Der NRANC konnte die Föderation aber nicht verhindern. Sie wurde 1953 gegründet. Bis 1958 hatte sich eine junge Garde im NRANC hervorgetan und als Nkumbula, der Präsident der Kongreßpartei, sich zur Parlamentswahl aufstellen ließ, spaltete sich diese, weil gerade die jungen Leute der Partei nicht mit der Föderationsregierung zusammenarbeiten wollten. Zu diesen jungen Leuten der Partei gehörten Kenneth Kaunda, Simon Kapwepwe und Sikota Wina.

1959 wurde der Ausnahmezustand über Südrhodesien und Njassaland verhängt, weil Gerüchte umgingen, der Njassaland African Congress habe Pläne zur Ermordung von Europäern gemacht. Alle Parteien wurden aufgelöst und Kenneth Kaunda, der neue Generalsekretär der Kongreßpartei, wurde eingesperrt. In diesem Jahr gründete sich eine neue Partei, die Vereinigte Nationale Unabhängigkeitspartei, UNIP (United National Independence Party). Als Kaunda 1960 aus dem Gefängnis entlassen wurde, wurde er als Befreiungsheld gefeiert und übernahm die Führung der UNIP.

Nun merkte auch das Kolonialministerium in London, daß die Föderation sich nicht halten ließe, und lud 1961 zur Londoner Verfassungskonferenz ein.

Das Kolonialministerium, unter dem Druck des Premierministers der Föderation, Sir Roy Welensky, verabschiedete einen Plan, der die Europäer klar bevorzugte. Das erregte Ärger gerade in der UNIP, die daraufhin eine Kampagne des gewaltlosen Widerstandes einleitete. Während dieser Kampagne kam es aber trotzdem zu einigen gewalttätigen Übergriffen auf Regierungsgebäude und Europäer, obwohl Kenneth Kaunda sich persönlich stark für gewaltfreie Aktionen einsetzte. Die Aktion war (zumindest teilweise) erfolgreich. 1962 wurde eine neue Verfassung verabschiedet, zu der auch die UNIP zustimmen konnte.

Unter der neuen Verfassung wurde dann gewählt, UNIP und ANC gewannen zusammen die Mehrheit im Parlament, und einige ihrer Führer wurden als Minister in das neue Kabinett berufen. Ende 1963 brach dann die Föderation auseinander. Bei Neuwahlen Anfang 1964 gewann dann die UNIP die absolute Mehrheit der Sitze und Kaunda wurde Premierminister von Nordrhodesien. Jetzt war der Weg frei für die Unabhängigkeit Zambias. Am 24. Oktober 1964 wurde offiziell die Republik Zambia ausgerufen. Kenneth Kaunda wurde der erste Staatspräsident.

Bis Ende 1972 gab es in Zambia drei Parteien: die UNIP mit K. Kaunda als Präsident, den ANC (African National Congress) mit H. Nkumbula an der Spitze und die 1971 von dem bis dahin stellvertretenden Staatspräsidenten S. Kapwepwe gegründete UPP (United Progressive Party). Mit der neuen Verfassung von 1973 wurde Zambia zu einem Einheitsparteien-Staat, in dem nur noch die UNIP zugelassen wurde.

GEOGRAPHIE

Zambia ist ein Binnenland, das geographisch noch zu Zentralafrika gezählt wird. Seine Nachbarländer sind Zaire, Angola, Namibia (am Caprivi Strip), Botswana, Zimbabwe, Mozambique, Malawi und Tansania. Es ist 752.620 qkm groß und umfaßt damit eine größere Fläche als Frankreich, Belgien, die Niederlande und die Schweiz zusammen.

Der Hauptteil von Zambia ist eine Hochebene mit einer durchschnittlichen Höhe von 1.200 bis 1.500 Metern. Die höchsten Erhebungen gehen bis auf 2.300 Meter. Die

Hochfläche steigt langsam von Süden nach Norden bis zur Wasserscheide, der Lunda-schwelle (Zambesi - Kongo) an. Die Flüsse verlaufen meist in flachen Mulden, in denen sich wegen des verzögerten Wasserabflusses Überschwemmungsgebiete und Sümpfe gebildet haben.

Der größte Fluß Zambias ist der Zambesi, der auch die Grenze zu Zimbabwe bildet. In ihn münden zwei weitere große Flüsse, der Kafue von Norden und der Luangwa von Osten. Der Luapula-Fluß hat seine Quellen in Zambia und fließt in nördliche Richtung nach Zaire, wo er zu einem der beiden Quellflüsse des Kongo-Flusses wird.

Der südliche Zipfel des Tanganyika-Sees liegt in den Grenzen Zambias, und die Grenze zwischen Zambia und Zaire verläuft durch den Mweru See. Der relativ flache Banguweulu See mit seinen ausgedehnten Sumpfgebieten ist der größte See innerhalb der zambianischen Grenzen. Der Kariba See mit seinen 5.500 qkm Wasserfläche war bei seiner Entstehung um 1960 der größte künstliche Stausee der Erde, und nutzte die tiefeingeschnittenen Täler des mittleren Zambesi aus. Anfang der 70er Jahre wurde dann auch der Kafue Fluß in seinem südlichen Teil zu einem großen Stausee angestaut.

Zambia besitzt eines der schönsten Waldgebiete Afrikas. Leichte Savannen und Buschländer auf der Hochebene wechseln mit dichten Wäldern an den Flußläufen.

KLIMA

Zambia gehört dem Tropengürtel an. Das Klima wird durch die Höhenlage gemäßigt. Die durchschnittlichen Jahresniederschläge nehmen von 500-700 mm im Süden her, auf über 1.300 mm im Norden und Nordosten zu, dabei sind starke Regenfälle von über 100 mm pro Tag ein bis zweimal je Regenzeit die Regel.

Von Mai bis August herrscht Trockenzeit mit relativer Kühle, wobei in den Nächten die Temperaturen auf plus 5 Grad C sinken können, während sie tagsüber wieder über plus 25 Grad C ansteigen.

Die Zeit von August bis Oktober ist dagegen heiß und trocken, während die folgenden Monate heiß und feucht sind. Feuchtheiß über das ganze Jahr bleiben dagegen die Flußniederungen und die Seegebiete. Die Jahresdurchschnittstemperatur liegt auf dem Hochplateau zwischen 20 Grad C und 22 Grad C, während in der heißen Zeit von September bis April die mittlere tägliche Höchsttemperatur auf ca. 30 Grad C klettert.

VEGETATION

Die ursprüngliche Vegetation des Hochlandes ist der Trockenwald (Miombo-Wald), der während der Trockenzeit das Laub abwirft. Die Landschaft sieht am Ende der Trockenzeit kahl und ausgetrocknet aus, was durch die großen Buschbrände während dieser Zeit verstärkt wird. Die radikale Wiederbelebung der ausgedorrten Landschaft mit der ersten Regenzeit ist jedes Jahr wieder ein Erlebnis. In den tiefer gelegenen Gegenden des Zambesi, Kafue und Luangwa herrscht der Mopane-Wald vor, der mit den urwüchsigen Baobab-Bäumen und Dornsträuchern durchsetzt ist. Reines Grasland besteht fast nur in Überflutungsgebieten des Oberlaufes des Zambesi-Flusses in der West-Provinz und teilweise entlang des mittleren Teils des Kafue in der Südprovinz.

BEVÖLKERUNG

1976 wurde die zambianische Bevölkerung auf 5.138.000 Menschen geschätzt. Seit 1969, der letzten großen Volkszählung, hat sich besonders die Stadtbevölkerung

drastisch erhöht. Bei einem Bevölkerungswachstum von etwas unter 3 % im Jahr in ganz Zambia hat die Stadtbevölkerung z.B. in Lusaka, der Hauptstadt, um 8,9 % zugenommen. Die Städte hatten zusammen eine Einwohnerzahl von 1.762.000. Die Provinz des Kupfergürtels ist die dichtbesiedeltste Provinz, während die Nord-West-Provinz mit nur 273.000 Bewohner am dünnsten besiedelt ist.

98 % der Bevölkerung Zambias sind Schwarz-Afrikaner, während Europäer, meistens Briten, den größeren Teil der Nicht-Afrikaner ausmachen, gefolgt von den Asiaten (meistens Inder). Obwohl es in Zambia über 70 Sprachen und Dialekte geben soll, sind die Hauptsprachen Bemba, Tonga, Lozi, Nyanja. Tonga wird hauptsächlich in der Süd-Provinz gesprochen, während Lozi die Sprache in der West-Provinz ist. Nyanja wird gewöhnlich in der Ost-Provinz und in Lusaka gesprochen, und Bemba in der Zentral-Provinz und im Kupfergürtel. Englisch ist die offizielle Sprache für die Administration. Christen und christliche Sekten (z.B. Zeugen Jehovas) machen mehr als 60 % der zambianischen Bevölkerung aus, während die anderen sich hauptsächlich den traditionellen Religionen zugehörig fühlen. Zur katholischen Kirche gehören über 50 % der Christen. Die größte protestantische Kirche ist die Vereinigte Kirche von Zambia mit über 200.000 Mitgliedern. Dem Hinduismus und dem Islam gehören hauptsächlich die Asiaten oder Zugewanderten aus den Nachbarstaaten an.

In Zambia nimmt der Anteil der Analphabeten an der Gesamtbevölkerung seit der Unabhängigkeit deutlich ab. Ich kann mich an Zahlen erinnern, die ich während meines Aufenthaltes in Zambia hörte, die besagten, daß über 70 % der Bevölkerung lesen und schreiben können und daß bei den unter 25jährigen der Anteil bei über 95 % liegt.

Das Durchschnittsalter in Zambia wird mit 40 bis 45 Jahre angegeben, dies kommt daher, daß in einigen Gebieten die Kindersterblichkeit relativ hoch ist. Durch das ständig verbesserte Gesundheitswesen seit der Unabhängigkeit steigt das Durchschnittsalter deutlich an.

Von den über 5 Millionen Einwohnern waren 1974 nur 368.150 Beschäftigte, davon 9,2 % Ausländer. Man kann davon ausgehen, daß die Ausländer ausschließlich hohe und höchste Positionen in Wirtschaft und Verwaltung einnehmen.

Tabelle 1: Beschäftigung in Zambia (1974)

Wirtschaftszweig	Zambianer	Ausländer	0	+
Landwirtschaft, Fischerei, Forstwesen	30.210	1.490	8,6	4,7
Bergbau	52.410	11.220	17,3	17,6
Verarbeitendes Gewerbe	37.640	3.180	11,1	7,8
Strom- und Wasserversorgung	3.890	500	1,1	11,4
Bausektor	64.220	4.410	18,6	6,9
Handel, Hotels, Gaststätten	29.970	3.630	9,1	10,8
Verkehrswesen	22.930	1.720	6,7	7,0
Finanzwesen, Makler etc.	12.690	1.860	4,0	12,8
Öffentlicher Dienst und Dienstleistungen	80.360	5.820	23,4	6,8
Gesamtbeschäftigung	334.320	33.830	100 %	9,2

0 = Prozentsatz an den Gesamtbeschäftigten

+ = Prozentsatz der Ausländer in diesem Sektor

1980 sind nach offiziellen Angaben 370.000 Menschen beschäftigt. Trotz der großen Bevölkerungszunahme ist die Beschäftigungszahl seit 1974 nicht gestiegen.

POLITISCHE ENTWICKLUNG ZAMBIAS SEIT DER UNABHÄNGIGKEIT

Mit der Unabhängigkeit 1964 wurde Zambia eine Republik mit Kenneth Kaunda als Staatspräsidenten. 1968 fanden die ersten allgemeinen Wahlen statt, die im regelmäßigen Turnus alle 5 Jahre wiederholt wurden. Kaunda wurde dabei in seinem Amt bestätigt (1973 und 1978).

Eines der großen Versprechen, die die UNIP vor der Unabhängigkeit der Bevölkerung gab, wurde in einem erstaunlichen Maße verwirklicht: die freie Schulausbildung - dies trifft allerdings nur für die Grundschule zu - und der freie Gesundheitsdienst. Heute gibt es in ganz Zambia Schulen und kleine Gesundheitszentren selbst in den abgelegensten Gegenden. Um aber dahin zu kommen, mußte Zambia enorme Anstrengungen unternehmen. 1964 gab es nur eine Handvoll zambianischer Akademiker, die sich um die Aus- und Weiterbildung von Lehrern oder medizinischem Personal kümmern konnten. So war die Gründung der bisher einzigen zambianischen Universität 1965 in Lusaka ein notwendiger Schritt. Diese Universität gibt Zambia die Möglichkeit, eigene Akademiker nach eigenen Zielsetzungen auszubilden, obwohl heute noch die Mehrzahl der Hochschullehrer Nicht-Zambianer ist.

1969 wurden 51 % der Anteile aller Kupfergesellschaften vom zambianischen Staat aufgekauft, wodurch sich die Regierung stark verschuldete. Erst 1973 war der zambianische Staat fähig, die vollständige Kontrolle über die Kupfergesellschaften zu übernehmen.

Das Ziel der Regierung ist es, von allen für das Land lebenswichtigen Industrien mindestens 51 % der Geschäftsanteile zu besitzen, so daß Zambia selbst über die Entwicklung in diesen Wirtschaftszweigen entscheiden kann. Trotz dieser Mehrheitsbeteiligung ist es aber noch so, daß bei den großen Industriebetrieben das Management zum größten Teil in den Händen von Ausländern liegt.

1975 wurde aller Landbesitz nationalisiert. Die Hauptgründe dafür waren: (1) daß es riesige Farmen gab, die im Besitz von Europäern waren, die außerhalb Zambias lebten und das Land nicht bewirtschafteten, (2) daß die Bodenpreise in und um die größeren Städte herum mit steigender Geschwindigkeit anzogen. Jeder, der Land bewirtschaftete oder ein Haus bewohnte, das auf einem entsprechenden Grundstück stand, bekam einen Pachtvertrag über 99 Jahre.

Einer der großen Verdienste Kaundas ist, daß er Zambia langsam zu einem Staat zusammenwachsen läßt. Alle Strömungen, die etwa den Tribalismus unterstützen, konnte er bisher gut kontrollieren. Die erste große innenpolitische Aktion nach der Unabhängigkeit zeigte Kaundas geschickte Politik. Es war die Umwandlung des bis dahin existierenden Königreichs Barotseland, das die Bevölkerung der Lozi umfaßte, in eine Provinz, die heutige Westprovinz. Diese Umwandlung geschah 1965, ohne daß es zu größeren Reibereien im Lande kam, obwohl der König und viele Lozis dieser Umwandlung nur sehr widerwillig zustimmten.

Im ersten zambianischen Parlament gab es nach der Unabhängigkeit zwei Parteien, die UNIP als Regierungspartei unter Kaunda und den ANC als Oppositionspartei unter Nkumbula. 1971 gründete der frühere Stellvertreter des Staatspräsidenten, S. Kapwepwe, eine neue Oppositionspartei, die UPP (United Progressive Party). Die UPP hatte ihre größte Anhängerschaft im Kupfergürtel und unter den Bembas. Dies brachte einige Unruhe ins Land und gerade im Kupfergürtel kam es zu handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen UPP- und UNIP-Mitgliedern. Während des Jahres 1972 einigten sich die beiden Vorsitzenden der UNIP und das ANC, Kaunda und Nkumbula, Zambia zu einem Einparteienstaat umzuformen. Nkumbula verkündigte dies auf einer vielbeachteten Versammlung in Choma, einer Stadt in der Südprovinz (bis dahin eine der Hochburgen des ANC) und trat offiziell der UNIP bei. Mitte Dezember 1972 wurde die 2. Republik ausgerufen, die Zambia zu einem Einparteien-Staat machte. Diese Entwicklung war eindeutig durch die Gründung der UPP und die daran anschließenden Ausein-

andersetzungen beschleunigt worden.

Zambias wirtschaftliche und politische Entwicklung ist seit 1964 sehr stark mit der gesamten Entwicklung im südlichen Afrika verknüpft. Kaunda setzte sich konsequent für die Befreiungsbewegungen in all den Ländern ein, die noch unter europäischer Herrschaft standen. Dabei nahm er auch in Kauf, daß Zambia große Lasten auf sich nehmen mußte. Gerade die Entwicklung in Rhodesien ist und war für Zambia besonders wichtig, da alle wirtschaftlichen Verbindungen und alle Handelswege traditionell hauptsächlich durch den Süden gehen. Die weiße Regierung in Rhodesien unter I. Smith, die sich rechtswidrig an die Macht gebracht hatte, versuchte Zambia immer wieder unter Druck zu setzen, indem die Grenzen geschlossen wurden. Dies traf Zambia besonders hart, als im August 1975 auch die Benguela-Bahn durch den Bürgerkrieg in Angola unterbrochen wurde. Glücklicherweise konnte die Tazara-Bahn, die eine Verbindung zum Hafen Daresalam (Tansania) schaffte, im Oktober des gleichen Jahres offiziell ihren Transport aufnehmen.

In den letzten Jahren wurde Zambia immer stärker in den Unabhängigkeitskampf um Zimbabwe (Rhodesien) hineingezogen. Die Rhodesier griffen fortlaufend und ständig mit härteren Aktionen auf Zambia über, mit der Begründung, sie wollten 'nur' die Camps der Freiheitskämpfer von Zimbabwe angreifen. Ende 1979 wurde der bisher stärkste Angriff der Rhodesier auf Zambia verübt, bei dem verschiedene Brücken gesprengt wurden, die die zambianischen Verbindungswege nach Norden, Osten und Süden unterbrachen. Diese Terroraktionen brachten die zambianische Wirtschaft fast völlig zum Erliegen. Es gab dadurch zum ersten Mal seit der Unabhängigkeit wieder Ausschreitungen gegen Weiße in den Städten.

Nach den Wahlen in Zimbabwe im März 1980, bei denen Mugabe als Sieger hervorging, entspannte sich die politische Lage sichtbar. Die Grenzen zum Süden wurden wieder geöffnet, so daß der Warenverkehr verstärkt über die Süd-Route abgewickelt werden konnte. Die Bevölkerung spürte die veränderte Situation unmittelbar, denn nun war ihre Versorgung gesichert und eine drohende Hungersnot konnte abgewendet werden. Auch innenpolitisch hat sich das Verhältnis zwischen Schwarzen und Weißen normalisiert.

WIRTSCHAFTLICHE ENTWICKLUNG

Seit 1964 versucht die zambianische Wirtschaft, sich von der einseitigen Kupferorientiertheit zu lösen, aber auch heute macht das Kupfer noch immer 95 % der Ausenhandelseinnahme aus. In der Zeit von 1965 bis 1969 stieg die Kupferproduktion erheblich und das Bruttoinlandsprodukt (BIP) erhöhte sich jährlich um über 10 %. Anfang der 70er Jahre fiel der Kupferweltpreis enorm, so daß von 1970 bis 1972 das BIP nur noch jährlich um 5 % stieg, und 1973 und 1974 hatte es dann nur noch eine knapp 3 %ige Steigerungsrate.

1) Die unilaterale Unabhängigkeitserklärung der weißen Bevölkerung von Süd-Rhodesien unter I. Smith (1965) erschwerte den zambianischen Außenhandel zunehmend. Zambias traditionelle Handelsverbindungen gingen durch den Süden und mussten danach mehr und mehr umgeleitet werden, da Rhodesien durch Schließung der Grenzen Zambia immer wieder unter Druck setzte. Durch den Bau der Tazara-Eisenbahn konnte der Druck teilweise gemildert werden, aber der Bürgerkrieg in Angola ließ auch die Route über Zaire-Angola zum Pazifischen Ozean ausfallen.

2) Der ständig wachsende Inlandsbedarf, gerade an Importgütern, ließ die Inflationsrate ständig steigen. Um den Inlandsbedarf zu decken, mussten immer mehr Devisen ausgegeben werden, so daß 1968 zum ersten Mal seit der Unabhängigkeit ein Außenhandelsdefizit auftrat.

3) Um die Inflation und den Inlandsbedarf zurückzudrängen, wurden die Regierungsausgaben stark gekürzt, was aber auch zur Folge hatte, daß das Wachstum der Investitionen und der ganzen Wirtschaft ins Stocken kam.

4) Durch ein großes Unglück in der Mufulira Kupfermine 1971 fiel die Kupferproduktion in Zambia gewaltig. Dazu kam das ständige Fallen der Kupferpreise auf dem Weltmarkt bis teilweise weit unter die Produktionskosten (besonders 1972 und 1975). Diese beiden Ereignisse ließen die zambianische Wirtschaft völlig aus dem Tritt kommen.

In den letzten Jahren ist die Kupferproduktion ständig zurückgegangen: Wurden 1977 noch 660.000 Tonnen produziert, so waren es 1979 nur noch 585.000 Tonnen. Einige Gründe liegen in der Überalterung der Maschinen und in der Abwanderung der ausländischen Fachkräfte. Die extremen Schwankungen der Kupferpreise auf dem Weltmarkt machen die Wirtschaft Zambias sehr anfällig und zeigen, wie groß die wirtschaftliche Abhängigkeit des Landes von außerhalb ist.

Der relative Wohlstand von Zambia ist auf einen verhältnismäßig kleinen Personenkreis beschränkt, zu dem mittelbar oder unmittelbar die meisten Europäer und der größte Teil der Asiaten gehört. Diese Beschränkung des Wohlstandes auf wenige bewirkt eine Spaltung der Bevölkerung, die ständig krasser wird. Da sich das Preisniveau nach den Möglichkeiten der zahlungskräftigen und konsumorientierten Minderheiten richtet, werden große Gruppen der Bevölkerung zunehmend unfähiger, sich Güter des täglichen Bedarfs zu kaufen.

Ich würde Zambias Wirtschaft nicht als völlig labil bezeichnen, aber von gesund würde ich auch nicht sprechen. Viele der Leute bezeichnen das Land als "kupferkrank", und dem stimme ich zu. Mit der 'Kupferkrankheit' ist gemeint, daß der partielle Reichtum durch den Kupferbergbau mindestens ebensoviele Gefahren in sich birgt, wie er von Vorteil für das Land ist.

LANDWIRTSCHAFT

Die Bedeutung der Landwirtschaft liegt vorwiegend in der Selbstversorgung der Landbevölkerung und der Versorgung der städtischen Gebiete mit Nahrungsmitteln. Für den Export ist die Landwirtschaft bisher bedeutungslos geblieben, obwohl Zambia ein großes unausgeschöpftes Potential hat. Große fruchtbare Gebiete werden nicht bewirtschaftet und auch die Möglichkeiten zur Bewässerung, die durch das reichlich vorhandene Wasser der Flüsse und Seen gegeben ist, ist bisher nur sporadisch genutzt worden. Zwei Drittel der landwirtschaftlichen Gesamtproduktion entfallen immer noch auf die Subsistenzlandwirtschaft, wo vorwiegend Mais, Maniok, Hirse und etwas Bohnen und Erdnüsse nach traditionellen Methoden mit Brandrodung und Hackbau angebaut werden. Die großen Farmen, die zum großen Teil noch von europäischen Farmern geleitet werden und entlang der Eisenbahnlinie durch die Süd- und Zentralprovinz liegen, produzieren hauptsächlich Mais und teilweise Tabak.

Durch die allgemein gute Ernte im Jahr 1976 konnte das Ziel der Selbstversorgung des Landes erreicht werden. Die Ernten der letzten beiden Regenperioden 1978/79 und 1979/80 waren aber wieder durch erhebliche Rückschläge gekennzeichnet, da durch die schwierige Transportsituation und den verstärkten Kampf um die Unabhängigkeit Zimbabwes die Kunstdüngerimporte zu spät oder gar nicht in Zambia eintrafen.

Tabelle 2:

	1976	1977	1978	1979	
Mais	8.2	7.5	6.5	3.5	Millionen Säcke 1 Sack = 90 kg
Baumwolle	3.9	8.7	8.4	14.9	Millionen kg
Tabak	6.262	5.588	3.704	4.600	Tonnen
Sonnenblumen	13.079	11.063	13.320	21.818	Tonnen
Weizen	3.459	4.741	5.378	5.000	Tonnen
Erdnüsse	8.371	4.127	7.462	7.995	Tonnen

Die gesamte landwirtschaftliche Produktion ist um 9 % im Jahre 1979 gefallen: Aus einem Maisexportland ist Zambia zu einem Importland geworden. Zur Eigenversorgung werden 7.2 Millionen Säcke Mais und 160.000 Tonnen Weizen benötigt. Diese Zahlen offenbaren die dramatische Verschlechterung der Versorgungslage des Landes. Dagegen ist die Baumwollproduktion, für die die Regierung subventionierte Preise zahlt, überproportionell gestiegen. Das Gleiche gilt für Sonnenblumen: Um aus dieser Misere herauszukommen, plant die Regierung, in jeder Provinz 20.000 ha Staatsfarmen mit fremder Hilfe aufzubauen und zu bewirtschaften. Es ist noch nicht abzusehen, ob diese Politik das Land in noch größere Abhängigkeit von ausländischem Kapital führt oder die erhoffte Eigenversorgung und damit mehr Unabhängigkeit bringt.

VERWALTUNGSEINTEILUNG ZAMBIAS

Zambia ist in 9 Provinzen eingeteilt: Westprovinz, Nordwestprovinz, Südprovinz, Zentralprovinz, Copperbelt (Kupfergürtel), Lusaka, Luapulaprovinz, Nordprovinz und Ostprovinz.

Jede Provinz wird von einem "Minister of State", der Mitglied der Zentralregierung ist, geleitet; und es wird ihm von der UNIP ein Mann für die politischen Fragen zur Seite gestellt. Die "Minister of State" werden direkt vom Regierungschef eingesetzt.

Jede Provinz ist dann nochmals in Distrikte eingeteilt, so daß das ganze Land aus 54 Distrikten besteht. Jeder Distrikt untersteht einem District Governor (DG). Der DG ist der höchste Mann in der Administration und in der politischen Führung (UNIP) in einem Distrikt. Er wird direkt vom Staatspräsidenten ernannt und untersteht ihm auch direkt. Der DG ist die Person im Distrikt, die alle Aktivitäten im Distrikt kontrollieren soll.

PHILOSOPHIE DES ZAMBIANISCHEN HUMANISMUS

Am 27. April 1967 erklärte die UNIP auf ihrer Konferenz im Stadtteil Matero in Lusaka den Zambianischen Humanismus zur nationalen Philosophie. Er ist stark vom christlichen Glauben bestimmt und gründet auf dem Gebot: "Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst". Ziel ist eine Gesellschaft, in deren Mittelpunkt der Mensch steht (man-centred society).

"Der Zambianische Humanismus ist eine Lebensweise, welche dem Menschen eine große Bedeutung zuspricht, - seiner Fähigkeit, seinen Angelegenheiten und seinem weltlichen Streben -. Sein ganzes Konzept ist gegründet auf das zambianische kulturelle Erbe und seiner Anwendung unter mo-

dernen Konditionen, sein Recht auf Würde und die Bedeutung des Menschen und seiner geistigen Fähigkeit, sich selbst zu verwirklichen.

Seine Theorie bringt ein Erwachen für revolutionäre Änderungen mit sich, wie z.B. die Dezentralisierung der Macht, so daß die Leute aktiv teilnehmen können in der Partei und an der Regierung des Landes. Es schließt auch einen Kodex für Verantwortung und harte Arbeit ein, der nicht von oben herab von einer strengen Beamtenschaft durchgedrückt wird, sondern der aus dem Geist des Menschen erwächst. Der Mensch, um den sich die ganze Philosophie des Humanismus dreht, sollte sich von innen heraus aus Liebe freiwillig ändern und nicht, weil er bedroht wurde.

Wie der Kommunismus ist die zambianische Philosophie 100 %ig gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, aber sie glaubt nicht wie der Kommunismus an die völlige Ausschaltung der privaten Unternehmer. Sie erlaubt harte Arbeit und Selbstvertrauen, weil sie den Glauben an die notwendige Freiheit des Menschen hat, sein Leben selbst zu führen und sein Arbeitsfeld selbst zu verbessern. Diese Freiheit ist ihm unter der Bedingung gegeben, daß er die Freiheit, die er genießt, nicht ausnutzt für eine Form der totalen Ausnutzung seines Mitmenschen, daß sein Einkommen nicht über alle vernünftigen Grenzen hinausgeht, und daß der Kapitalgewinn eines Unternehmers nicht nur auf einer Bank angesammelt wird, ohne daß er teilweise wieder benutzt wird zum Guten der Gesellschaft, durch die das Unternehmen seinen Erfolg erzielen konnte.

Der Humanismus glaubt auch an die Gleichheit der Menschen. Dieses bedeutet gleiche Möglichkeiten für jeden Bewohner, und als Ergebnis dessen sind Dienstleistungen im Gesundheitswesen frei. Für die Ausbildung von der Grundschule bis zum Universitätsabschluß braucht nichts bezahlt zu werden, und alle sonstigen lebenswichtigen Dienste wie z.B. der öffentliche Verkehr sind völlig verstaatlicht.

Andere wichtige Richtlinien beinhalten die kooperativen Anstrengungen unter den Mitgliedern einer Gemeinschaft: Kommunalismus. Das bedeutet kollektive Anstrengung der Mitglieder einer Gesellschaft für ihre Entwicklung und die Übernahme der Verantwortung für das System der Großfamilie, für die Alten und die Schwachen; Patriotismus und Respekt vor der Autorität.

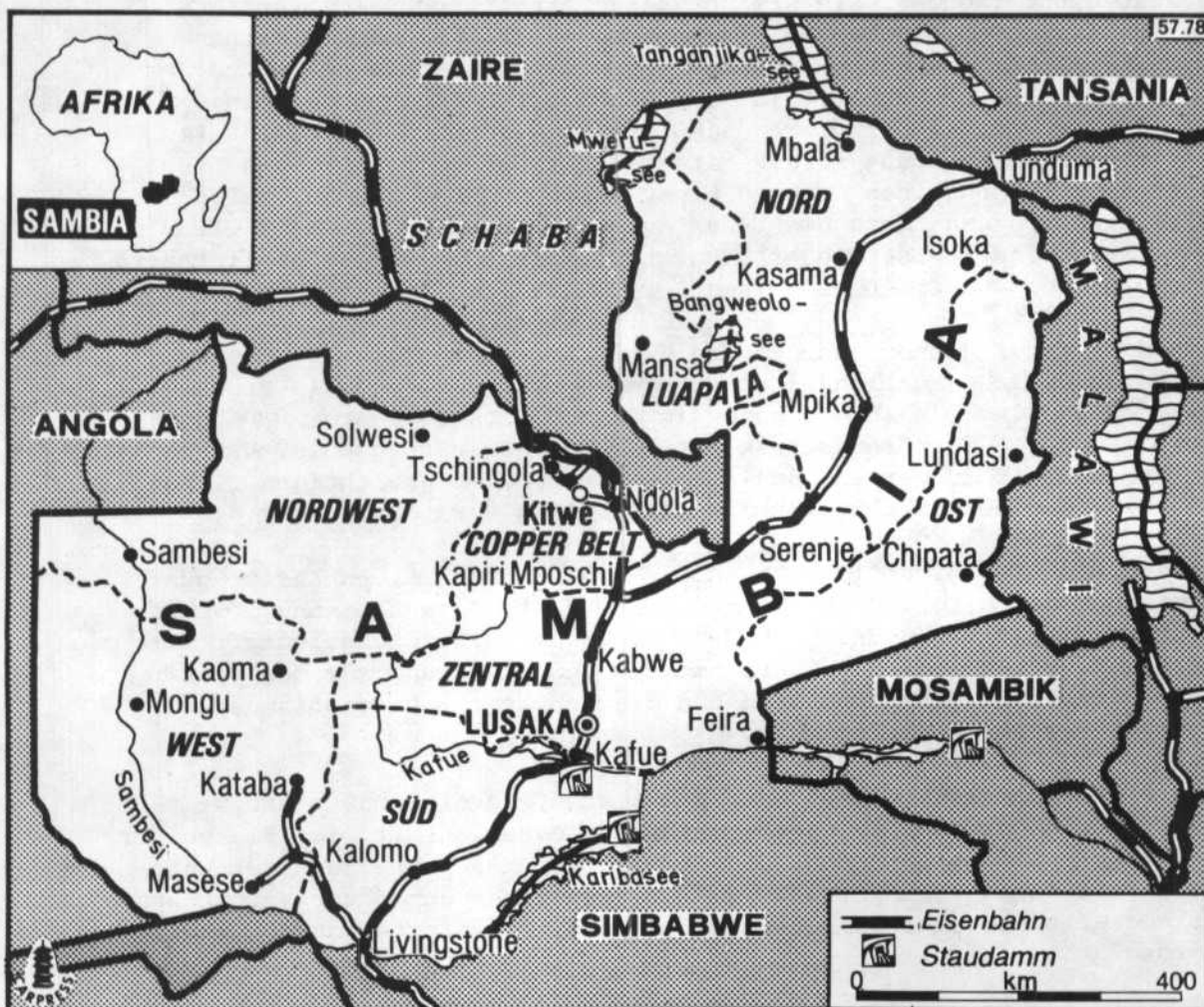
Diese Philosophie schließt sehr praktische, revolutionäre und weitreichende Änderungen in der Struktur der Gesellschaft ein. Einige der Änderungen sind jetzt schon eingetreten. Nur 13 Jahre nach der Unabhängigkeit sind viele revolutionäre soziale Maßnahmen zur Verbesserung der Gesellschaft und besonders der Unterprivilegierten durchgeführt worden".

Der zambianische Humanismus beruht auf folgenden Prinzipien, die man in Zambia immer wieder lesen kann:

1. der Mensch als Mittelpunkt
2. die Würde des Menschen
3. die Nicht-Ausbeutung des Menschen
4. gleiche Chancen für alle

5. harte Arbeit und Selbstvertrauen
6. Zusammenarbeit
7. die Großfamilie
8. Loyalität und Patriotismus
9. partizipatorische Demokratie.

Von mir aus möchte ich zum zambianischen Humanismus sagen, daß er wirklich schon einiges in Zambia bewirkt hat, was das Land positiv von vielen anderen Ländern unterscheidet (z.B. dürfen alle Leute, die einen öffentlichen Posten bekleiden, keine Nebeneinnahmen haben aus zusätzlichen Posten, aus irgendwelchen Unternehmungen oder aus privatem Besitz). Viele positive Ansätze des zambianischen Humanismus werden aber auch durch die Administration und gerade durch den Mittelbau der Regierung und der Partei oft zur Unkenntlichkeit mißinterpretiert, so daß nicht mehr viel von der großen Idee übrigbleibt.



Gossner Mission
Handjerystraße 19/20
1000 Berlin 41

Else Furthmüller
P.O. Box 126
Kathmandu, NEPAL

Amp Pipal, November 1980

3. Rundbrief

Namastee, liebe Freunde!

Es gibt so viel zu erzählen und ich weiß fast nicht, womit ich beginnen soll.

Ich unterrichte nun fast zwei Jahre an der Schule in Amp Pipal. Ich muß sagen, das zweite Jahr war in vielem leichter als das erste. Ich fühle mich viel freier und kann mich in der Klasse sicherer bewegen, da ich nun doch schon recht gut Nepali gelernt habe. Dieses Jahr habe ich die Klassen 6 bis 9, wobei die 6. Klasse geteilt ist. Die schwierigste Klasse ist die 8. Klasse, da es 60 Schüler sind, mit beträchtlichen Alters- und Entwicklungsunterschieden. Manchmal mußte ich mich schon zwingen, und gerade für diese Klasse fiel mir das Vorbereiten oft recht schwer.

Aber gerade dabei merkte ich, daß, wenn ich widerwillig in die Klasse gehe, es die Schüler merken und entsprechend reagieren bzw. sich verhalten, aber wenn ich froh und gerne kam, dann war es gar nicht so schlimm.

Das Schuljahr geht Mitte Dezember zu Ende, und wenn ich zurückblicke, dann gab es doch einige Veränderungen.

Aufgrund der Unruhen im letzten Schuljahr wurden der Rektor und der Konrektor versetzt. Der neue Rektor versuchte sein Bestes, konnte aber nicht alle Streiks und Unruhen verhindern. Nachdem sich die Schüler dann Ende Februar beruhigt hatten, gingen die Lehrer für 3 Wochen auf Streik. Der Streik war landesweit. Die Forderungen meiner Kollegen waren z.B. gleiche Behandlung aller Staatsbeamten; Sie wollen mehr Lohn; Angleichung der Löhne von Grund- und Mittelschullehrern; Pension, die es bis jetzt für die Lehrer noch nicht gibt, wohl aber für die anderen Staatsangestellten; vermögenswirksame Leistungen usw. Das sind alles Forderungen, die in Deutschland selbstverständlich sind, hier muß dafür noch gekämpft werden.

Ich hatte die Streiktage benutzt, um zwei Kolleginnen der UMN in Lapsibot zu besuchen. Das ist nochmals 8 Stunden nördlich von Amp Pipal. Damals blühten die Rhododendren in voller Pracht, und wir unternahmen Wanderungen zu den höher gelegenen Rhododendronwäldern, wo wir auch das Himalayapanorama genießen konnten.

Die vom König angekündigte Volksabstimmung fand am 2. Mai 80 statt. Davor waren die Vertreter des Panchayatsystems (parteilose Demokratie) und des Mehrparteiensystems sehr aktiv mit öffentlichen Veranstaltungen und im Verteilen von Propagandamaterial. Oft kam es auch zu Schlägereien zwischen den Gruppen.

Hier in der Gegend um Amp Pipal waren die chinesischen Kommunisten am aktivsten - auch die Schüler bekannten sich zu dieser Gruppierung. Obwohl es bei der Volksabstimmung nur um die Wahl des Systems ging, kam es unter den Vertretern des Mehrparteiensystems: chinesischen Kommunisten, russischen Kommunisten und Congressanhängern zu bösen Schlägereien. Dies hatte teils negative Auswirkungen auf die Dorfbevölkerung, die Angst bekam, wenn solche Leute an die Macht kämen.

Trotzdem beeinflussten die Jüngeren die Älteren stark, und mancher Schüler sagte seinen Eltern, daß sie ihr Kreuzchen auf den blauen Teil des Wahlzettels (Mehrparteiensystem) machen mußten und ja nicht auf den gelben. Die Wahl verlief in Amp Pipal ruhig und ohne Zwischenfälle.

Das offizielle Wahlergebnis wurde am 14. Mai bekanntgegeben: 54.79% für Panchayatsystem und 45.21% für Mehrparteiensystem. In insgesamt 17 von 75 Distrikten errangen die Anhänger des Mehrparteiensystems die Mehrheit, darunter in allen 3 Distrikten im Kathmandutal. Die Wahlbeteiligung lag bei 66%, was für ein Land wie Nepal eine hohe Wahlbeteiligung heißt. Kurz nach der Wahl meldeten sich einige der unterlegenen Gruppen in Pamphleten zu Wort. Sonst war es ruhig - über die Manipulation der Wahl etc.

An der Schule hatten wir am 13. Mai einen unschönen Vorfall. Die Schüler prügelten auf einen Lehrer ein, der ihnen schon lange ein Dorn im Auge war. Sie hatten Stöcke mit Nägeln an der Spitze bei sich und warfen Steine durch die Fenster des Lehrerzimmers. Nur mit Hilfe der herbeieilenden Dorfbevölkerung konnten die Schüler beruhigt werden. Wenige Tage später starteten sie eine kleine Aktion gegen die Ladenbesitzer. Diese fühlten sich so bedroht, daß sie am nächsten Tag mit dem Pradhan Pancha (Gebietsvorsteher) nach Gorkha zum Distriktsvorsteher gingen. Dieser kam dann für 2 Tage nach Amp Pipal - besuchte Krankenhaus und Schule - und sprach mit den wichtigsten Vertretern. Ich persönlich fand es schade, daß er nicht die Chance wahrnahm, mit den gerade neu zugelassenen Vertretern der Schülerunion zu reden.

Gut war, daß Mitte Juni die Sommerferien begannen und die Schüler beim Reispflanzen eingespannt waren. Für mich war es die Möglichkeit, mal wieder Abstand von Amp Pipal zu bekommen. Ich reiste nach Kashmir und verbrachte dort einen erholsamen Urlaub, fern von Monsun und großer Hitze.

In Srinagar (Hauptstadt von Kashmir) war ich in einer Moslemfamilie zu Gast, und erlebte die Doppelhochzeit der beiden ältesten Söhne mit. So bekam ich einen guten Einblick in die Sitten und Gebräuche einer Moslemfamilie. Daneben hatte ich noch Gelegenheit, das Land kennenzulernen, und in den Bergen fühlte ich mich wie daheim im Schwarzwald - Fichtenwälder, Margeriten, Vergißmeinnicht - Hahnenfüße und Lupinen auf großen Wiesen, dazu kleine Bachläufe. Es gab Aprikosen, Kirschen, Pfirsiche, Mangoes, Walnüsse, Mandeln und dann die hervorragende Kashmiriküche. Wie immer ging der Urlaub zu schnell vorbei, trotzdem ging ich gerne wieder "heim" nach Amp Pipal - wo es noch viel regnete, alles schimmelte und nichts trocknete.

Leider konnte ich erst im September mit der Schule wieder beginnen, weil ich den ganzen August über mit Thyphoid-Fieber im Bett war. Ich habe mich inzwischen wieder gut erholt und habe keinerlei Beschwerden mehr. Meine Kollegen von der UMN im Krankenhaus sorgten bestens für mich. Ich bin dankbar, daß die Krankheit so milde verlief.

Mit Unterrichten war in den letzten Wochen nicht mehr viel los, es gab viel Ferien: Dasain und Tiharfesttage sowie einzelne Feiertage, dann die Vorbereitung für das Distriktsportfest, Klassenzimmer pflastern, usw. Nun stehen noch die Jahresabschlußprüfungen bevor und die für mich unangenehmste Arbeit im Lehrerberuf - das Zeugnisse-Machen.

Privat war das vergangene Jahr auch ein Jahr der Besucher - alleine 20 Besucher aus Deutschland, sowie noch einige andere Freunde.

Langweilig wurde es mir also nie - eher war ab und zu zuviel los. Doch für mich waren der Austausch und die Gespräche in Deutsch immer recht hilfreich, die Möglichkeit, mich in Frage stellen zu lassen, die eigene Arbeit aus einem anderen Blickwinkel zu sehen...

Noch ein Jahr steht vor mir, und dann werden schon 3 Jahre vorbei sein. Viel zu schnell, möchte ich schon heute sagen.

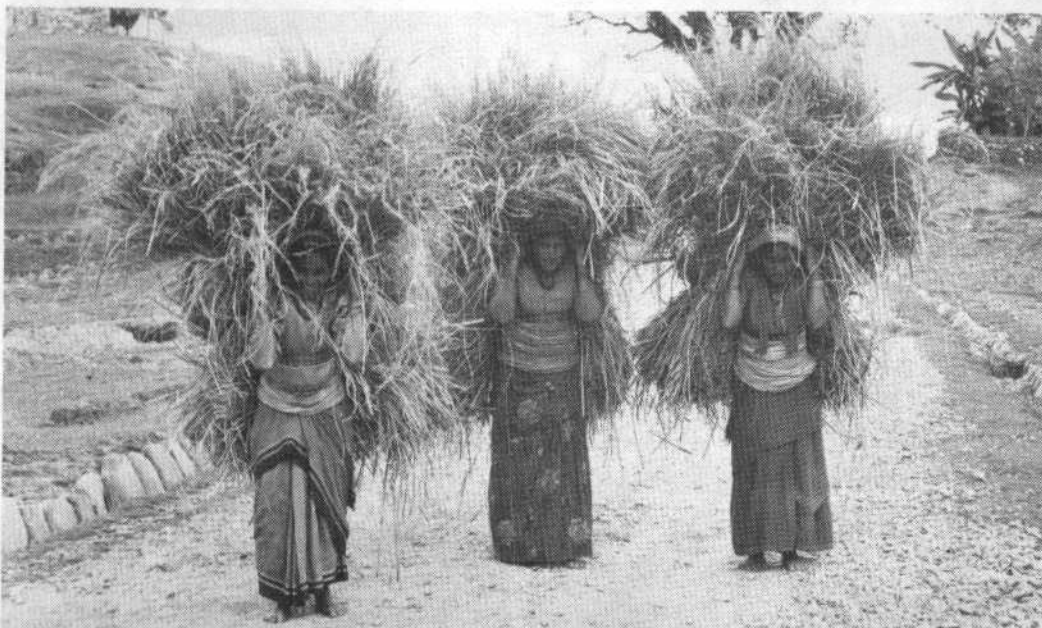
Else Furthmüller



Strickgruppe



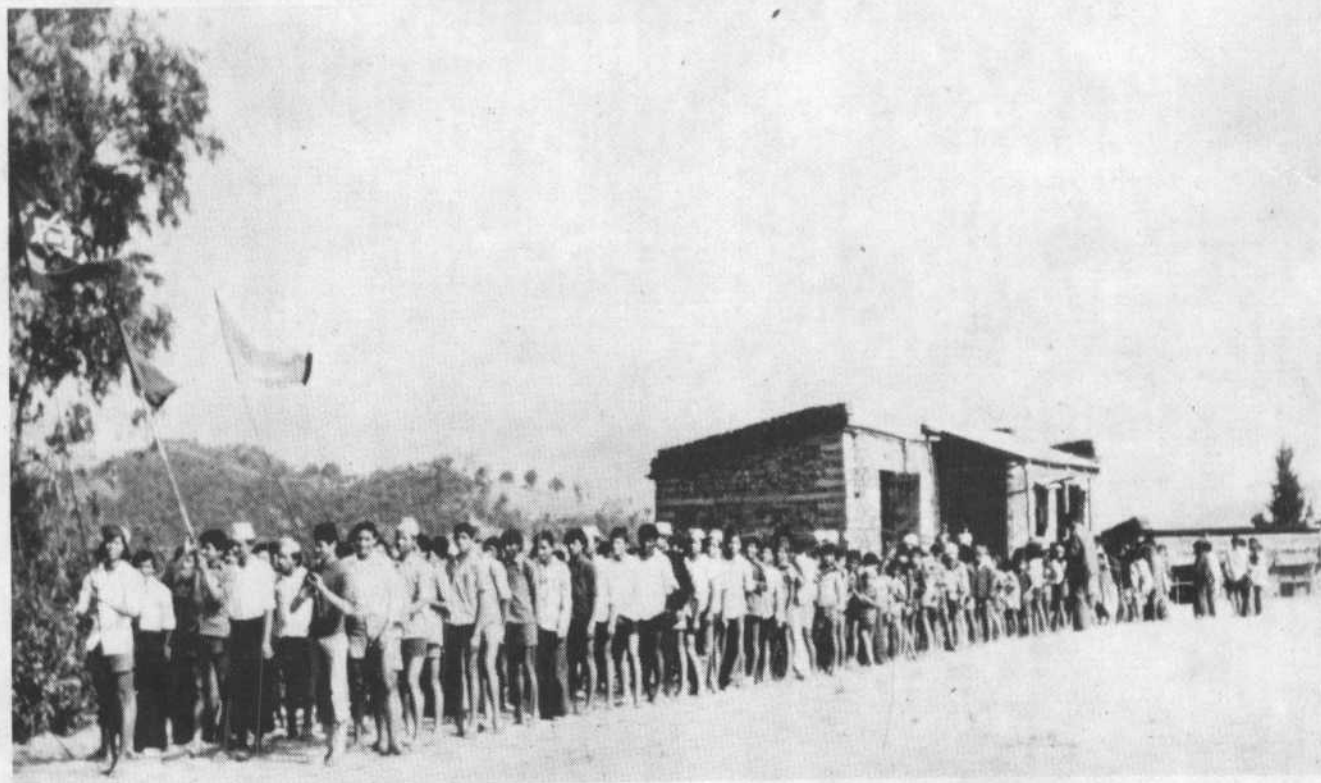
Nach der Schule
kommt die Hausarbeit



Reisernte



Anschaulicher Physikunterricht in Klasse 6



Sportfest